H. misc. 187-2

Baier

<36628773790016

<36628773790016

Bayer. Staatsbibliothek

H. misc. 187 -2

Baier

Denkwürdigkeiten

aus der

Menschen- Völker-

und

Sittengeschichte

alter und neuer Zeit.

Zur

angenehmen und belehrenden Unterhaltung

für alle Stände.

Von

Samuel Baur,

Königl. Würtemberg. Dekan und Pfarrer in Alpeck und Göttingen.

Zweiter Band.

Ulm, 1820.

Im Verlage der Stettinischen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ueber

Entstehung und Verhütung

der

Scharlachkrankheit.

Von

Dr. Carl Wunderlich

Basel,
Verlag von Schweighauser'sche Sortimentsbuchhandlung.
1850.

Innhalt.

Erste Abtheilung.

Biographie.

Seite.

Ulrich Zwingli. Chorherr und Prediger in Zürich. 3.

1. Erziehung, wissenschaftliche Ausbildung und erste Anstellung. —
2. Fortschritte zur bessern Erkenntniß und Beförderung derselben in Glarus und Einsiedeln. 7.
3. Zwingli bestreitet in Zürich den päbstlichen Ablaß. 14.
4. Fortgesetzter Kampf gegen die Feinde des Lichts. 19.
5. Wie und worinn Zwingli reformirte. Sein häusliches Leben, seine Feinde und seine Brüder. 25.
6. Der Widerspruch der katholischen Kantone hindert den Fortgang der Reformation nicht. 33.
7. Die Wiedertäufer. Religionsgespräche in Basel und Bern. 37.
8. Luther und Zwingli Religionsgespräch zu Marburg. 46.
9. Kampf der Partheien in der Schweiz. Vielfaches Ungemach, das auf Zwingli losstürmte. 53.
10. Die Schlacht bei Capel. Zwingli's Tod. 60.

Zweite Abtheilung.

Biographische Fragmente.

I. Etwas von Pabst Sixtus dem Fünften. 66.

Seite.

II. D. Martin Luther in Jena. Aus einer handschriftlichen Chronik. 69.
III. Der Arzt Sylvius, ein berüchtigter Geizhals. 79.
IV. Der Arzt Georg Ernst Stahl. 82.
V. Die Königinn Christina von Schweden. 85.
VI. Tod der Kaiserinn Katharina der Zweiten von Rußland. 90.

Dritte Abtheilung.

Scenen aus der Völkergeschichte.

I. Verfolgungen der Juden durch die Christen. Scenen religiösen Fanatismus. 96.
1. Judenverfolgung zur Zeit der Kreuzzüge. —
2. Die Juden als Urheber der Pest verfolgt. 100.
3. Entweihte Hostien bringen über die Juden großes Ungemach. 106.
4. Schicksale der Juden in verschiedenen europäischen Ländern. 112.
II. Gemählde aus der Klosterwelt. Sittenlosigkeit der Mönche und Nonnen im Mittelalter. 121.

Vierte Abtheilung.

Kriegerische Ereignisse.

I. Deutscher Rittergeist zur Zeit der Kreuzzüge. 132.
II. Der Ritter Gozon und das Krokodill. Beweis seltenen Heldenmuthes. 137.
III. Einnahme des festen Schlosses Landstuhl. Im Jahr 1523. 144.
IV. Die Schlacht bei Zenta. Im Jahr 1697. 153.
1. Des Prinzen Eugen Vorbereitungen zur Besiegung der Türken. —

Seite.

2. Der Türken gänzliche Niederlage bei Zenta. 157.
3. Eugens Rückkehr nach Wien. Kaiserliche Ungnade. Aussöhnung und Belohnung. 161.

V. Fragmente aus Napoleons Feldzügen. Beiträge zu seiner Charakteristik. 165.

1. Die Expedition nach Egypten, —
2. Napoleon, nach der Schlacht bei Jena. 171.
3. Die Franzosen in Moskau. 173.
4. Napoleons Menschenopfer. 184.

Fünfte Abtheilung.

Reiseabentheuer.

I. Schicksale eines reisenden Schottländers in Spanien. 187.
II. Schiffbruch, Hungersnoth und andere Drangsale einiger Engländer in Amerika. Beschrieben von dem Schiffskapitain Johann Dean. 193.
III. Traurige Schicksale eines Seefahrers, der auf eine wüste Insel verschlagen wurde. 207.
IV. Begebenheiten des Kapitain Bligh und seiner Unglücksgefährten auf einer Seereise. 212.

1. Geheime Verschwörung gegen den Kapitain Bligh und einige seiner Gefährten. Sie werden aus dem Schiffe verstossen. —
2. Gefahren und Abentheuer auf der Insel Tofoa. 216.
3. Harte Kämpfe mit den Elementen, dem Hunger und andern Beschwerden. 223.
4. Ankunft auf Neuholland. 229.
5. Ende der gefahrvollen Fahrt. Ankunft im Vaterland. 234.

Sechste Abtheilung.

Ausserordentliche Natur-Ereignisse.

I. Beschreibung der fürchterlichen Pestseuche, die Neapel verwüstete. 241.

Seite.

1. Veranlassung zum Ausbruch der Pest. Sorglosigkeit der Regierung 241.
2. Unwirksame Maaßregeln zur Ausrottung des Uebels. Schröcklicher Charakter desselben. 244.
3. Innerliche Unordnung und Zerrüttung. Allmähliche Abnahme. 249.

II. Das Erdbeben zu Lissabon. Im Jahr 1755. Nach dem Berichte eines Augenzeugen. 255.
1. Gemählde der Verwüstung, welche das Erdbeben anrichtete. —
2. Erzählung eines Augenzeugen von den ersten Ausbrüchen des Erdbebens. 261.
3. Verwüstungen durchs Wasser. Wanderschaft über schaudervolle Ruinen 266.
4. Feuersnoth und andere Ereignisse. Schluß. 273.

Siebente Abtheilung.

Historische Kuriositäten.

1. Mönchssitten. 283.
2. Die Wundarzneikunst in der Wiege. 284.
3. Aus einer alten Rathsrechnnng. 285.
4. Luthers Fehdebrief gegen Juristen und lange Processe. 287.
5. Ein Mensch als Währwolf zum Tode verurtheilt. 288.
6. Komödien im sechzehenten Jahrhundert. 290.
7. Das Verbot der Priesterehe aus den Annalen des römischen Hofes im Mittelalter. 292.
8 Kuriositäten aus Predigten. 296.
9. Aus einer alten Siegespredigt. 299.
10. Ursprung der Benennung deutscher Michel. 301.
11. Triumph der Mahlerkunst. 302.
12. Weibertreue bei den Persern. 305.
13. Freundschaftsbezeugungen der Kamtschadalen. 307.
14. Einführung des neuen Kalenders in Rußland. 309.
51. Außerordentliche Körperstärke. 310.
61. Der kleine Wunderdoctor. 312.
71. Abschaffung der Tortur in Schottland. 314.

Seite.

18. Das Lustlager bei Zeithayn. 318.
19. Gerichtliche Vorstellung des Brandenburgischen Predigers Wesel an einen geheimen Rath in Berlin. 319.
20. Der dicke Mann. 321.
21. Ursprung der Processe. 323.
22. Ursprung der Inquisition. 324.
23. Jesuiten vor den Jesuiten. 326.
24. Merkwürdigkeiten vom Buchstaben A. —
25. Sünden der Setzer und Korrectoren 327.
26. Das wüthende Heer. Eine Mordgeschichte. —
27. Eine feine Betrügerei. 333.
28. Ein englischer Kriminalproceß. 335.
29. Englische Gaunerstreiche. 339.
30. Ein Hexenproceß aus dem Jahr 1794. 341.
31. Beitrag zum kirchlichen Patronats-Unfug. 346.
32. Eine Indianerinn, die sich freiwillig verbrennt. 348.
33. Die Kartenspieler. 351.
34. Französischer Preß- und Bücherzwang. 352.
35. Uebertritt des jetzigen Königs von Schweden zur lutherischen Kirche. 353.
36. Aufschriften an öffentlichen Gebäuden und Privathäusern. 355.

Achte Abtheilung.

Anekdoten.

1. Sonderbare Lebensrettung. 358.
2. Sonderbare Bestrafung ehelicher Untreue. 359.
3. Aufstand wegen der Kellerhälse. 360.
4. Bigotte Verblendung. 361.
5. Kluge Replik. 362.
6. Ein Fürst, der gern Wahrheit hört. —
7. Luthers Feinde. 363.
8. Praktische Antwort. 364.
9. Der Falschmünzer. —
10. Sonderbare Begriffe von Ehre. —
11. Charakteristik der Nationen. 365.
12. Popularität König Heinrichs des Vierten. 366.
13. Logau. —
14. Was nicht die Gelehrten für Einfälle haben! 367.

		Seite.
15.	Die besonnene Antwort.	368.
16.	Der Weg zum Throne.	—
17.	Ein seltenes Manifest.	369.
18.	Thomasius und sein Nachbar.	371.
19.	Edle Freimüthigkeit.	372.
20.	Beitrag zu einer neuen Sammlung von Musterbriefen.	—
21.	Der Staatsmann.	373.
22.	Das Werk der Hand.	—
23.	Eine unerwartete Abfertigung.	—
24.	Zwei Wortspiele.	374.
25.	Seltsames militairisches Avancement.	375.
26.	Ein Witzfunke von Dreyer.	—
27.	Die Leipziger Stadtsoldaten.	376.
28.	Der Edelmann und sein Barbier.	378.
29.	Kirchliche Fürbitte.	379.
30.	Der kluge Amtmann.	—
31.	Der Kaiser Joseph und sein Reisegefährte.	381.
32.	Ehrfurchtsbezeugungen gegen die Kaiserinn Katharina II.	382.
33.	Die spanischen Mönche und der Dieb.	—
34.	Die Folter.	384.
35.	Der Autor und sein Verleger.	385.
36.	Die Collecte,	—
37.	Der Pabst und der Officier.	386.
38.	Die Doctorwürde.	—
39.	Die Amnestie.	387.
40.	Der reisende Prinz.	—
41.	Tod des Generals Morand.	388.
42.	Die Macht des Gewissens.	389.
43.	Strenger Befehl.	390.
44.	Die Ausrufer.	—
45.	Der Friedenssaal.	391.
46.	Preßzwang.	—

Denkwürdigkeiten
aus der
Menschen- Völker-
und
Sittengeschichte.

Zweyter Band.

BIBLIOTHEK
DES
LEHRER-
SEMINARS

Erste Abtheilung.

Biographie.

Ulrich Zwingli.

Chorherr und Prediger in Zürich.

1.

Erziehung, wissenschaftliche Ausbildung und erste Anstellung.

Zu eben der Zeit, da Luther in Sachsen das lastende Joch geistlicher Tyranney und die Blendwerke listigen Truges zertrümmerte, trat auch in der Schweiz ein erleuchteter Streiter für's Evangelium auf, mit einem Muthe, den nur das Gefühl der reinsten Absicht giebt. Sein Name ist Ulrich Zwingli.

Gebohren war dieser hochverdiente Stifter der reformirten Kirche am ersten Januar des Jahres 1484 (also nicht zwei volle Monate später als Luther) in dem Bergdorfe Waldhausen, in der schweizerischen Grafschaft Toggenburg. Das Haus, in welchem er das Weltlicht sah, ist, seinen Grundpfeilern und Hauptwänden nach, jetzt noch dasselbe,

 welches

welches es damals war, freilich äußerst hinfällig, und mehr eine elende Hütte, als eine ordentliche menschliche Behausung. Sein Vater war in dem Dorfe Amman oder Schultheiß, eine Stelle, welche ihm die Gemeinde aus freier Entschließung übertragen hatte. Weil er bei dem Knaben Anlagen und viel Lernbegierde gewahr wurde, so beschloß er ihn einen Priester werden zu lassen. In dieser Absicht übergab er ihn frühe der Leitung und Unterweisung seines Bruders Bartholomäus Zwingli, Dekans und Pfarrers zu Wesen. Dieser nahm seinen Neffen mit Liebe auf, und ertheilte ihm die erste Unterweisung in den Grundlehren der Religion — mit allen den Zusätzen und Mißdeutungen vermengt, die in jenen Zeiten päbstlich-mönchischer Verfinsterung herrschend war. Die andern Lehrstunden füllte der Elementarunterricht in den alten Sprachen aus.

Kaum zehen Jahre alt, verließ Zwingli das Haus seines Oheims, besuchte darauf die Schule zu Basel, und kam von da nach Bern, wo er besonders an dem gelehrten Rector Wölflin (Lupulus) einen trefflichen Lehrer fand. Ausser der lateinischen und griechischen Sprache erlernte er hier auch die Elemente der hebräischen, und auf dem klassischen Boden, wo immer das Größte zum Leben kam, nährte und veredelte sich sein aufstrebender Geist. Der mit Geschmack, Scharfsinn, Urtheilskraft und philologischer Tiefe ausgerüstete Rector drang nicht allein bei seinen Schülern auf mechanische Sprachfertigkeit, sondern er verband damit, als oberstem Zweck, das Studium der alten Klassiker dergestalt, daß er ihren Geist in die Seelen der Schüler hinüber leitete, ihr Gefühl für das Schöne und Erhabene, was in ihnen lag, schärfte, und so die Weihe ihres innern Menschen dadurch erzielte. Mit inniger Freude

bemerkte

bemerkte der verständige Lehrer Zwingli's Fortschritte, und schon jetzt konnte derselbe seinen Eltern die Zusicherung geben, daß sich ihr Sohn einst über das Gemeine erheben werde. Weniger wegen seiner vorzüglichen Gaben, als wegen seiner vortrefflichen Singstimme, lockten ihn jetzt schon die Dominikaner zu Bern in ihr Kloster; allein seine Verwandten foderten ihn zurück, und schickten ihn, zur Erlernung der Philosophie, nach Wien.

Wie nützlich er seine Zeit in der Hauptstadt des deutschen Kaiserthums angewendet habe, erhellet unter andern daraus, daß er, sogleich nach seiner Rückkehr ins Vaterland, zu Basel zum Schulhalter bei St. Martin ernannt wurde, und in seinem ein und zwanzigsten Jahre die Magisterwürde erhielt. Er ertheilte nun Unterricht in der Erlernung der Sprachen und freien Künste, und setzte das Studium der Philosophie, zur übenden Ausbildung seiner Verstandeskräfte, mit rastlosem Eifer fort. Zugleich wandte er sich nun auch zur Theologie, und ein Glück für ihn war's, daß er an dem Professor Thomas Wyttenbach einen Lehrer fand, der, besser als viele andere, die höchst fehlerhafte Beschaffenheit der römischen Kirche erkannte, und sie seinen Schülern andeutete. Niemand war empfänglicher für diese belehrenden Winke als Zwingli, und zeitlebens bewahrte er das Andenken an diesen Lehrer in einem dankbaren Herzen; besonders versicherte er von ihm gelernt zu haben, daß das ganze Ablaßgeschäfte nichts als Blendwerk und Betrug sey.

Zur Erholung von ernsthaften Studien trieb Zwingli von frühen Jahren an die Tonkunst, und war, wie Luther, zeitlebens ein warmer Freund und in höherem Grade ein Kenner derselben, als dieser. Einer seiner Zeitgenossen sagt von ihm: „ich habe

nie

nie von einem gehört, der in der Kunst Musica, das ist im Gesang und allen Instrumenten der Musik, als Lauten, Harpfen, Geigen, Abägli, Pfeifen, Schwäglen, (als gut als ein Eidgenoß) dem Trummschelt, Hackbrett, Zinken und Waldhorn so erfahren gewesen, als Zwingli. Was man dergleichen erdacht, konnte er es so schnell, also bald er es zu Handen nahm, und war dazu so gelehrt, wie obsteht. Item er aß und trank mit allen Menschen, die ihn luden, verachtete Niemand, er war barmherzig gegen armen Leuten und allwegen in Freud und Widerwärtigkeit eines frölichen, männlichen Gemüths, der sich kein Uebel erschrecken ließ, sondern war allwegen trostlichen Gemüthes und tapferer Rede. Er redete auch nichts ohne des göttlichen Wortes Bewährnissen. Hinterm Wein richtete er diese Dinge nicht aus, aber an der Kanzel sah er keinen an, weder Pabst, Kaiser, König, Herzog, Fürsten noch Herren, auch die Eidgenossen nicht." So war also in seiner Person der gefällige Weltmann mit dem entschlossenen Helden und Märtyrer, der Mann von Geschmack und Lebensart mit dem frommen Eiferer vereiniget. An seinem Beispiele sieht man, daß man fromm und heilig bei heiterer Laune, daß man groß und kühn auch ohne Schwärmerey seyn kann.

Zum erstenmal predigte Zwingli im Jahr 1506 zu Rapperswyl, dann las er an seinem Geburtsorte die erste Messe, und kam darauf als Pfarrer nach Glarus. Hier fand er erwünschte Muße, das bisher Erlernte zu sichten und zu ordnen, und zugleich seine Kenntnisse zu erweitern. Nichts genügte seinem denkenden Geiste weniger, als das verstandlose Messelesen, der leere Ceremoniendienst, und alles Handwerksmäßige seines Standes. Bei einem täglichen Forschen in der heiligen Schrift gieng ihm

bald

bald die Morgenröthe einer besseren Erkenntniß auf. Schon damals warf er tadelnde Seitenblicke auf das menschlich erkünstelte und erdichtete Mach- und Blendwerk, was man den Laien unter der falschen Firma der Religion des göttlichen Wortes anpries und aufheftete. Was die Gesinnung veredelte, das Herz erwärmen, moralische Gefühle aufregen, Erbauung und Tugend befördern konnte: das schien ihm jetzt allein der Erforschung und Aufbewahrung werth; und diese Beziehung war es hauptsächlich, in welcher er die Geschichten des Valerius Maximus auswendig lernte. Am meisten aber fesselten ihn die Briefe des Apostel Paulus, die er nicht nur aus einer Handschrift abschrieb, und wörtlich in seinem Gedächtnisse aufbewahrte, sondern auch mit den besten Erläuterungen der Kirchenväter und spaterer Schriftausleger versah. Weil seine Einkünfte nicht hinreichten, sich die Werke dieser Schriftsteller zu kaufen, so gab ihm der päbstliche Legat in der Schweiz dazu ein Jahrgeld von fünfzig Gulden: nicht ahnend, daß die Studien des jungen Forschers dem Pabstthum so nachtheilig werden dürften. Zwingli's Art zu studiren, und seine Predigten brachten ihn zwar jetzt schon bei einigen benachbarten Geistlichen in den Ruf der Ketzerey, allein da er nicht leicht öffentlich von den Irthümern und Mißbräuchen der römischen Kirche sprach, so hatte dieß weiter keine unangenehme Folgen für ihn.

2.

Fortschritte zur bessern Erkenntniß und Beförderung derselben in Glarus und Einsiedeln.

Eine Unterbrechung erlitt Zwinglis stille Beschäf-

schäftigung mit den Wissenschaften, da er mit seinen Kirchenangehörigen als Feldprediger in den Krieg nach Mailand ziehen mußte. Der Pabst Julius der Zweite hatte sich mit den Venetianern, Spaniern und Schweitzern, zur Vertreibung der Franzosen aus Italien, verbunden. Zwingli wußte sich in die unruhige Lebensweise, die seine Bestimmung jetzt foderte, mit seltener Gewandtheit zu finden. In der Schlacht bei Marignano (den 13 u. 14ten September 1515) legte er, der seine Landsleute durch begeisterndes Reden zur Tapferkeit entflammte, zugleich Beweise eines unerschrockenen Muthes ab. Sein Rednertalent, was er zu einer Zeit kräftig in Anspruch nahm, wo der Soldat, im Angesicht des Todes, sein Herz so gern den stärkenden und tröstenden Ergüssen der Religion aufschließt, verbunden mit jener klugen, feinen, geselligen Umgangsmanier, durch die sich ein Geistlicher unter der Heeresmasse beliebt und geachtet zu erhalten versteht, sammelte um ihn einen großen Kreis von Freunden und Verehrern. Seine geselligen Tugenden und seine Kenntnisse in der Tonkunst erwarben ihm auch die Gunst der Weiber; er konnte es ganz wohl vertragen, daß Mißgunst nnd Beschränktheit ihm dieß übel deuteten, da sein Bewußtseyn ihn schützte.

Als der Krieg zu Ende war kehrte Zwingli wieder in die Arme einer friedlichen Ruhe zurück, und fieng die Verwaltung seines Pfarramtes zu Glarus mit erneuertem Eifer an. Vermöge des Interesses, welches ein lebhafter und denkender Kopf in ähnlichen Köpfen erregt, zog er jetzt einen Kreis von redlichen Freunden an sich, und nachdem sie darinn übereingekommen waren, daß das gegenwärtige kirchliche System von den Lehren des Stifters himmelweit verschieden sey, beschlossen sie, jeder in seinem

Kreise

Kreise von der Kanzel herab das wahre Evangelium unter dem Volke zu verbreiten. Dieß that Zwingli besonders seit dem Jahre 1516, da er, zum großen Schmerz der Glarner, als Pfarrer nach Einsiedeln im Canton Schwytz gieng. Ein vermeintes wunderthätiges Marienbild zog jährlich viele tausend Wallfahrer dahin, die bisher in ihrer abergläubischen Andacht dadurch bestärkt worden waren. Jetzt hörten sie Zwingli predigen, und mancher nahm den Saamen seiner Lehre mit in die Heimath. Er suchte den Pilgern die Thorheit ihres Aberglaubens recht einleuchtend zu machen, und wies sie auf das Wesen der ächten Tugend hin, die Gott allein wohlgefällig sey.

Wenn Einige sein freies Reden mißbilligten, so gaben ihm doch die Vernünftigen Beifall. Am ermunterndsten für ihn war der Beifall des gefürsteten Abts von Einsiedeln, eines erleuchteten und gewandten Staatsmannes und Menschenkenners, der wider seine Neigung in den geistlichen Stand gezogen worden war, und mit hellem Blick die Gebrechen der Kirche durchschaute. Außer diesem Vorsteher fanden sich auch einzelne Mönche zu Einsiedeln, die gleich ihm dachten. In den zwei Jahren, wo Zwingli daselbst sein Pfarramt verwaltete, lehrte er schon: „Vergebung der Sünden und Seligkeit kann die Jungfrau Maria nicht gewähren. Die Werke der Heiligen werden uns nicht zum Verdienste angerechnet. Der Ablaß, statt zu nützen, richtet großes Unheil an.“ Er sprach wider die Gelübde und Schenkungen, und das Fegefeuer leugnete er, als unschriftmäßig.

In Erweiterung und Aufhellung seiner eigenen Einsichten gab es für Zwingli keinen Stillstand. Mit großem Eifer setzte er in Gesellschaft seiner

Freunde

Freunde das Studium der alten klassischen Litteratur fort; aber jede Blume, die er auf dem griechischen und römischen Parnaß pflückte, diente dazu, um auf dem Altar der Kirche im heiligen Opferkranz zu duften. Auch seine ärgsten Feinde konnten ihm den Ruhm eines gelehrten und denkenden Kopfes nicht streitig machen. Durch seine ausgebreiteten Kenntnisse in der Kirchengeschichte, mit scharfsinniger Dialektik verbunden, war er unüberwindlich im Streite. Bei allen dem blieb er keineswegs fremd im Gebiet der schönen Literatur, und man hat unter andern von ihm auch verschiedene deutsche Gedichte. Beim Saitenspiele und im weiblichen Kreise zeigte er sich als Günstling der Grazie, und er erwarb sich dadurch die Gunst der vornehmeren Frauen in solchem Grade, daß ihre Männer darüber beunruhiget wurden.

So groß indeß Zwingli als Gelehrter, und so liebenswürdig er im Umgange war, so war er nicht weniger groß im thätigen Leben. Schon in Einsiedeln trat er mit Matthias Schinner, Kardinal und Bischof zu Sitten im Walliserlande, in eine nähere, die Reformation zu bewirkende, Verbindung. Recht dringend legte er's dem Kardinal an's Herz und machte es seiner Einsicht begreiflich, wie es eben jetzt hohe Zeit sey, die Kirche von ihren Flecken zu reinigen, die sie noch entstellten, bevor das Volk sie mit Gewalt erzwingen würde. Als er ihm mit abschreckenden Farben das Gemählde vielseitiger Mißbräuche und Verderbnisse schilderte, die in der Kirche und unter der Geistlichkeit walteten, da mußte der Kardinal, von der Wahrheit besiegt, ihm beistimmen, aber seine zitternde Hand, da ihn die Furcht vor dem Pabst schreckte, erlahmte, als er thätig das Reformationswerk angreifen und die Auswüchse

wüchse, welche das göttliche Ansehen der Religion entstellten, mit hinwegräumen helfen sollte.

Bei seiner Anwesenheit in Zürich, wohin Zwingli bisweilen kam, unterließ er's in Gesellschaften ebenfalls nicht, die verwerfliche Unstatthaftigkeit päbstlicher Verordnungen, Gesetze, Vorschriften und Regeln zu erweisen, indem er den Widerspruch klar machte, in welchem sie mit den Aussprüchen der heil. Schrift standen. Im prophetischen Geiste sagte er schon damals: „Wenn man nicht bald Anstalten trifft, die Religion von den menschlichen Zusätzen, und die Kirche von den vielen Mißbräuchen frei zu machen, und mit der Verbesserung weise und schriftgemäß fortfährt, so kann es leicht geschehen, daß sie mit Lärm und Geräusch abgeschafft werden." Solche Aeußerungen verbreiteten sich in einem grossen Theile der Schweiz, und wenn Zwingli's Name hie und da geschmähet wurde, so gab es auf der andern Seite nicht wenige, die ihn mit Achtung aussprachen. Der weise, freidenkende, mit Kraft und Nachdruck handelnde Rath der Republik Zürich insbesondere erkannte sein Verdienst und seinen Werth, und berief ihn daher im September 1518 zum Pfarrer bei dem großen Münster in Zürich.

Ungern trennte sich Zwingli von Einsiedeln, und von den freundlichen Verbindungen, in denen er daselbst mit einigen gleichgestimmten Gemüthern stund. An Jahrgehalt gewann er durch diesen Wechsel nicht, er verlor sogar. Ihn lockte nur die Vorstellung, daß er in der großen Stadt die heilsame Lehre in größerm Umfange leuchten lassen könne, und so folgte er denn freudig und muthvoll dem ehrenvollen Rufe, und hielt am ersten Januar 1519, in seinem fünf und dreissigsten Jahre, seine erste Predigt in Zürich. Wie populair, menschlich und pa-

triotisch sein Vortrag gewesen sey, sagt ein Zeitgenosse: „heftig hub er an, wider den Mißglauben, Superstition und Gleißnerey zu reden. Die Buß oder Besserung des Lebens und christenliche Liebe und Träw prieß er heftig; die Laster, als den Müssiggang, Unmaß im Essen und Trinken, Kleidern, Fresserey und Völlerey, Unterdrückung der Armen, Pensionen und Krieg strafte er auch u. s. w." So sehr dieser neue Predigtton den Einen zuwider war, so willkommen war er den Andern; je geldfressender der päbstliche Aberglaube geworden war, desto geneigter war man zur Abschaffung desselben.

Eine Hauptquelle des Unheils und der Zerrüttung seines Vaterlandes sah Zwingli in den Jahrgeldern oder Pensionen, welche angesehene Eidgenossen von Rom oder von Frankreich bezogen, und sich damit verpflichteten, das Interesse dieser auswärtigen Höfe im Vaterlande wahrzunehmen, Truppen zu werben, Blut und Leben ihrer Mitbürger zu verhandeln, und die Anschläge der Gegenparthey durch Faktionen zu hintertreiben. Durch die reichlichen Hülfsmittel, welche solchen Menschen zufloßen, gieng zuerst Sitteneinfachheit und Reinheit, durch die Aufgabe, die sie sich gemacht hatten, gieng aller Gemeingeist, alle Vaterlandsliebe von Grund aus verloren. Zwingli hatte als Feldprediger den Krieg von Seite seines verderblichen Einflusses auf die Sittlichkeit der Schweitzer anschaulich kennen gelernt, daher eiferte er in seinen Predigten mit großem Nachdrucke gegen das sogenannte Reißlaufen, da der Schweitzer um Geld überall bereitwillig hinlief, wo es blutige Händel gab. Besonders sah er es ungerne, daß der Schweizer in päbstliche Kriegsdienste traten. „Ich wollte, sagte er, daß man durch des Pabstes Vereinigung ein Loch gestochen, und dem

Boten

Boten auf dem Rücken heimzutragen, gegeben hätte. Ueber einen thierfräßigen Wolf stürmt man wohl her: den Wölfen, die die Menschen verderben, will niemand wehren. Sie tragen billig rothe Mäntel und Hüte, denn so man sie schüttelt, so fallen wohl Dukaten und Kronen heraus. Wenn man sie aber recht auswindet, so rinnt deines Vaters, Sohnes, Freundes, Bruders Blut heraus."

Indem Zwingli von seiner Kanzel, vor einer großen Menge Zuhörer, gegen alles eiferte, was des Vaterlandes Wohl und die Wirksamkeit der Religion gefährdete, verbreiteten sich auch in der Schweiz Luthers Schriften wider den päbstlichen Ablaß; über die biblische Lehre von der Sündenvergebung; seine Erklärung des Vater Unsers und andere praktische Anweisungen. Längst schon hatte sich Zwingli mit geheimer Freude an den muthvollen Unternehmungen des sächsischen Reformators geweidet, der mit ihm, ohne alle Verabredung, ohne Bekanntschaft und Briefwechsel, an einem und demselben Gebäude baute. Nachdrücklich empfahl er das Lesen der Lutherischen Schriften, die er aber selbst ungelesen ließ, theils, um sich mit seinen eigenthümlichen Religionsansichten nicht in die Meinung eines Menschen zu verlieren, und sich von dessen Autorität bestechen zu lassen, theils, um nicht den Schein zu geben, daß er einem Andern das verdanke, was ihn eigene Schriftforschung gelehrt hatte. Er bekannte dieß öffentlich, um seine Zuhörer und Freunde zu überzeugen, daß göttliche Wahrheiten, aus Einer Quelle geschöpft und richtig verstanden, ihre unveränderte Kraft und denselben Sinn in allen Weltgegenden und zu allen Zeiten behaupten.

3.

Zwingli bestreitet in Zürich den päbstlichen Ablaß.

Der Reformationseifer Zwinglis und seine feurige Bekämpfung grober kirchlicher Mißbräuche erhielt eine neue starke Anregung, als in der Schweiz, und besonders in der Gegend von Zürich ein päbstlicher Ablaßprediger auftrat. Was Luthern zuerst gegen den römischen Stuhl in Harnisch gebracht hatte, das wurde auch für Zwingli eine Veranlassung, mehr ins Freie zu wirken. Leo der Zehente, dieser verschwenderische Pabst, der immer neue Geldzuflüsse bedurfte, ließ sich durch das unglückliche Schicksal seines Ablasses in Deutschland nicht abhalten, denselben auch den Schweizern anzubieten. Er rechnete vermuthlich auf die gutmüthige Ergebenheit derselben gegen seinen Stuhl; vielleicht sollte auch der Welt dadurch angedeutet werden, daß sich das Oberhaupt der Kirche durch den Widerspruch eines verächtlichen Mönchs in seinem gesetzmäßigen Gange nicht stören lasse.

Ein Franziskanermönch aus Mailand, Bernhard Samson, kam 1518 mit päbstlichen Ablaßzetteln über den Gotthard, und machte in Urt, Schwytz und Unterwalden, in Lucern und Bern, so gute Geschäfte, daß er allmählich achtmal hundert tausend Kronen nach Rom senden konnte. Seine Unverschämtheit und Geldgier gieng immer weiter, und er war frech genug, öffentlich zu predigen: Mörder und Räuber könnten Vergebung der Sünden erlangen, wenn sie seine Zettel kauften. Sinnbildlich ließ er Federn in die Luft fliegen und sagte, daß die Seelen der Verstorbenen so aus dem Fegfeuer flögen, wenn die Lebenden Ablaß für sie kauften. Nachdem

dem er einen beträchtlichen Theil der Schweitz durchzogen hatte, näherte er sich 1519 auch der Stadt Zürich, wo gerade damals Tagsatzung war. Aber hier hatte Zwingli seit Monaten über Ablaß und Sündenvergebung (nach seinem Ausdruck) so heiter gepredigt, daß der Mönch sehr kalt aufgenommen, und ihm nicht erlaubt wurde, seine Bude aufzuschlagen. Aus Ehrerbietung gegen den Pabst bewirthete man ihn zwar vor den Mauern der Stadt, bedeutete ihm aber auch zugleich, er möchte seinen Weg weiter nehmen. Ja die Tagsatzung beklagte sich sogar bei dem heiligen Vater über die Unverschämtheit, mit der sein Ablaßprediger, blos um viel Geld zu gewinnen, diese geistliche Wohlthat auf die anstößigste Art feil bot. Leo konnte bei Beschwerden, die sich auf die unwiderleglichsten Thatbeweise gründeten, doch nicht umhin, auf dieses Schreiben zu antworten: er werde den Mönch zurückberufen und ihn strafen lassen — wenn er schuldig sey.

Die in Zürich anwesenden Eidgenossen nahmen aus Zwinglis Reden und Predigten, die er um diese Zeit und bei dieser Veranlassung wohl mit verdoppeltem Nachdrucke hielt, manche Wahrheit und manch Quentlein Muth mit nach Hause. Bei den Bürgern der Stadt, welche seinen kraftvollen und erleuchteten Kanzelvorträgen beständig beiwohnten, entwickelte sich noch schneller und merklicher der Sinn für religiöse Erhebung und Freiheit, und die Abneigung gegen ausgehöhlte Ceremonien. Wie in Deutschland, so wurde auch in der Schweitz das dringende Bedürfniß einer Kirchenverbesserung aufs lebhafteste gewünscht und verlangt. Es war, als ob ein elektrischer Schlag in vielen Menschen plötzlich eine Besinnung hervorgebracht, und abwechselnd, Unwillen, Muth und Hoffnung erzeugt hätte. Ein großer Theil

der

der Nation empfand ein lebendiges Gefühl von Hochachtung und ein starkes Interesse für die Männer, die sich als Helden an die Spitze der Nation stellten, um eine glückliche Erlösung von einer alten und argen Plage zu Stande zu bringen.

Der schnelle Fortgang, welchen die Reformation in Deutschland wie in der Schweiz gewann, beweist deutlich genug, wie unvermeidlich das Unternehmen war, und wie gut es in die Zeit einpaßte. Es mußten starke Antriebe vorhanden seyn, eine große Menge Menschen auf einmal von alten und gewohnten Vorstellungen und Formen in der Religion abzubringen. Es konnte nicht ein Schwindel der Begierde nach Neuerungen seyn, der gemeiniglich nur kurz dauert. Eben so wenig war es jenes blinde Vertrauen mit dem ein roher Volkshaufe etwa einem vielversprechenden Marktschreier zueilt: die Stimmung der Gemüther war zu allgemein und zu überlegt, die Wirkung zu groß und zu dauerhaft. Verjährten Vorurtheilen entsagen und neue Meinungen annehmen, ist sonst des Volkes Sache nicht, wohl aber alte Uebel verbannen, drückende Lasten abwerfen und sich das Leben erleichtern wollen. Das Gefühl des Drucks, den die Priesterherrschaft verursachte, die Einsicht von der Entbehrlichkeit und Schädlichkeit so vieler bisherigen Zwangsgesetze und Einschränkungen der Freiheit, die Unzufriedenheit über so manche grobe Aergernisse, über hochmüthige und schwelgerische Bischöfe; über ungeschickte, sittenlose und raubgierige Mönche; die Begreiflichkeit und Nützbarkeit dessen, was die neuen Lehrer predigten, — dieß mußte es seyn, und dieß war es auch, was den Reformatoren überall Freunde und Verehrer erwarb.

Zwingli hatte eine starke Stütze bei seinen Bemühungen an dem Rathe seiner Republik. So ließ derselbe 1520 auf seine Vorstellung die Verordnung an sämmtliche Geistliche des Cantons ergehen, daß sie nur Lehren der heiligen Schrift, die Evangelien, die apostolischen Briefe, frei und ohne Rücksichten vortragen und nichts lehren sollten, was daraus nicht zu erweisen sey; andere Neuerungen und Menschensatzungen dürften die Kanzel nicht mehr entheiligen.

An zwei tausend Anhänger, die schon auf Zwingli's Seite standen, hatten sich von der Pabstgewalt losgerissen, und bekannten sich zu der wahren evangelischen Lehre. Leporinus in Zürich, Oswald Geilshäuser in Lucern, vor allen, Oekolampadius, Capito, Berchtold Haller, Kanonikus und Pfarrer in Bern, Beatus Rhenanus in Baden ꝛc. waren seine Gehülfen, die mit ihm nach den Lichtpunkten hinstrebten, welche die Nacht der Religionsfinsterniß verscheuchen sollten. Das Herrliche und Gute, was Zwingli um sich her aufblühen sah, war der erwünschte Lohn seiner Bestrebungen und Sorgen, seiner Studien und Nachtwachen. Achtungsvolle Blicke waren auf den Mann gerichtet, der als Rüstzeug einer besseren Kirchenverfassung, im Geiste seines großen Meisters lehrte und lebte. Keine Ehrenbezeugung, kein Lob konnte seinen bescheidenen, demuthsvollen Sinn verändern, der aus seinem ganzen Wesen sprach. Die günstigen Erfolge seiner Bemühungen begeisterten nur seine Kraft zum heiligen Wirken noch mehr. Bei mannigfaltigen Zerstreuungen von außen, und bei einem geschäftsvollem Amte, war er doch unermüdet in fester Begründung und Erweiterung seiner Einsichten. Die Bibel und die ihren Innhalt erläuternde theologische Wissenschaft, machte er fortdaurend zu seinem Hauptstudium, und der Er-

folg davon war natürlich, daß, je vertrauter er mit der heiligen Offenbarung wurde, ihm die Satzungen der römischen Kirche, desto vernunftwidriger, grundloser und schädlicher erscheinen mußten. Aber mit der Erkenntniß des Bessern wuchs auch sein Eifer, ihm Raum und Boden, Freunde und Verehrer zu verschaffen.

Mit besonderer Vorliebe setzte Zwingli das Studium der alten griechischen und römischen Schriftsteller fort: nicht nur, um seinen Geschmack zu veredeln, sondern auch, um sich durch die vertrautere Bekanntschaft mit ihnen zum biblischen Ausleger immer mehr auszubilden. Anspruchlos gestand er sich und Andern die Lücken in seinen Kenntnissen, und strebte sie auszufüllen. Ob er gleich wegen seiner Gelehrsamkeit mit Recht verehrt, und als Reformator der Kirche in eine Menge Geschäfte verwickelt war, so hielt er's doch für keine Erniedrigung, bei dem gelehrten Johann Böschenstain, einem Hauptbeförderer der hebräischen Sprachkunde in Deutschland, Unterricht zu nehmen. Sein Fleiß, das Hebräische gründlicher zu erlernen, als er bisher Gelegenheit gehabt hatte, war so eifrig, daß er bald im Stande war, die Psalmen zu übersetzen.

Daß Zwingli so vieles thun konnte, dankte er nicht nur seinen vorzüglichen Gaben, sondern auch der klugen Eintheilung seiner Zeit. Mit dem frühen Morgen schon gieng er an die Arbeit, und beschäftigte sich mit selbst thätiger Geistesanstrengung gewönlich bis Vormittags um zehen Uhr. Die Zeit von da bis zum Mittag war seiner Amtspflicht gewidmet. Nach Tische unterhielt er sich mit jedem, der ihn sprechen wollte, oder gieng auch wohl spazieren bis zwei Uhr. Nun arbeitete er wieder bis zum Abendessen, und besuchte dann öfters belehrende

und

und unterhaltende Gesellschaften. Bei seiner Zuhausekunft schrieb er Briefe oft bis um Mitternacht, da sein Briefwechsel immer stärker und ausgebreiteter wurde.

4.

Fortgesetzter Kampf gegen die Feinde des Lichts.

Im Jahr 1521 starb Pabst Leo der Zehente, und mit seinem Tode gieng der Vertrag zu Ende, den Zürich mit dem römischen Stuhle zur Stellung bewafneter Mannschaft geschlossen hatte. Jemehr jetzt die Republik Ruhe von aussen hatte, desto leichter wurde es Zwingli'n, mit Erfolg an Abschaffung des päbstlichen Tandes zu arbeiten. Sorgfältig war er aber darauf bedacht, daß diese Abschaffung ohne Tumult, daß sie nach gesetzlichen Formalitäten geschehen möchte. Einige allzu hitzige Köpfe, die ohne vorhergegangene Untersuchung und Einwilligung voreilig die heiligen Bildsäulen zerschmetterten; andere, die von der Kanzel herab, und auf die Kanzel hinauf persönliche Invectiven schleuderten, wurden obrigkeitlich bestraft.

Eine enge Vereinigung aller Freunde der Wahrheit hielt Zwingli für durchaus nothwendig, wenn das große Werk gelingen sollte, da er leicht voraus sah, daß die Feinde des Lichts nicht unterlassen würden, einen heftigen Kampf zu beginnen. In Verbindung mit zehen andern Freunden der Wahrheit, übergab er dem Bischof von Costnitz, dessen Kirchensprengel sich über einen großen Theil der Schweitz erstreckte, ein nachdrückliches Bittschreiben, worinn es unter andern hieß: „Wir sind mit Gott fest entschlossen, das Evangelium ohne Unterlaß zu predigen, und zwar dermaßen mit Vorbedacht und Klug-

 heit,

heit, daß niemand sich darob zu beschweren Ursach finden mag. Derohalben geziemt sichs, solch muthiges Unternehmen, das obwohl selten, doch nicht freventlich heissen kann, also zu begünstigen, daß du zu diesem Werke, das nicht unser ist, sondern des Herrn, nicht allein Nachsicht, sondern auch Theilnahme und Hülfe beweisest. Zum andern flehen wir deine Gnade, Weisheit und Gelehrsamkeit an, verehrter Bischof, daß Du, insofern wir Dir aus der heiligen Schrift das göttliche Recht darthun, den Priestern, die Verlangen tragen, ehelich zu werden erlaubest; und wir sind die ersten aus einer großen Anzahl, die solch Bitte wagen." Nachdem er die Sache durch Schriftsteller bewährt und das Aergerniß geschildert hat, welches nothwendig durch die Cölibatsgesetze entstehen mußte, folgt noch ein dringendes Wort an den Bischof, sich ja in Zeiten mit an die Spitze der Reformation zu stellen, und die tief eingerissenen Gebrechen, ehe es für ihn zu spät sey, abthun zu helfen.

Der Bischof war sehr ungehalten über die Bittsteller, und besonders über Zwingli, als das Haupt derselben. In einem Schreiben an das Stift der Chorherren in Zürich, in welches Zwingli eben auch aufgenommen worden war, beklagte er sich daher nachdrücklich über die gefährlichen Neuerungen und Unruhen, die im kirchlichen und Religionszustande daselbst obwalteten; über die Verachtung der alten Gebräuche, Auflehnung gegen die bischöfliche Gewalt u. dgl. m. Er schloß mit der ernstlichen Ermahnung, gar keine Veränderung dieser Art zu gestatten.

Zwingli antwortete durch eine nachdrückliche Schutzschrift. Offen und frei legte er darinn das Geständniß ab, menschliche Deutungen, Gesetze und Verordnungen in Glaubenspunkten könne er nicht

als

als gültig zulassen. Viele Geistliche hätten zwar den Namen Bischöfe, aber sie entehrten diese Würde durch ihr Betragen. Er halte sich an die Lehren der Bibel, ohne Rücksicht auf menschliche Lehrsysteme. Christus allein habe die Macht, Sünden zu vergeben. Die Aussprüche der allgemeinen Kirchenversammlungen seyen in seinen Augen nicht unfehlbar. Er verabscheue allen Religionszwang, der sich nicht durch die Worte rechtfertigen ließe: „Nöthige sie hereinzukommen!“ Schon vorher hatte jener Bischof sich bei der Obrigkeit in Zürich darüber beklagt, daß manche in der Fasten Fleisch äßen. Sie hatte darauf jedermann ermahnen lassen, dieß nicht ohne dringende Ursache zu thun, und diejenigen zur Strafe gezogen, die es gethan hatten. Aber Zwingli hatte zugleich in einer deutschen Schrift richtigere biblische Grundsätze über den Genuß der Speisen, und über das wahre Aergerniß, das ein Christ geben kann, entwickelt.

Es konnte nicht fehlen, daß sich Zwingli durch seinen Freimuth besonders den Haß der Mönche zuzog. Sie glaubten einen Mann stürzen zu müssen, der sie in ihrem seligen Müßiggange störte, um deßwillen sie fleißiger und genauer über die Vorträge nachdenken mußten, einen Mann, vor dessen Fackel aller Nebeldunst zerfloß, hinter dem sie sich bis jetzt dem Auge der Menge entzogen hatten. Vorzüglich waren es der Barfüßer- und Augustiner-Orden, welche gegen ihn mit der Klage einkamen, daß er sie verächtlich mache. Einige Behutsamkeit zur Erhaltung der Ruhe von Seiten des Raths war schon nöthig, und es war auch für Zwingli kein unbilliges Verbot daß man aufhören sollte, gegen die Mönche zu predigen. Allein Zwingli und seine aufgeklärteren Amtsgenossen vermieden wenigstens die Gelegenheit

heit nicht, wenn sie dieselbe auch nicht absichtlich aufsuchten. Natürlich eiferten die Mönche nun um so mehr, da sie sich noch stärker aufgefordert glaubten, und es entstund eine solche offene Fehde, daß man alles befürchten konnte. Noch immer war der Rath behutsam und befahl, sich im Predigen alles dessen zu enthalten, was auf jrgend eine Weise Zwietracht verursachen könnte. Aber nun stand Zwingli unverzagt, berief sich auf das frühere Mandat, welches schriftgemäße Vorträge verlangte, behauptete, es könne hier keine Schonung geben, wenn die Schrift nicht schone, es sey nur um die Sache, nicht um die Person zu thun, und nun stunden die Gegner beschämt da.

Was man durch offenbare Verfolgung gegen Zwingli nicht ausrichten konnte, das suchte man nun auf dem Wege meuchelmörderischer List zu erzielen. Man glaubte auch wohl Gott einen Dienst zu thun, wenn man den heillosen Ketzer ums Leben brächte, der das Unkraut einer andern Lehre ausstreute, die Rechte der Geistlichkeit und der Kirche so freventlich antastete, und selbst an dem Stuhle Petri rüttelte. Versuche, ihn durch Gift zu tödten, wurden öfters angestellt, aber Gott bewahrte sein Werkzeug. Mit Gewalt trachtete man ihm nach dem Leben. Der Rath, der in ihm den Befreier von Pabst und Kirchenjoch ehrte, ließ alle Nächte seine Wohnung bewachen, um die tödtlichen Streiche eines eindringenden Banditen von ihm abzuhalten. Jemehr auf der einen Seite die Mönche und ihre Anhänger tobten, desto thätiger bewiesen sich auf der andern Zwinglis und der Wahrheit Verehrer. Täglich erhielt er neue Briefe von auswärtigen Freunden, die ihre Zustimmung versicherten und sich Raths erholten; sichtbar mehrte sich des Volkes Kühnheit und selbstständiges

Ver-

Verlangen nach religiöser Freiheit. Ein Franziskaner aus Avignon, Franziscus Lamberti, der nach Zürich kam, und sich mit Zwingli in eine öffentliche Disputation einließ, ward so in die Enge getrieben, daß er mit gefaltenen Händen zum Himmel empor rief: Nunmehr wolle er alle Rosenkränze und Schutzheiligen verlassen, um in jeder Noth sich einzig an Gott und Jesum zu halten. Morgens darauf ritt er nach Basel zu Erasmus von Rotterdam und dann zu Luther nach Wittenberg, wo er die Kutte wegwarf und sich verheurathete.

Der Pabst Hadrian der Sechste sah mit großer Betrübniß auf die Gährungen, die in der Schweitz vorfielen. Seine Bannstrahlen gegen den Unternehmer zu schleudern, schien ihm mit Recht bedenklich und seinem eigenen Interesse entgegen, daher beschloß er einen andern Weg einzuschlagen. Er leugnete die vielen schreienden Unbilden der Kirche, die nun freilich immer mehr zur Sprache kamen, nicht ab, vielmehr versprach er selbst, sie abzuschaffen. Nur meinte er, müsse man darinn sanft und schonend zu Werke gehen, um den Schwachen kein Aergerniß zu geben. In dieser Absicht sandte er im Januar 1523 einen Nuncius nach Zürich, mit dem Auftrage, sich Mühe zu geben, den Zwingli und seine Anhänger in den Schooß der römischen Kirche zurück zu führen. In einem eigenhändigen Schreiben ersuchte der heilige Vater Zwinglin, sich des verunglimpften Pabstthums anzunehmen, und der Nuncius both ihm, als ein besonderes Gnadenzeichen, eine Pension an. Allein weder der Brief, noch die Zusicherung einer Pension und anderer Belohnungen und Ehrenzeichen, konnte ihn seiner Ueberzeugung untreu machen. Offen und frei, wie es dem Manne geziemt, verlangte er ein öffentliches Religionsgespräch in Gegenwart

wart der bischöflichen Behörde, um vor gelehrten und ungelehrten Zeugen seine Sache zu bewähren, oder, so er des Irrthums überwiesen würde, zurück zu nehmen. Der große Rath, an den sich Zwingli deshalb wandte, genehmigte den Antrag, und schrieb auf den 29sten Januar 1523 ein feierliches Religionsgespräch aus.

Damit man etwas haben möchte, worauf man fußen könnte, ließ Zwingli vor der öffentlichen Zusammenkunft sieben und sechzig Artikel oder Theses drucken, welche als die Grundlage der schweizerischen Reformation zu betrachten sind. Zur Disputation über diese Artikel versammelte sich auf dem Rathhause in Zürich die gesammte Geistlichkeit des Cantons, viele vornehme und gelehrte Herren aus fernern Ortschaften, zusammen an sechshundert Personen. Der Bischof von Constanz war auch dazu eingeladen worden, es erschien aber nur sein Vikarius, Johann Faber, mit andern römisch-katholischen Geistlichen. Der bischöfliche Vikar weigerte sich anfangs, Gegenstände, die nur für ein Concilium gehörten, zu erörtern, doch ließ er sich endlich mit Zwingli in ein Gespräch über die Fürbitte der Heiligen und die Messe ein. Beide wichen aber in der Art ihrer Beweise weit von einander ab; Faber berief sich auf Tradition, Kirchenversammlungen und ähnliche Aussprüche, Zwingli hingegen wollte nur die Entscheidungen der heiligen Schrift gelten lassen. Jemehr sich der bischöffliche Vikar in die Enge getrieben fühlte, desto mehr gerieth er in leidenschaftliche Hitze. Er ließ sich in dieser Verblendung zu Behauptungen fortreissen, die Verstandesblöße und armselige Bibelkenntniß verriethen, und die durch Zwingli's Witzfunken, nach ihrer lächerlichen Abgeschmacktheit, der Würdigung der Anwesenden preis

gegeben

gegeben wurden. Da Faber zuletzt noch seinem Gegner die flache Bemerkung zuwarf: seine Artikel wären weder im Evangelio Christi noch in der Lehre der Apostel gegründet, so gab er bald darauf eine Auslegung derselben mit Schriftbeweisen heraus, worinn er seine Meinung noch unwiderleglicher hinstellte; als es mündlich hätte geschehen können.

So endigte sich dieses berühmte Religionsgespräch auf eine für die gute Sache höchst ehrenvolle und förderliche Art. Der Ausspruch des Zürcher Rathes war nun: Weil die Gegner Zwingli's es aus der Schrift nicht hätten erweisen können, daß er ein Ketzer sey, so solle er nur fortfahren, Gottes Wort lauter und rein zu verkündigen. Ohne sich hindern zu lassen, werde ihm und seinen Anhängern die freie Uebung des Glaubens und die Aeußerung ihrer Ueberzeugung zugestanden. Allen Predigern wurde übrigens Toleranz empfohlen, und angelegentlich zur Pflicht gemacht, ja nichts anderes zu predigen, als was aus der heil. Schrift erweislich sey. Von der Zeit an fieng man an, sich bei der Kindertaufe der deutschen Sprache zu bedienen, und den Klosterleuten erlaubte man die Rückkehr in die Welt.

5.

Wie und worinn Zwingli reformirte. Sein häusliches Leben, seine Feinde und seine Brüder.

Alle Theile des päbstlichen Systems stehen in so enger Verbindung, daß die Losreissung eines einzigen Steines dem ganzen Baue den Einsturz droht. So wie in Deutschland Luther und in der Schweiz Zwingli den Ablaß bestritten hatte, so bestritten sie nach und nach aus gleichen Gründen und mit demselben

selben Erfolge, die Büßungen, die Fürbitten, die Beichte, das Fegfeuer, die priesterliche Ehelosigkeit, die Untrüglichkeit des Orakels zu Rom. Indem sie die Einziehung der Klostergüter predigten, fanden sie bei dem Volke und bei den Regenten um so viel mehr geneigtes Gehör. Wenn sie auf der einen Seite die Verfolgung erhitzte, so ermunterte sie auf der andern Seite der Beifall. Wechselsweise bedienten sie sich bald der Fackel der Gelehrsamkeit, bald der Geisel des Spottes, bald des Donners der Beredtsamkeit; mit Nachdruck bedienten sich die Beförderer der Reformation besonders auch der Flugschriften in der Sprache des gemeinen Mannes, der Gedichte und Lieder, der Dialogen und Schauspiele, der Gemählde und Holzschnitte.

Zwingli bestritt jetzt besonders die römischkatholische Messe, und suchte in einem eigenen Buche zu zeigen, daß die bei derselben gewönliche Liturgie voll Unwissenheit und Gottlosigkeit, von mehreren zusammengetragen, öfters verändert, mit vielen der gröbsten Irthümer und abergläubischen Gebräuche angefüllt sey, mithin schlechterdings abgeschafft werden müsse. Mit seinem einsichtsvollen Amtsgenossen Leo Judä grief er, außer der Messe, jetzt vornemlich auch die Heiligenbilder an, gab aber dadurch, ohne seine Schuld, Veranlassung zu unruhigen Bewegungen. Etliche Bürger rissen ein sehr großes, in einer Straße aufgerichtetes Kreuz darnieder und traten es mit Füßen. Die Thäter wurden gefangen gesetzt, und die Gährung, welche dadurch unter der Bürgerschaft verursacht wurde, schien ein neues Religionsgespräch nothwendig zu machen, welches auf den 26 October 1523 angekündiget wurde. Man ersuchte auch die Bischöfe von Costnitz, Chur und Basel, auf demselben zu erscheinen; sie kamen aber

nicht

nicht, und sandten nicht einmal Abgeordnete, vermuthlich weil sie im voraus auf keinen günstigen Erfolg rechneten. Indessen war diese zweite Versammlung noch zahlreicher als die erste; man zählte blos dreihundert und fünfzig Priester, und die Zahl aller Anwesenden aus vielen eidgenossenschen Orten, vor denen drei Tage lang über Bilderdienst und Messe disputirt wurde, belief sich auf neunhundert. Da man zur Empfehlung der Bilder weiter nichts vorbrachte, als die sinnlich und moralische Einwirkung auf das Gemüth des Beschauenden, so konnte Leo Judä, der sich streng an das alttestamentliche Verbot hielt, leicht den völligsten Sieg in einer Sache erlangen, die ihrer Natur nach sich nicht erstreiten läßt; und Zwingli, der nun an den folgenden Tagen gegen die Messe und ihre verschiedenen Mißbräuche auftrat, war durch einige über diesen Artikel schon vor dem Gespräch ausgearbeitete Schriften mit seiner Sache so vertraut, daß er niemand gegen sich aufkommen ließ, und viele Anwesende aus der Ferne für sich gewann.

Der große Rath in Zürich fand sich auch durch dieses Religionsgespräch in dem Entschlusse bestärkt, der Reformation auf keine Weise Einhalt zu thun, immer aber mit Schonung zu Werke zu gehen. „Da niemand, so erklärte er sich in einem Beschlusse vom Jahr 1524, den Andern zum Glauben antreiben oder davon abtreiben darf, so wollen wir unsere guten Freunde und geliebten Unterthanen mit Gewalt nicht nöthigen. Nur dieß wollen wir, daß alle unsere Bischöffe und Pfarrer das Wort Gottes rein predigen, hernach aber die Predigt selbst wirken lassen. Wenn nun in einer Gemeinde das Volk zur Ueberzeugung gelangt, so soll unter Aufsicht des Pfarrers für oder wider die Reformation die Mehrheit

ent=

entscheiden; übrigens sollen sich sowohl die bereits Aufgeklärten, als diejenigen, die es nicht sind, gegen einandet aller Schimpf- und Trotzworte enthalten."

Im Vertrauen auf seinen Senat konnte Zwingli das bisher so glücklich geführte Werk immer weiter fortsetzen. Ohne Geschrei und Aufstand wurden, auf seinen Antrag, das Frohnleichnamsfest und die Processionen eingestellt, die Reliquien unter die Erde vergraben, die Orgeln, das Grab, und Wetterläuten, das Beichtgeld, das Segnen der Palmen, das Weihwasser, die Kerzen und Lichter, so wie die letzte Oelung abgeschafft, weil alles dieses abergläubisch sey, und mit dem Worte Gottes streite. An sämmtliche Pfarrer des Züricher Gebietes wurde eine Einleitung in die evangelische Lehre, welche Zwingli aufgesetzt hatte, gesandt, damit sie das reine Christenthum desto gewisser vortragen möchten. Bald darauf setzte der Rath eine eigene geistliche Kommission nieder, um über die Entfernung der Bilder zu berathschlagen. Das erste Ergebniß derselben war eine förmliche Erlaubniß für jeden, die in die Kirche verehrten Bilder selbst herauszunehmen; kurz nachher begab sich eine Deputation von Rathsherren, Geistlichen und Werkleuten, der Reihe nach, in die Stadtkirche, um von den Wänden und Altären die Kreuze und Bilder abzulösen. Sorgfältig verwahrte man diese in besondern Gewölbern, um sie bei einer etwaigen Sinnesänderung sogleich wieder herstellen zu können. Es bedurfte eben nichts mehr, als eine einzige Verordnung, um in dem ganzen Kanton damit aufs Reine zu kommen.

Die Messe war noch nicht förmlich abgeschafft, und es stund jedem frei, sich derselben zu bedienen oder nicht. Drei Chorherren machten sich anheischig, gegen Zwingli die Messe zu vertheidigen. Es wurde

deshalb

deshalb ein neues Religionsgespräch veranstaltet, allein die Meßfreunde wußten ihre Sache so schlecht zu vertheidigen, daß die Obrigkeit ihnen bedeuten ließ, sie würden gut thun, den öffentlichen Verordnungen Folge zu leisten. Am eilften April 1525 erschien Zwingli, in Begleitung einiger andern Geistlichen, vor dem großen Rathe, und trug darauf an, daß das heilige Abendmahl nach der ursprünglichen Einsetzung wieder gefeiert, und die Messe gänzlich abgeschafft werden möchte. Nachdem die Verhandlungen hierüber sich noch einen Tag verlängert hatten, willigte der Senat in das Abthun der Messe, und am grünen Donnerstage wurde zum erstenmal die Kommunion nach einfacher Weise, und nach Zwinglis Ansicht, als Wiedergedächtniß des Todes Jesu, mit vieler Rührung gefeiert.

Schon das Jahr zuvor hatte Zwingli eine tugendreiche Wittwe, eine Mutter von drei Kindern, Anna Reinhard, vorher mit Johan Meyer von Kronau verheurathet, als Gattinn in sein friedliches Dach eingeführt. Ihre blühende Jugend konnte ihn nicht mehr blenden; sie hatte, wie er selbst, das vierzigste Jahr erreicht. Dennoch ermangelte dieser Schritt des Züricherischen Reformators — zumal da die erste Verbindung seine Gattinn zu einem für die damaligen Zeiten bedeutenden Grade von Wohlstand erhoben hatte — nicht, den Neid seiner Gegner rege zu machen, und ihre Zungen zu mancherlei bösen Reden in Bewegung zu setzen. Die Heurath wurde für ein Finanzprojekt und für ein Zeichen der Habsucht erklärt. Man wußte, daß Zwinglis Einkünfte nicht ergiebig waren, er selbst gestand auch, daß sechzig Goldstücke eine Summe für ihn wären, die er nie hätte erübrigen können, wenn nicht seine Vorgesetzten ihn unterstützt hätten. Was war also leich-

ter

ter wahrscheinlich zu machen, als die Behauptung, daß er sein Weib blos ihres Reichthums wegen gewählt habe? Allein der edle Mann konnte auch hier auftreten, und die Richtigkeit dieser Verleumdung klar beweisen. Dieß that Zingli in seiner Schrift über das Predigtamt, die er 1525 drucken ließ, mit der vollen Kraft und Würde eines guten Gewissens.

„Seiner Hausfrau Anna Reichard halben, sagt er, geben die unfriedsamen Prediger, die ihn zwingen, wider allen seinen Willen von seinen Dingen zu reden, allenthalben aus, wie reich sie sey; und doch habe sie neben ihren Kleidern und dem weiblichen Schmucke nicht eines Hellers werth mehr, als vierhundert Gulden. Sie besitze zwar prächtige Kleider, Ringe und andere Kostbarkeiten von dieser Art; allein von dem Tage an, da sie ihm getraut worden, achte sie derselben so wenig, daß sie dieselben nicht ein einzigesmal getragen habe. Sie gehe vielmehr als eine bescheidene Matrone, wie die übrigen Bürgersfrauen gekleidet. Den jährlichen Gehalt (Leibding), welchen ihr ihre Kinder, die Meyer geben, könne sie nicht wohl ausschlagen: da sie bald ihr vierzigstes Jahr erreicht habe, und von ihm auch mehrere Kinder bekomme. Der Wunsch, Kinder zu haben, sey auch der Grund gewesen, warum er sie sich zur Frau genommen habe. Und dennoch tragen jene unverschämten Leute kein Bedenken, von ihren Kleidern, Reichthümern, Schmuck und noch von vielen andern mehr viel Rühmens und Aufhebens zu machen, was lauter Lügen seyen. Seine Hausfrau habe freilich sehr begüterte Kinder und Gott gebe nur, daß sie ihre Reichthümer recht brauchen! Von allen diesen Schätzen aber erhalte seine Frau nichts, als ihre Kleider und übrigen Schmuck, nebst einem jährlichen

lichen Gehalte von dreissig Gulden. Er habe nicht einmal damit wollen beschwerlich fallen, daß er die Brautgeschenke, die ihm von Rechtswegen gehörten, abfoderte. Ja er sehe all ihr Vermögen an, als ob es ihn auf der Welt nichts angienge. Aller dieser Entschuldigungen wäre er gern enthoben gewesen, wenn nur jene Lästerungen nicht zum Nachtheile des Evangeliums Christi gereichten."

Der Eifer, mit dem sich Zwingli den Mißbräuchen entgegen stellte, zog ihm auch von Zeit zu Zeit anderes Ungemach zu. Hierüber nur folgende Anekdote, die zugleich von der damaligen Policey einigen Begriff giebt.

Am acht und zwanzigsten August 1525 warf man um Mitternacht vor Zwinglis Wohnung Steine in's Fenster. Aus Besorgniß, einen Sturm zu erregen, verbot er seinen Leuten, um Hülfe zu schreien. So ungestraft aber, wie gegen Rousseau in Motiers, warf man in Zürich gegen den Sittenverbesserer nicht Steine. Morgens frühe ließ der Rath die Stadtthore verschließen. Einen von deu Frevlern, Hans Felix Aberli, zog man aus einer Tonne hervor. Sogleich schleppte man ihn in den Kerker des Wellenbergs, und verhörte ihn an der Folter. Inzwischen drängten sich die Stadtbürger und eine Menge Landleute vor das Rathhaus. Unter den Volksschwarm schickte der Rath eine Deputation, und ließ fragen: was die Leute im Schilde führten? Die Antwort war: Sie kommen in guter Meinung zusammen, um den Rath zur Bestrafung des Unfuges aufzufodern, und ihm auf jeden Fall Beistand zu leisten. Der Rath verurtheilte den Aberli für ein Jahr lang ins Gefängniß.

Zwingli hatte im Toggenburgischen mehrere Brüder, die sich in gemeinem Stande von ihrer

Hände

Hände Arbeit nährten. Da sie hie und da hören mochten, welchen Haß er sich durch seine Neuerungen zuzöge, und daß er endlich wohl gar noch das Schicksal eines Huß haben möchte, so baten sie ihn dringend, nicht so weit zu gehen, weil sie, wenn er auch unschuldig hingerichtet würde, doch große Familienschande an ihm erleben würden, wenn man ihn verbrennete. — Auf diese gutgemeinte Erinnerung schrieb Zwingli seinen Brüdern: „Ich frage euch allenthalben fleißig nach, und so oft ich vernehme, ihr lebet von eurer Hände Arbeit, so bin ich froh, weil ich sehe, daß ihr eurem Adel (von Adam) getreu bleibet; wenn ich aber vernehme, daß eurer etliche um Geldes willen kriegen, so traure ich sehr, weil ihr aus dem Geschlecht der Bauren und Arbeiter schlaget, und euch neiget zu Räuberey und Todschlag.“ Seinethalben, sagt er weiterhin, sollen sie ruhig seyn: denn es sey nichts für ihn zu besorgen, was er nicht auch schon bedacht habe; er fürchte eher noch zu wenig als zu viel gesprochen zu haben; auch sollen sie nicht alles glauben, was man im Toggenburg von ihm sage. „Sagt man euch, ich sündige mit Hoffarth, Fressen, Unlauterkeit, so glaubt: es sey wohl möglich; denn ich den und andern Lastern leider unterworfen bin; so man aber sagen würde, ich wolle um Geldes willen Unrecht lehren, das glaubt nicht, und wenn man es euch bei allem, was heilig ist, betheuren würde.“ Von der rechten Lehre, erklärt er ihnen, sollen sie ihn nicht abziehen. „Ihr seyd, sagt er, meine Brüder, von Vater und Mutter; so ihr aber in der Meinung Gottes meine Brüder nicht seyn würdet, das wäre mir leid; denn ich müßte euch verlassen, ja Vater und Mutter selbst, so sie mich von Gott ziehen wollten.“ Ungemein faßlich wußte er seine Brüder darüber zu beruhigen,

daß

daß er der heiligen Jungfrau Maria zu nahe trete: „So ich jemanden fragte: was das größte Ding an Marien sey? so weiß ich wohl, er müßte antworten: daß sie uns den Sohn Gottes, der uns erlöset, gebohren hat. Ist nun ihre größte Ehre ihr Sohn, so ist auch ihre größte Ehre, daß man ihn recht erkenne, ihn vor allen Dingen lieb habe, und ihm ewiglich dankbar sey."

6.

Der Widerspruch der katholischen Kantone hindert den Fortgang der Reformation nicht.

Die Reformation machte inzwischen nicht nur in Zürich und in der Umgegend immer größere Fortschritte, sondern der Saame, den Zwingli ausgestreut hatte, fieng auch in andern Gegenden der Schweiz an, herrliche Früchte zu tragen. Basel gehörte zu den ersten Städten der Schweiz, wo schon Luther's Unternehmung mit Beifall aufgenommen wurde, und wo man, wetteifernd mit Zürich, das päpstliche Joch abschüttelte. Das nahe Mühlhausen nahm die Reformation völlig an, Schaffhausen drang auf Abschaffung der Feste und Gebräuche, und Appenzell gab das Gesetz, daß bei Strafe der Landesverweisung, nichts anders, als das reine Gotteswort von den Pfarrern gelehrt werden solte.

Die katholischen Kantone, besonders Luzern, Schweiz, Uri, Unterwalden, Zug und Freiburg, blieben keine gleichgültigen Zuschauer bei dem, was um sie her vorgieng. Höchst erbittert über die politische Stellung, die Zürich seit einigen Jahren in den französisch-italiänischen Kriegen genommen, noch

mehr ergrimmt über den Verlust, den sie sich selbst durch entgegen gesetzte Maßregeln zugezogen hatten, und mit Wuth gegen Zwingli erfüllt, der auf die Beschlüsse der Stadt so entschiedenen Einfluß geäussert — ergriffen sie mit gereitzter Heftigkeit die Abweichung im religiösen Bekenntnisse, welche sich kund that, und stellten sich als Feinde gegen über. Mit Gewalt sollte die aufstrebende Wahrheit unterdrückt, mit Gewalt ein herz- und geistloses Etwas, das man Religion nannte, aufrecht gehalten werden. Die ersten Schritte, welche in dieser Absicht genommen wurden, waren drohend genug. Der Pfarrer zu Stein, Oechsli mit Namen, Zwingli's Freund, wurde um Mitternacht aufgehoben, und von der katholischen Parthey in den Kerker geschleppt; die Bauern brachen stürmisch zu seiner Rettung auf, verbrannten ein Kloster, und Vogt Wirth von Stammheim, der für den Anführer genommen wurde, so wie sein ältester Sohn, dem man es gerade zum Verbrechen machte, Lutherisch und Zwinglisch gepredigt zu haben, wurden zu Baden gemartert und hingerichtet. Es kamen aus den katholischen Kantonen Abgeordnete nach Zürich, welche die angefangene Religionsveränderung durchaus widerrathen und erklären mußten, sie würden die Züricher von ihren gemeinschafchaftlichen Zusammenkünften so lange ausschließen, bis sie zum Alten zurückgekehrt wären. Die Bischöfe von Costnitz, Basel und Lausanne unterließen nicht, diese Stimmung zu erhalten. Sie suchten die katholischen Kantone besonders durch die Vorstellung in der Anhängigkeit an ihre Religion zu bestärken, daß die Religionsneuerer, welche ihren geistlichen Obern ungehorsam wären, sich bald auch gegen die weltliche Obrigkeit so betragen würden. Sie versprachen auch, die et-

wa

wa eingerissenen kirchlichen Mißbräuche abzuschaffen, und erließen an die Züricher drohende Warnungen.

In Zürich konnten aber weder die Schreckuisse des Ketzergerichts, noch sonstige Vorspiegelungen den Geist unterdrücken, der von Zwingli an freie Luft gewöhnt und mit lauterer Wahrheit genährt war. Die Züricher antworteten, daß sie in dem, was das Wort Gottes und das Heil ihrer Seele betreffe, sich nicht gefällig bezeugen könnten; wären sie aber in einem Irrthume begriffen, so möchten ihre Bundesgenossen dafür Sorge tragen, daß sie aus der heiligen Schrift eines Bessern belehrt würden. Da man dieß aber weder konnte noch wollte, so gieng die Reformation ungehindert in ihrem Gange fort. In Kurzem verschwanden Mönche und Nonnen, und ihre Einkünfte wurden, auf Zwingli's thätige Bemühung, zu nützlichern Zwecken verwendet. Das Augustinerkloster wurde eine Armenküche, das Barfüßerkloster ein Almosenspeicher, das Predigerkloster ein Krankenspital und milde Herberge für Fremde. Die Klöster Oetenbach und Soldenau wurden in ein Lazareth und in ein Waisenhaus verwandelt. So brachte die Aufhebung der Klöster auf der einen Seite in die Regierung mehr Einheit, und auf der andern Seite beförderte sie die Bevölkerung, den Landbau und Kunstfleiß, und wurde wohlthätig für die Armuth. Gleichen Schritt mit der Reformation der Kirche, und mit entübrigten Gütern derselben ausgestattet, gieng auch die Organisation der Schulen, der lebhafte Betrieb alter Sprachen, und die Erläuterung der heil. Schrift nach dem Grundtexte in öffentlichen Lektionen.

Alle diese Veränderungen, die so ganz Zwingli's Geist athmeten, durch ihn mittelbar und unmittelbar bewirkt worden waren, brachten seine Feinde

 immer

immer mehr gegen ihn in Harnisch. Er wurde als ein Feind der Geistlichen gehaßt, der ihre Einnahmen, die Mittel einer bequemen Ernährung, verringerte. Als Gegner der Messe, der dem Klerus Vermächtnisse, Erbschaften und ansenliche Spenden zufließen ließ, war er ihnen so schon zuwider. Die Verläumdung spie Gift und Galle gegen ihn aus, und die glühende Rache war auf seinen Sturz bedacht. Mit seinem Untergange, so wähnte man, werde die alte Verfassung wieder siegen, und die Stimmen, die mit ihm dagegen und für ihn sprachen, würden dann wohl verstummen. Aber Zwingli verfolgte unverrückt seinen mit Ueberlegung gefaßten Plan, und kämpfte unverdrossen gegen Irrthum, Aberglauben und Sittenverderbniß. Er ertrug es fest, daß man ihn einen Verächter der Maria schalt, ihn für einen Ehebrecher und ungezogenen Nachtschwärmer ausgab. Seine glücklichen häuslichen Verhältnisse und die Musik, der er noch immer manche Stunde schenkte, entschädigten ihn für manche Verunglimpfung; gern gestand er auch mit der liebenswürdigsten Offenheit seine Menschlichkeiten, seine Neigung für eine gutbesetzte Tafel, seinen Hang zur Hoffart: aber immer war und blieb er fern von Lastern, welche ihm die Bosheit zur Last legte. Da ihm der Generalvikar des Bischofs von Costniz, Doctor Johann Faber, unter andern seine Beschäftigung mit der Musik zum Vorwurf machte, schrieb er ihm: „Du, ein Magister der freien Künste, rückst mir die Musik vor? Es kommt mir jetzt wohl, daß ich auf der Laute und Geige spielen gelernt habe; ich kann meine kleinen Kinder geschweigen.“ (Zum Schweigen bringen, wenn sie weinen.)

Da die Kirche, welche Zwingli'n ihre Stiftung dankte, noch kein Handbuch ihres Glaubens

hatte,

hatte, wornach denselben auch gelehrte Ausländer beurtheilen konnten, so ließ er 1525 in lateinischer Sprache seinen Kommentar von der wahren und falschen Religion drucken, worinn er sich nicht nur mit großer Stärke wider die egyptische Finsterniß in der römischen Kirche, wie er es nennt, erklärt, sondern auch eine ziemlich ausführliche Glaubenslehre nach seinen Grundsätzen liefert. Ueberall ist in diesem Werke ein Bestreben sichtbar, das Christenthum mit der Vernunft einstimmig zu machen; die einfachsten, verständlichsten und praktisch-fruchtbaren Lehren werden am meisten hervorgehoben. Mehr noch, als dieses Werk, trug zur Beförderung der schweizerischen Reformation, eine deutsche Bibelübersetzung bei, welche allmählich durch die vereinigten Bemühungen mehrerer gelehrten Freunde Zwingli's erschien.

7.

Die Wiedertäufer. Religionsgespräche in Basel und Bern.

So segensreich die Reformation in Deutschland und in der Schweiz wirkte, so gab sie doch auch unschuldig Veranlassung zu Ausschweifungen und Verwirrungen, die ihr verderblich zu werden drohten. Die plötzliche Umkehrung der Dinge erschütterte den Pöbel so sehr, daß er im Taumel sich selber verlor, und auf schröckliche Abwege gerieth. Die Schwärmerey flößte einer großen Menge Bauern in Deutschland eine wüthende Begierde nach Unabhängigkeit, oder nach einer eingebildeten Gleichheit ein, und verwandelte sie dadurch in wilde reissende Thiere. Thomas Münzer, der gefährlichste unter ihren Anführern, ward der Stifter einer neuen Secte, die man Wiedertäufer nannte, weil sie die

Taufe

Taufe der Kinder für nichtig, und daher eine zweite Taufe für nöthig hielten. Bei ihnen gab es keine Vorgesetzten, keine Würden, und sie sollten, ihren Grundsätzen zufolge, alle Güter unter einander gemein haben. Aus Deutschland verjagt, retteten sie sich nach Zürich, St. Gallen und Appenzell. Der Prediger Hubmeyer in Waldshut und zween Bürger von Zürich, Grebel und Manz, traten auf ihre Seite, und brachen mit fanatischem Ungestümm gegen die Kindertaufe los. Es gesellten sich bald mehrere zu ihnen, unter andern ein gewisser Jacobi, auch Blaurock genannt, deren Absicht nach ihrer Erklärung dahin gieng, eine neue, fehlerfeeie, der himmlischen Kirche Christi gleiche Kirche zu gründen, die aus reinen Glaubensbrüdern bestehen sollte.

Verschiedene Prediger suchten von der Kanzel herab dem Unwesen zu steuern, machten aber das Uebel nur ärger. Der Pöbel hieng sich an, schrie Wehe durch die Straßen, und die gräßlichsten Auftritte einer ungebändigten Schwärmerey ereigneten sich besonders auf dem Lande. Grebel und Manz, die nicht ohne Bildung waren, wünschten sich als akademische Lehrer in Zürich einzudrängen, und den Reformator an ihrer Spitze zu sehen; allein dieser war weit entfernt, sich mit ihnen in Verbindung einzulassen. Dieß brachte sie aufs äußerste gegen ihn auf, und mit großem Ungestümm drangen sie auf eine Disputation, um die Trennungspunkte, die Zwingli's Parthey von ihnen schied, zu beseitigen. Man willfahrte ihnen, aber sie richteten natürlich gegen die gründlichen und beharrlichen Zwinglianer nichts aus. Dieß ergrimmte die ganze Rotte der Wiedertäufer so sehr, daß mehrere von ihnen Zürich durchschwärmten und Zeter und Weh über die Stadt ausriefen.

Der

Der hohe Rath in Zürich sah sich gezwungen, gegen die unsinnigen Schwärmer nachdrückliche Maaßregeln zu ergreifen, und indem der sonst so menschenfreundliche Zwingli zur Verfolgung der Schwärmerey die Hand bot, so that ers überhaupt nicht blos in dem herrschenden Geiste der Zeit, sondern in Rücksicht vielmehr auf die Missethaten der Irrgläubigen, als auf ihre Meinungen. Die auswärtigen Schwärmer wurden über die Gränze gewiesen, die einheimischen gefänglich eingezogen und erst der Haft entlassen, wenn sie Besserung angelobten. Es währte aber noch geraume Zeit, ehe man dieser Plage los wurde. Insgeheim sammelten die Schwärmer in der Nähe der Stadt eine Gemeinde, und da sie sich durch die Wiedertaufe von aller Verantwortung gegen die Regierung befreit wähnten, so drangen sie auf die Abschaffung der Zehenten, und auf die Einführung der Gemeinschaft selbst der Weiber so wie der Güter. In ihren Zusammenkünften rieben sie sich an der Wand den Rücken, verzerrten das Gesicht, fielen betäubt zu Boden, und hießen dieß (nach Röm. 6, 3) die Absterbung. Beim Wiedererwachen fiengen sie an, von hohen Offenbarungen zu sprechen. Je mehr sie sich vor Verfolgungen in geheime Winkel verbargen, desto mehr erlaubten sie sich im Verborgenen entweder die abscheulichsten Ausschweifungen, oder machten sich doch derselben verdächtig. Sie schrien unaufhörlich über die moralische Verdorbenheit des Menschengeschlechts, und verkündigten seine Wiedergeburt. Als Neugebohrne giengen sie nackend, und buchstäblich wurden sie zu Säuglingen; als Kinder der Unschuld ritten sie auf Steckenpferden; als Schüler des Geistes sahen sie Gesichter; als Bürger eines neuen Himmels und einer neuen Erde hatten sie alles unter

ter sich gemein, und, während der Abschüttlung der bürgerlichen Bande, unterwarfen sie sich blindlings jedem Ausspruche ihrer Propheten. Die schändlichste Unzucht rechtfertigten sie damit, daß der Geist keinen Theil an dem Fleische habe.

Zwingli's redliches Gemüth ward durch diese Ausschweifungen einer ruchlosen Sekte mit tiefen Kummer erfüllt, und da auf der andern Seite die Katholiken immer ungestümmer wurden, so hatte er wohl Recht, wenn er damals schrieb: „Die jetzige Zeit ist so stürmisch, so traurig, daß, wenn einst ein Schriftsteller der Nachwelt sie betrachten wird, er unstreitig, wie bei einem plötzlich losbrechenden Sturme verweilen wird, besonders, da aller Streit von denen anfängt, die sich Kirchenlehrer nennen, ich will nicht sagen, sich dafür verkaufen, weil sie wohl keine Käufer finden würden."

Die katholischen Kantone, die bei ihrem Hasse gegen das Reformationswesen keiner bessern Belehrung Raum gaben, trugen jetzt feierlich in Zürich darauf an, daß sich Zwingli zu einem Religionsgespräch stellen müsse, in der ihre gerechte Beschwerde abgestellt, und zugleich untersagt werde, mit dem Aufräumen in Religionssachen fortzufahren. Der bekannte Doctor Johann Eck, Vicekanzler der Universität Ingolstadt, streitsüchtigen Andenkens, der sich bei der lutherischen Reformation so geschäftig zeigte, wollte auch in der Schweiz seinen Eifer für die Ehre des Papstes kund thun. Schon vor mehrern Jahren hatte er in einem übermüthigen Schreiben die Züricher vor Zwingli's Verführung gewarnt, und sich zu einer Disputation mit demselben kecklich erboten. Der Rath der Stadt hatte, nachdem Zwingli's Gutachten eingeholt war, Zürich zur Zusammenkunft bestimmt, und am 6 November 1524 ei-

nen

nen Geleitsbrief an ihn gesandt, über den sich Eck gar nicht weiter ausließ, sondern in den nächsten Jahren ähnliche Schreiben an andere Kantone abfertigte. Als Sachwalter aller katholischen Schweizer erklärte er, er könne die Züricher in dieser Angelegenheit nicht als Richter anerkennen, und verlangte mit Ungestümm, Zwingli sollte sich entweder in Baden oder in Lucern stellen.

Es war leicht einzusehen, daß diese Orte nicht aus redlicher Meinung in Vorschlag gebracht wurden, und daß es bei der Disputation nicht um Wahrheit und Aufhellung des Streitpunktes zu thun sey. An beiden Orten war es verboten, Zwingli's Schriften zu lesen, und in Lucern hatte man sogar sein Bildniß verbrannt. In Lucern war es, wo ein Mann von Bedeutung geäußert hatte: „Wenn wir den Reformator nur haben, für ein Quartier wollen wir schon sorgen.“ Zwingli verlangte, man sollte einen freien, starken, gehorsamen und ununterworfenen Ort wählen, und schlug St. Gallen, Schafhausen oder Zürich vor. „Wo man meine Lehre, die Gottes Lehre ist, sagte er, im voraus verdammt hat, und gegen meine Person so gehässig denkt, da kann ich kein Recht erwarten. Die feindlichen Kantone können auch die Schiedsrichter nicht seyn, und ich sehe nicht ein, warum Eck nicht sollte an einen der von mir vorgeschlagenen Orte kommen können.“ Dem Generalvikarius Faber zu Costniz, der ihn ebenfalls nach Baden locken wollte, schrieb er: „Wenn du mich mündlich oder schriftlich eines Irrthums berichtest, so will ich gern meine Bücher, die den Irrthum haben, verbrennen; aber nicht zu Baden, wo man badet; da ist es naß, und die Bücher würden nicht brennen.“

Eck gab durchaus keiner Vorstellung Gehör, sondern veranlaßte vielmehr die katholischen Kantone, auf den May 1526 zu Baden, das Religionsgespräch auszuschreiben, und von Zwingli zu verlangen, daß er durchaus daselbst erscheinen müßte. Er rechtfertigte seine Weigerung aber durch die Erklärung, wie ihm gesagt worden sey, daß man sich seiner ohne alle Rechtsgründe zu bemächtigen und ihn zu strafen suche. Eck habe auch gesagt, mit Ketzern müsse man sich nicht in ein Gespräch einlassen, sondern sie mit Feuer und Schwerdt vertilgen. Zwar versprach man ihm einen sichern Geleitsbrief, dessen Gültigkeit bis zu Ende des Gesprächs dauern sollte. Nach geendigtem Gespräch war also Zwingli den Verfolgungen und Mißhandlungen der Bürger, die gegen ihn eingenommen waren, fast rechtmäßig preisgegeben: wer hätte hier nicht Arglist vermuthen sollen? Erst neuerlich hatte der Bischof von Kostniz den Pfarrer Hügle zu Lindau wegen Ketzerey zum Scheiterhaufen, und den Pfarrer Spengler zu Freiburg im Breisgau zum Ertränken verurtheilt. Alle diese Rücksichten bestimmten auch den großen Rath in Zürich, dem Zwingli den Besuch der Disputation zu widerrathen, und ihn in dem Entschlusse zu bestärken, sich nicht von denen zu entfernen, die ihn allein zu schützen vermöchten.

Die Disputation wurde inzwischen zur festgesetzten Zeit gehalten, und in Zwingli's Abwesenheit traten Johann Oekolampadius aus Basel und Berchtold Haller aus Bern als Vorkämpfer der neuen Lehre auf; doch nahm Zwingli durch Briefe und Boten täglichen und wirklichen Antheil. Seine Freunde bekämpften Ecks dreiste Behauptungen mit siegreichen Gegengründen, allein die Abgeordneten der katholischen Kantone hatten ohne alle Untersuchung

suchung bereits Parthie genommen. Sie schleuderten Bannflüche, schirmten sich mit Absetzen und Landesverweisung, und verboten die Lutherischen und Zwinglischen Schriften.

Daß damit die Reformation in der Schweiz keineswegs vertilgt war, offenbarte sich schon dadurch, daß mehrere Kantone den Beschluß nicht anerkannten, und daß jetzt sogar auch Bern, der größte und mächtigste unter allen Kantonen, der sich bisher immer noch in einem schwankenden Zustande befunden hatte, Anstalten machten, eine Kirchenverbesserung vorzunehmen. Es wurde zu dem Ende beschlossen, auf den Januar 1528 ein Religionsgespräch in Bern zu halten, durch welches der bisherigen Uneinigkeit der streitenden Partheyen ein Ende gemacht werden sollte. Außer allen Geistlichen und Gelehrten in der Schweiz und in andern Ländern lud die Regierung von Bern besonders auch die Bischöfe von Lausanne (unter dessen Kirchsprengel die Stadt Bern gehörte), Basel, Costanz und Sitten, bei Verlust der Güter, die sie in ihrem Gebiete hatten, zu diesem Religionsgespräche ein. Der Bischof von Lausanne lehnte die Einladung mit der unumwundenen Erklärung ab, er habe keine in der Schrift so geübte Geistliche, daß sie Religionsfragen untersuchen könnten, und auch die übrigen drei Bischöfe entschuldigten sich so gut sie konnten. Inzwischen strömte eine Menge Gelehrter aus Glarus, Schafhausen, St. Gallen, Kostanz, Ulm, Lindau, Augsburg herbei nach Zürich, und bildeten dort einen Zug, der nach Bern abgieng.

Zwingli war natürlich auch unter den Geladenen, und da hier keine solche Bedenklichkeiten wie in Baden statt fanden, so nahm er die Einladung mit Freuden an. Der Züricher Magistrat gab dem

geliebten und geachteten Reformator, damit er nicht unterwegs durch feindliche Nachstellungen in Gefahr geriethe, dreihundert bewaffnete Männer mit auf den Weg nach Bern, zu seiner Beschützung. Ein Bürgermeister, drei Rathsglieder und die vornehmsten Geistlichen waren seine Reisegefährten. Der Erfolg zeigte, daß man nicht ohne Ursache vorsichtig gewesen war. Unweit Mellingen ward aus dem Walde auf die Reisenden geschossen, aber niemand beschädiget; die Thäter blieben unentdeckt. Ohne weitere Gefahr kamen sie am vierten Januar in Bern an.

Die Versammlung war sehr zahlreich, und die Zahl der Geistlichen, die hier zusammen kamen, belief sich auf dreihundert und fünfzig. Nur Eck fehlte, wahrscheinlich in der Absicht und dem Wahne, das ganze Gespräch dadurch zu hindern. Zwingli aber war der Mann nicht, den eine solche Zufälligkeit aus der Bahn werfen konnte. Unerschrocken predigte er nach seiner Ueberzeugung gegen die Messe. Eben fügte es sich, daß ein Priester Messe lesen wollte; die Neugierde machte, daß er bis nach der Predigt zu warten beschloß; allein da er Zwingli'n so kräftig und überzeugend gegen die Messe sprechen hörte, so überließ er sich ganz dem Eindrucke dieser Rede, legte sein Meßgewand ab, und las nie wieder eine Messe.

Das Religionsgespräch dauerte neunzehen Tage. Von Capito und Bucer aus Strasburg, von Oekolampadius aus Basel und von Haller und Kolb aus Bern unterstützt, focht Zwingli seinen Streit so gut, daß der Rath die Reformation ohne alle Umstände gleich einführte. Die Messe wurde gänzlich verboten, die Altäre niedergerissen, die Bilder verbrannt, die bischöfliche Gerichtsbarkeit im

Kanton

Kanton hörte auf; die Ehe und das Fleischessen in der Fastenzeit wurde erlaubt. Mönche und Nonnen konnten in den Klöstern bleiben oder sie verlassen, aber niemand wurde mehr in dieselben aufgenommen. Die Prediger mußten viermal in der Woche, die Erndtezeit ausgenommen, öffentliche Religionsvorträge halten; doch wurde niemand zur Annahme der Reformation gezwungen.

Erfreut über den glücklichen Fortgang der guten Sache, trat Zwingli mit seinen Begleitern die Rückreise an. Die mißgünstigen katholischen Kantons bemühten sich, den Zürichern auf der Heimreise den Weg zu versperren. Hierauf legte Zürich fünfzig Mann nach Bremgarten, und Bern trug dem Landvogt von Lenzburg auf, den Zürichern eine Begleitung von zweihundert geharnischten Männern zu geben. So kamen sie glücklich am ersten Februar in Zürich an.

Die Reformation war jetzt auf einen Punkt gediehen, auf dem sie nur erhalten werden durfte. Sie mußte von innen und außen gesichert werden. In dieser Rücksicht sorgte Zwingli dafür, daß alljährlich sich alle Geistlichen des Kantons auf einer Synode in Zürich versammelten. Durch diese Synoden sollte sich gute Zucht und Glaubenseinigkeit in den vaterländischen Kirchen erhalten. Um den Versammlungen mehr Ansehen und Gewicht zu geben, wurden sie im Beiseyn des Raths angestellt. Und um die Reformation auch von aussen sicher zu stellen, vereinigte sich nunmehr Zürich mit Bern in ein Burgrecht. In demselben ward auch für die gemeinschaftlichen eidgenossenschen Unterthanen gesorgt, daß es ihnen freistehen soll, in ihren Kirchspielen nach Mehrheit der Stimmen die Glaubensverbesserung entweder zu verwerfen oder zu wählen. Diesem

Burg-

Burgrecht traten mehrere andere Städte gleichfalls bei.

8.

Luther und Zwingli. Religionsgespräch zu Marburg.

In den meisten Punkten lehrte Zwingli mit Luthern und den deutschen Reformatoren, obgleich beide ihren eigenen Weg giengen, ganz übereinstimmend. Wie sie, nahm er die heilige Schrift zum einzigen Erkenntnißgrunde in der Religion an. Wie sie, verwarf er ohne Ausnahme alle Zusätze, durch welche sie von Menschen verunstaltet worden war. Er bestritt die Herrschaft und den Eigennutz der Geistlichkeit; den Aberglauben, der überall mit furchtbarer Gewalt herrschte — kurz alles, was die Wirksamkeit der Religion hemmte, und die Christen seiner Zeit ihrer ursprünglichen Verfassung unähnlich machte. Inzwischen wich er doch auch in einigen Stücken von den deutschen Reformatoren ab. Er gab dem Gottesdienste eine andere Gestalt, indem er bei demselben fast alle Ceremonien, die nicht schon in der ersten Kirche vorhanden gewesen waren, und allen Schmuck der Kirchen, wenn er auch nicht zum Aberglauben führte, auf einmal verbannte. Altäre, Orgeln, Bilder und ähnliche Zierrathen wurden aus ihrem langen Besitzthume geworfen. Er wollte sogar die geistlichen Lieder abgeschafft wissen, und stellte deswegen dem Rathe in Zürich vor, daß es eben so ungereimt sey, Gott sein Gebet vorzusingen, als wenn man der Obrigkeit seine Bitte singend vortragen wollte; allein in diesem Stücke erreichte er seine Absicht nicht. Er führte dagegen eine gänzliche Gleichheit aller Lehrer

der

der Kirche ein, und ließ nichts von der bisherigen Kirchenregierung stehen, in welcher so viele mächtige und reiche Bischöfe über die Pfarrer, über alle aber der Papst unumschränkt zu gebieten hatte. Ueberhaupt gieng er viel rascher als Luther, mit ächtem Schweizermuthe und auch von außen ungehinderter, zu Werke.

Am auffallendsten und folgenreichsten wichen Luther und Zwingli in der Lehre vom Abendmahle von einander ab. Luther hatte zwar auch die Behauptung der römisch-katholischen Kirche von einer Verwandlung des Brodes und Weines in den Leib und in das Blut Christi verworfen, er nahm aber doch an, daß mit dem Genusse des Brodes und Weines auch zugleich der Leib und das Blut Christi genossen würde. Zwingli hingegen verwarf schlechthin und laut die ihm längst anstößig gewesene Vorstellung von einer leiblichen Gegenwart und Genießung Christi im Abendmahl, und erklärte Brod und Wein für bedeutende oder darstellende Zeichen zur Erinnerung an den Stifter und dessen Tod.

Aus dieser Verschiedenheit der Meinungen zwischen Luther und Zwingli und ihren Anhängern erwuchs ein vieljähriger Streit, welcher der Reformation selbst zum offenbaren Nachtheile gereichte, und ihre Fortschritte hie und da hemmte. Zwingli nannte die Lehre von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahl thöricht und widersinnisch, und die sie behaupteten hieß er Gottes Fleischesser. Weit heftiger aber äußerte sich Luther, und behauptete geradezu, die Lehre der Sakramentirer (wie man die schweizerischen Reformatoren und ihre Anhänger nannte) komme vom Teufel. Der Streit brach zuerst im Jahr 1527 laut aus, und erregte allgemeines Aufsehen. Zwingli schrieb eine Unterrichtung vom

Nacht-

Nachtmahl Christi, und Luther eine Schrift unter dem Titel: Daß die Worte Christi, das ist mein Leib, noch fest stehen; wider die Schwärmergeister. Bescheiden und die Achtung gegen Luthern nicht vergessend, hatte Zwingli eine freundschaftliche Ausgleichung der Streitpunkte versucht. Er hatte bei jeder Gelegenheit mit aufrichtiger Verehrung von dem deutschen Reformator gesprochen, und unter andern einmal geschrieben: „Viele wollen dem wohlgelehrten Mann, Martino Luther, nichts ablernen in seinen Büchern, als die Räßy (Bitterkeit) seiner Worte, die er oft aus angezündeter inbrünstiger Liebe redet. Aber das fromm treu Herz, so er zu wahrer göttlicher Wahrheit und zu dem Worte Gottes hat, das will ihm keiner ablernen.“ Und in der Schrift vom Nachtmahl sagt er: „Luther ist nach meinem Urtheil der tapferste Streiter Christi, der die Schrift so genau durchforscht hat, als es seit tausend Jahren nicht geschehen.“ Und an einem andern Orte: „Ich schätze Luthern mehr als irgend einen Mann. Nie habe ich aber an ihn geschrieben und schreiben lassen, um zu zeigen, wie gleich sich der Geist Gottes sey. Ich vergleiche mich auch nicht mit Luthern; jeder hat so viel, als ihm Gott giebt, und thut, wozu Gott ihn lenkt.“

Zwingli stund in diesem Streite in jeder Hinsicht weit über Luthern, der eine leidenschaftliche Begierde äußerte, über allen Widerspruch erhaben zu seyn, und durchaus Recht zu behalten. „Der Teufel, sagt er in seinem Buche, ist ein Tausendkünstler, welcher von den ersten Zeiten des Christenthums an schlaue Mittel gebrauchte, es zu verfälschen; jetzt lästert er durch die Schwärmer das Abendmahl.“ Zwingli nennt er den Urheber des Sakramentstreites, der mit seinen Anhängern Unord-

nung

nung in der Kirche anrichte. Der bloße Gedanke, sich mit diesen, von ihm sogenannten Teufelskindern zu vereinigen, Einigkeit und Frieden mit ihnen zu stiften, war ihm schon verhaßt. Da Zwingli und Oekolampadius seine Lästerungen mit stechendem Witz beantworteten, so verleitete ihn sein heftiges Temperament zu der Aeußerung: „Weil sie denn gar zu verrucht spotten, will ich eine lutherische Warnung dazu thun, und sage: verflucht sey solche Liebe und Einigkeit in den Abgrund der Höllen, darum, daß sie nicht allein die Christenheit jämmerlich zerrüttet, sondern sie, nach des Teufels Art, in solchem ihrem Jammer noch spottet und närret. Nein, mir nicht! liebe Herren des Friedens und der Liebe! Ich will die Schwärmer hier aufdecken, daß jedermann sehe, was für ein Geist in ihnen stecke. Ein Theil muß des Teufels seyn und Gottes Feind; da ist kein Mittel.“

Die Papisten freuten sich dieses Streites, der mit so großer Erbitterung geführt wurde, und suchten Vortheile daraus zu ziehen. Die Freunde der Reformation aber, welche nicht vom Partheygeiste befangen waren, trauerten, und bemühten sich, den Streit in Güte beizulegen. Niemand gab sich in dieser Hinsicht mehr Mühe, als der Landgraf von Hessen, Philipp der Großmüthige. Er war einer der einsichtsvollesten und staatsklugsten Regenten Deutschlands, den selbst sein hitziger Muth und seine rasche Entschlossenheit selten zu einem Fehler verleitete. Dabei war er ein vortrefflicher Soldat, und ein edeldenkender und rechtschaffener Mann, der Wahrheit und Recht genug liebte, um bereit zu seyn, sie aus allen Kräften zu vertheidigen. Luther, dessen Charakter in so manchen Zügen den seinigen glich, gewann seine Hochschätzung durch die

unerschrockene Freimüthigkeit, womit er seine Lehre vertheidigte, und er erklärte sich in eben dem Maaße für die Neuerungen in der Kirchenverfassung, in welchem er von regem Eifer für Religion und Tugend belebt wurde. Seine Klugheit glaubte ein Mittel gefunden zu haben, Luthern und Zwingli'n zu vereinigen. Er lud nämlich beide zu einem Religionsgespräche nach Marburg ein, in Hoffnung durch sein Beiseyn den Frieden herzustellen.

Zwingli nahm die Einladung bereitwillig an, weniger geneigt zeigte sich hingegen Luther, weil er zum Voraus ahnete, es werde wenig ausgerichtet werden. Er gab dem Landgrafen zu bedenken, er möchte doch erforschen, ob Zwingli auch zum Nachgeben geneigt sey, sonst werde das Uebel nur schlimmer werden. „Was hülfe es zusammenkommen, schrieb er, so beider Theil mit dem Vorsatz komme, nichts überall zu weichen; er wisse das wohl, daß er ihnen schlecht nicht weichen werde; könne auch nicht, weil er so ganz gewiß für sich sey, daß sie irren." Indessen versprach er doch zu kommen.

Am dritten September 1529 verließ Zwingli in aller Stille Zürich, schloß sich in Basel an Oekolampadius an, und reiste dann nach Strasburg, wo er mit großem Beifall im Münster predigte. In Begleitung einiger anderer gelehrten Theologen, und unter einer Bedeckung hessischer Reuter, setzte er seine Reise fort, und kam glücklich in Marburg an, wo ihm das Schloß zur Wohnung angewiesen wurde. Tags darauf traf auch Luther ein, und mit ihm Melanchthon und Justus Jonas, und bald darauf auch Osiander von Nürnberg, Brenz von Schwäbisch-Hall und Stephan Agricola von Augsburg.

Das

Das Gespräch wurde zu Anfang des Octobers eröffnet, und wenn jemals eine Unterredung dieser Art den gesuchten Zweck befördern konnte, so hätte gewiß diese ihn befördern müssen. Der Landgraf selbst leitete sie mit der größten Klugheit, und die Zwinglische Parthei brachte zugleich so viel Neigung zum Frieden mit und beobachtete bei allen Verhandlungen so viel Mäßigung, daß der gewünschte Erfolg beinahe unfehlbar zu seyn schien. In allen ihnen vorgelegten Artikeln gaben die Schweizer nach, sobald aber die Unterredung über die Abendmahlslehre anhob, ergab sich's nur zu deutlich, daß an keine Ausgleichung zu denken war. Luther erklärte sich zum voraus, er werde der Meinung Zwingli's nicht beipflichten, und schrieb auf den Tisch: „Das ist mein Leib!" um den buchstäblichen Verstand nicht aus dem Auge zu verlieren. Vernunft, Menschenverstand und mathematische Gründe verwarf er mit den Worten: „Gott ist über alle Mathematik."

Luther disputirte zuerst mit Oekolampadius, dann mit Zwingli. Der Letztere berief sich auf Johannis 6 und sagte: ob sich Christus da nicht über das Essen seines Leibes erklärt hätte?

Luther. Ihr wollet es überpoltern, diese Stelle gehört nicht hieher.

Zwingli. Diese Stelle bricht euch den Hals, Herr Doktor.

Luther. Rühmt euch nicht zu sehr! Ihr seyd in Hessen, und nicht in der Schweiz: die Hälse brechen nicht also!

Als Zwingli sah, daß Luther über diese Redensart sehr aufgebracht sey, so entschuldigte er sich mit der Versicherung, so spreche man in der Schweiz, wenn man sagen wolle, der Andere habe eine verlore Sache. Der Landgraf gab Luthern zu ver-

 stehen,

stehen, daß er diese Art sich auszudrücken so übel nicht aufnehmen solle. Zwingli führte Stellen aus dem griechischen Testament an, Luther wollte sie aber lateinisch oder deutsch haben. Da Luther von den Worten nicht ließ: „das ist mein Leib!“ so sagte Zwingli, ein Zänker könnte auf gleiche Art beweisen, Johannes sey der Maria Sohn gewesen, denn Jesus habe zu ihr gesagt: „Siehe, dein Sohn.“... Indem es Luther Zwingli's Anhängern nahe legte, ihre irrige Meinung abzulegen, bemerkte der letztere: der wahre Leib Christi könne doch nicht zugleich an mehrern Orten zugegen seyn. Luther aber entgegnete: die Vernunft dürfe Gottes Allmacht nicht richten, und wenn es gleich ein Wunder sey, so komme doch dabei auf die Würdigkeit des Priesters nichts an. Die Sakramente wären Zeichen, die etwas bedeuteten, er läugnete aber, daß dieß der leiblichen Gegenwart im Abendmahl entgegen wäre.

Als der viel gemäßigtere Zwingli, der seine Ueberzeugungen nicht aufgeben, und an seinem Gewissen nicht zum Verräther werden konnte, Luthers beharrlichen Starrsinn wahrnahm, der durchaus von keiner Annäherung wissen wollte, so wurde er so in der Seele gerührt, daß er mit thränenvollem Auge sagte: „Gott weiß, daß in dieser Welt kein Mensch ist, mit dem ich lieber einig seyn wollte, als mit den Wittenbergern.“ Luther antwortete: „Ich begehre auch mit niemanden uneins zu seyn; aber doch Gottes Wort und die Wahrheit muß ich lieber halten, denn aller Welt Freundschaft.“ In der Folge schrieb er, in Beziehung auf dieses Religionsgespräch: „Die Leutlein scheinen mir an sich nicht böse, sondern aus Irrthum und von ungefähr in ihr Meinung gefallen zu seyn, und fällt die Vernunft leichtlich auf das, was sie begreift. Fürwahr, ich

habe so große Gefahr erlitten über meine Lehre, ich wollte ja nicht gern umsonst so saure Arbeit gethan haben, und noch thun; darum wollte ich weder aus Haß, noch Hochmuth ihnen widerstehen, sondern ihre Lehre längst haben angenommen, das weiß Gott, mein Herr, wo sie gewissen Grund derselbigen könnten anzeigen. Auf das aber, darauf sie stehen, kann ich mein Gewissen nicht setzen."

Die Unterredung hatte nur drei Tage gedauert, und da gerade eine ansteckende Krankheit, der englische Schweiß genannt, den Aufenthalt in Marburg unsicher machte, so schied man, freilich unter Friedens- und Freundschaftsversicherungen, nachdem von beiden Theilen diejenigen Punkte unterzeichnet worden waren, über welche man sich vereiniget hatte. Ehe Zwingli die Stadt verließ, hielt er eine geist- und herzvolle Predigt über die Vorsehung, welche die Hochachtung gegen ihn vermehrte. Besonders gewann der Landgraf den sanften, humanen, gütigen Schweizer so lieb, daß er ihn zu mehrern Privatunterredungen einladen ließ. Mit großen Opfern hatte er den Frieden erkaufen wollen, und er war in seinem Nachgeben gegen Luthern so weit gegangen, daß man ihn fast des Mangels der Festigkeit in seinem Glauben bezüchtigte. Die ganze Frucht der Zusammenkunft bestund darinn, daß die Streitschriften in diesem sogenannten Sakramentstreite aufhörten, und daß derselbe wenigstens bei Zwingli's Lebzeiten ruhte.

9.

Kampf der Partheyen in der Schweiz. Vielfaches Ungemach, das auf Zwingli losstürmte.

Zwingli reiste, über den verfehlten Zweck der

Reise

Reise innigst betrübt, mit seinen Freunden nach Zürich zurück. Er ahnete die Nachtheile, die aus der Trennung der evangelischen Partheyen hervorgehen würden, und wie die Feinde der Reformation eben dadurch mehr Gewalt erlangten, das herrliche Werk zu zertrümmern. Seine heitere Lebensruhe war dahin, und ein düsterer Gram, ein Heer von Sorgen machte ihn traurig. Er fand bei seiner Ankunft in Zürich den tröstenden Frieden nicht, dessen er zu seiner Stärkung bedurfte. Je weiter das Reich der Wahrheit um sich grief, je auffallender sein Sieg und je inniger der Siegenden Liebe und Verbündniß unter einader ward, desto unruhiger fühlten sich die Gegner, und desto argwöhnischer fürchteten sie für ihre politische Sicherheit. Wenn in den gemeinschaftlichen Vogteyen die eine Regierung ihre Religion aufrecht erhalten, die andere aber ihre neuen Lehrsätze einführen wollte, so war ein lebhafter Streit unvermeidlich, und es gewann beinahe das Ansehen, als wenn, der Religionshändel wegen, die ganze Eidgenossenschaft in zwei Verbindungen sich auflösen würde. Bei der Ausbreitung des Lichts giengen wohl auch zuweilen die Reformirten auf eine Weise zu Werke, die den Katholiken nicht ohne Grund anstößig war.

Niemand litt bei alle dem mehr als Zwingli, den die Katholiken als den Stifter alles Ungemachs anklagten und verunglimpften. Jedes Unglück, jeden Schaden und Zwist, welcher entstand, suchten böse Menschen auf ihn, als den Urheber desselben, hinzudeuten. Die Erbitterung stieg so hoch, daß einige katholische Kantone mit dem römischen Könige Ferdinand von Oesterreich ein Bündniß zur Unterdrückung der Reformation schlossen, und in Schwitz verbrannten die Katholiken einen Pfarrer wegen se-

ner Anhänglichkeit an Zwingli. An Anhetzungen, gegen Zürich, Bern und Basel feindlich zu verfahren, ließ es der Papst und seine Freunde bei den ihm noch ergebenen Kantons nicht fehlen. Im Rheinthal bot ein Unterwaldner Landvogt die unerlaubtesten Gewaltmittel auf, das Licht der Religion zu verlöschen. Er fand muthige Gegenbestrebungen, und daraus schlossen die Katholischen, die Reformirten wollten ihnen die Mitherrschaft über die Rheinthaler entziehen. Sie schmähten auf Zürich, und verlästerten Zwingli. Auf jeder Seite erlaubte man sich unförmliche Schritte, und sie verbreiteten noch mehr Unsicherheit als förmliche öffentliche Befehdung. Die Reformirten sahen den Augenblick kommen, wo lange verhaltene Erbitterung als bewaffnete Rachsucht ihnen gegen über in die Schranken trat; und Zwingli sah es, daß sein Leben der erste Zielpunkt der Feinde war. Nicht darum, sondern aus reinen gesunden Gründen rieth er gleich zum offenen Kriege.

Da die Partheywuth immer höher stieg, so griefen Zürich und Bern zu den Waffen, und bezogen mit einer ansehnlichen Macht ein Lager an der Grenze von Zug bei dem Kloster Cappel. Mehrere Geistliche begleiteten die Streiter zum Kampfe, nur Zwingli'n wollte man nicht mitziehen lassen, aus Besorgniß, er möchte sich allzusehr bloß stellen; aber umsonst wollte man ihn zurückhalten: er schwang sich auf ein Streitroß, mit einer glänzenden Hellebarde auf der Schulter, und zog auch mit. Von dem Heere der Züricher und Berner sagt ein Augenzeuge: „Dieses ist manchem Menschen ein groß Wunder, daß in einem solchen großen Heer eine solche gehorsame Ordnung siebzehn ganzer Tage lang gehalten worden ist. Item keine gemeine Dirn ist unter ihnen enthalten worden, dann ob eine kam,

fertigte

fertigte man sie sogleich tugendlich hinweg. Item man predigte alle Tage das göttliche Wort lauter und klar. Meister Ulrich Zwingli, Herr Commenthur von Küsnach, Meister Franz Zindel, Herr Abt von Cappel, und sonst gute Prädikanten predigten allda. Item man schwur nicht; item es war niemand mit dem andern uneins; item es war alle Welt der Obrigkeit gehorsam. Item man betete allemal vor und nach dem Essen, und spielte man weder mit Würfeln noch Karten, sondern sang, sprang, wurf und stieß den Stein und trieb sonst andere Kurzweil."

Als die katholischen Kantone mit ihrem Heere anrückten, bezeugten sich die Züricher sehr begierig zum Angriffe, die Berner hingegen wollten sich nicht übereilen. Sie, nebst den neutralen Kantonen Glarus, Freiburg, Solothurn, Schafhausen und Appenzell redeten zum Frieden, und wirklich triumphirte dießmal der eidgenossensche Bieder- und Frohsinn über den Religionseifer. An der Grenze lagerten sich die Vorwachen ins Gras und um die gemeinschaftliche Milchschüssel, und muthwillig schlug einer dem andern den Löffel zurück, wenn dieser über die Grenzlinie zu weit hinauslangte. Am sechs und zwanzigsten Junius 1529 kam eine für die reformirten Kantone sehr günstige und ehrenvolle Aussöhnung zu Stande. Der Hauptpunkt des Vertrages war, durchgängige Gewissensfreiheit, welche die Züricher und Berner siegreich behaupteten.

So sehr jetzt die Ruhe gesichert schien, Zwingli konnte sie nicht genießen. Für jeden auch nur scheinbaren Nachtheil, für jeden, auch den entferntesten und mit seinen Verbesserungen nicht einmal zusammenhängenden Schaden sollte er Rede stehen. Ihn fragte die Angst um Rath, und die Dummheit

heit zog ihn zur Verantwortung. Eine Theurung, die im Jahre 1530 in Zürich ausbrach, gab Veranlassung zu allerlei Verunglimpfung. Als ein Komet sich am Himmel zeigte, fragte der Abt Georg Müller zu Wettingen Zwingli: was der ungewohnte Stern bedeute: „Mein Georg, antwortete er, mich und manchen Ehrenmann wird es kosten. Gott vertrau ich, der ist gerecht und gut, aber den Menschen so wenig als ich kann.“

An Nachstellungen, den Reformator mit List seinen Feinden in die Hände zu spielen, fehlte es nicht. Einst kam ein Unbekannter um Mitternacht in seine Wohnung mit der Bitte, ein Sterbender wünsche ihn zu sprechen, und er möchte deshalb sogleich zu ihm kommen. Ein Diakonus im Hause, der den Schlaf des guten Zwingli nicht stören wollte, erbot sich, statt seiner das Geschäft zu verrichten. Der Unbekannte wurde hastiger und dringender, und bestund darauf, daß Zwingli selbst kommen sollte. Nun schöpfte der Diakonus Verdacht, faßte sich aber sogleich, und schloß den Menschen ein. Zwingli that mehrere Fragen an ihn und erfuhr, daß der Fremde gedungen war, ihn aus dem Hause zu locken, ihm den Mund zu stopfen, und ihn über den See auf einem dazu bereit stehenden Schiffe seinen Feinden zu überliefern.

Da Zwingli sah, daß sein patriotischer Eifer selbst in Zürich hie und da verkannt wurde, und daß selbst im Rathe zuweilen die Stimmen getheilt waren, so wollte er von seiner öffentlichen Wirksamkeit zurück treten, und in stillerer Unbemerktheit Sicherheit und Ruhe suchen. In dieser Absicht trat er, mit dem freien Anstand der Größe und des reinen Bewußtseyns vor den großen Rath und sprach: „In die eilf Jahre hab' ich euch die evangelische

Wahr=

Wahrheit gepredigt; euch hab' ich die kläglichen Folgen der Nachsicht gegen die fünf Kantons mehrmals vor Augen gestellt. Von mehrern aus euch seh' ich dieselben begünstigt, meine Bemühungen hingegen werden nicht nur mit Undank bezahlt, sondern gänzlich vereitelt. Also wird es niemanden befremden, wenn ich in allem Ernste meine Entlassung begehre."

Der Rath war über Zwingli's Gesuch bestürzt, und suchte ihn zu bereden, daß er seinen Posten nicht verlassen möchte. Man gab ihm drei Tage Bedenkzeit, und nach Verlauf derselben erklärte er auf dem Rathhause: er wünsche Zürich groß zu machen, wenn die Stadt nur Gott folge. Im Glauben an ihre Besserung wolle er seine Stelle behalten, die gute Sache nicht aufgeben, möge sie ihm auch Blut und Leben kosten. Unter allen Stürmen und Unruhen, die ihn bekümmerten, verließ ihn doch die Hoffnung nicht, daß die Kraft der göttlichen Wahrheit über die Feinde derselben siegen werde. Deutlich spricht er dieß in seiner Erklärung des Propheten Jesaias aus, die er zu dieser Zeit drucken ließ. „Ein Gott fürchtendes und ihm ergebenes Gemüth, sagt er, achtet alle Drohungen der Welt nicht. Dieß bleibt immer sein fester Entschluß, die Absichten Gottes zu befördern, es möge ihm dabei gehen, wie es immer wolle. Ein Fuhrmann, der einen weiten Weg zu machen hat, verliert und nutzt vieles von seinem Wagengeräth ab, doch bringt er damit die Waaren an ihren bestimmten Ort. So sind die Werkzeuge Gottes; keines ist, das nicht abgenutzt, zerbrochen, oder geplagt werde. Werden wir aber gleich dabei zerbrochen, so führt doch unser großer Führer seine Absichten durch diese Mittel aus. Wir sollen bei allen diesen Mühseligkeiten

nicht

nicht muthlos werden: das kommt dadurch zu Stande, was Gott will. Wird es uns nicht so gut, daß wir Zuschauer von dem glücklichen Erfolge seyn können, so müssen wir denken, wir haben gleiches Schicksal mit den Kriegern, die erfechten allemal den schönsten Sieg, die im Treffen bleiben, die Personen des Schauspiels, nicht Zuschauer sind. Muthig also, wenn wir Mühseligkeiten und Gefahren auszustehen haben, wodurch die gute Sache des Christenthums wieder in Aufnahme gebracht wird, wenn wir gleich seinen blühenden Zustand mit Augen nicht sehen werden. Es ist Einer, der uns siehet und der die Streiter wehret. Andere mögen auf Erden sich über die Früchte unserer Arbeit freuen, indem wir der himmlischen Belohnung genießen."

10.

Die Schlacht bei Cappel. Zwingli's Tod.

Je günstiger der erste Religions- und Landfriede vom Jahre 1529 für die reformirten Eingenossen gewesen war, desto mehr wuchs bei der einen Parthey der Unmuth, und bei der andern der Uebermuth. Zürich wurde der Zufluchtsort der flüchtiggewordenen Neugläubigen aus jeder noch so entlegenen Weltgegend. Der Reformationsgeist regte sich bald hie bald da, und allenthalben fanden sich Gemüther, die der neuen Lehre huldigten. Selbst an den Orten, wo man dem bessern Religionslichte abgeneigt war, gab es dennoch muthvolle Männer, die sich der Sache Gottes und der Menschheit thätig, weise und eifrig annahmen, und die christliche Wahrheit mehr ehrten, als menschliches Verbot. Mönche und Nonnen entwichen den Klosterkerkern

und

nnd Geistliche traten in den Ehestand. Strafgesetze dagegen waren größtentheils fruchtlos, ob man sie auch durch Hinrichtungen einzelner Personen schröcklich zu schärfen suchte. Jemehr aber Zürich und Bern den Reformationsgeist zu verbreiten trachteten, desto ergrimmter wurden die katholischen Kantone, und ehe man sichs versah, fachte sich das glimmende Feuer mit zehenfacher Heftigkeit an.

Die erledigte Abtey zu St. Gallen, welche mit Zürich und einigen katholischen Kantonen im Bunde war, weckte die schlummernde Zwietracht. Die Züricher, jetzt, außer Bern auch noch durch Basel und Schafhausen und viele Freunde zu Glarus und Appenzell verstärkt, wollten die Aufhebung des Klosters gegen die Uebrigen geltend machen; und auch die Zwischenverwaltung der Abtey durch abwechselnde Landhauptleute brachte anstößige Verwickelungen zuwegen. Und als nun dazu noch die Graubündtner, von einem eroberungssüchtigen Nachbar, Jakob Medicis, in ihren Grenzen angefallen, nur von den Protestanten unterstützt, und von den katholischen Kantonen im Stiche gelassen wurden, ergab sich das völlige Zerwürfniß: was konnte noch helfen, als das Schwerdt? Zwingli empfahl, wie immer, was Noth war; aber der Rath, zu halben Maaßregeln geneigter, verordnete, um den Feind durch Hunger zu zwingen, eine Sperre des Marktes und der Zufuhr gegen die Katholiken. Wenn in dem vorigen Feldzuge der gemeine Soldat, der bürgerlichen und religiösen Streitpunkte unkundig, dem Gegner als Kamerad brüderlich die Hand reichte: so führte dagegen jetzt die Noth das Schwerdt, und brachten nun erst den fürchterlichsten von allen, den Religionshaß, zum vollen Bewußtseyn. Nachdem alle Friedensvermittlungen vergebens gewesen

waren,

waren, verkündigten am neunzehenten September 1531 Zürich und Bern ihre Kriegserklärung gegen die katholischen Kantone. Bald darauf machten auch diese ihr Kriegsmanifest bekannt, und eröffneten sogleich die Feindseligkeiten mit Rauben und Plündern. In Zürich hingegen war man saumselig und schläfrig, und der Mangel an Kriegsanstalten stimmte sehr schlecht zu dem geäusserten Ungestümm. Nach unnützem Zögern ward endlich die Sturmglocke geläutet, aber ihre Töne brachten nur Schrecken mit; wild giengen die Befehle durch einander, aber heimlich jagte das Gerücht seine ängstlichen Warnungen durch die gespannte Brust. Unwiderruflich hieß das Aufgebot, aber die Stunde kam, und fand noch die Streiter nicht.

Das feindliche Kriegsheer stund bereits, acht tausend Mann stark, bei Zug in einem Lager, als aus Zürich kleine Schaaren gegen Cappel anrückten. Zwingli erhielt Befehl, mit dem Panner, oder mit dem Haufen, welcher die Hauptfahne der Republik führte, zu welcher allezeit ein Diener der Kirche genommen wurde, bewaffnet in's Feld zu ziehen. Der Ausmarsch war auf den eilften October angeordnet, aber auch hier herrschte Verwirrung. Erst um eilf Uhr rückte das Panner aus der Stadt weg. Anstatt viertausend Mann, die ausziehen sollten, bestand der Haupthaufe nur aus siebenhundert, und es fehlte an hinreichenden Pferden für den Transport des Proviants und der Kanonen. Als Zwingli bei seinem Hause zu Pferd sitzen wollte, gieng das Pferd immer rückwärts und wollte nicht fort. Seine letzten Gespräche mit seinen Vertrauten verriethen, daß er nicht glaubte, wieder nach Hause zu kommen Auch auf der Reise nahm man wahr, daß er eifrig zu Gott betete, für sich und die Kirche.

Auf

Auf dem Marsch über den rauhen Albisberg hörte man schon den Kanonendonner von Cappel her, wo die kleine Schaar von der überlegenen Macht der Katholischen überfallen worden war. Indem man eilte, ihnen zu Hülfe zu kommen, sanken mehrere alte und geharrnischte Männer aus Ermattung nieder; andere riefen aus Feigheit, sie kämen doch zu spät, und wollten zurückbleiben. Zwingli beschämte sie durch die Aeußerung: „Ich einmal will im Namen Gottes zu diesen biedern Leuten hin — will mit ihnen und unter ihnen sterben, oder sie retten helfen.“

Um drei Uhr Nachmittags langte das Panner zu Cappel an. Jezt bestand das ganze Heer der Züricher aus etwa zweitausend Mann, unter denen einige von der Reise ganz ermüdet, andere über Zwingli und über die Folgen der Reformation höchst unzufrieden, und also zu einem siegreichen Angriffe wenig fähig waren. Morgens darauf rückten die Katholischen zahlreich, wohlgerüstet und munter ins Feld. In dem Züricherischen Kriegsrathe herrschten verschiedene Gesinnungen; die Einen wollten den Feind erwarten, die Andern sich zurückziehen, aber Rudolph Gallmann, einer der Tapfersten im Heere, gab die Entscheidung indem er rief: „Hier, hier muß mein Kirchhof seyn; den Tag lasse mich Gott nicht erleben, daß ich einen Schritt zurückweiche.“

Um ein Uhr fiengen die Kanonen an, gegen einander zu feuern; die Züricher warfen sich auf den Boden nieder, daß das feindliche Donnergewitter über ihren Häuptern wegflog. Dann erhoben sie sich, und thaten bei zwei Stunden lang heftigen Widerstand. Die Katholischen sahen sich genöthigt, einen günstigern Ort zum Angriff zu suchen. Zu den Zürichern stießen nun Hülfsvölker, jedoch in

kleiner

kleiner Anzahl, und noch immer waren ihnen die Feinde an Zahl weit überlegen. Indem sich der Kampf mit großer Hitze erneuerte, sprach Leonhard Burkard zu Zwingli: „Meister Ulrich, wie ist ihm jetzt? Wie gefällt euch die Sache? Sind die Rüben gesalzen? Wer soll sie essen?“ — „Ich, sagte Zwingli, und mancher Biedermann, der hier steht in Gottes Hand, dessen wir sind, todt oder lebend.“ — Burkard versetzte: „Ich will sie auch helfen essen, mein Leib und meiner Seele wegen.“

Inzwischen drangen bei dreihundert Mann, die feurigsten unter dem katholischen Kriegsheer, mit Gewalt auf die Züricher. Unglücklicher Weise waren diese eben damit beschäftiget, sich in zween verschiedene Haufen zu trennen. Einige begaben sich auf die Flucht; dadurch stieg bei den Feinden der Muth. Einer von diesen mischte sich unter die Züricher, als wenn er zu ihrem Haufen gehörte, und so munterte er sie betrügerisch zu Flucht an. Das in Unordnung gerathene und ermüdete Heer der Züricher ward bis in die Nacht hin von dem triumphirenden Feinde verfolgt. Alsdann kehrte die feindliche Armee auf die Wahlstatt zurück, fiel auf die Knie, dankte Gott, der heiligen Mutter Maria und dem ganzen Himmelsheer für den erfochtenen Sieg; zum Beschluß ward auf dem Schlachtfelde das Vater Unser und das Ave Maria gebetet. Unterdessen ward das verlassene Lager der Züricher geplündert, und viele von diesen letztern wurden unter abscheulichen Beschimpfungen erschlagen. Die menschlichern unter den Katholiken wurden zum Mitleiden bewogen; sie nahmen die übriggebliebenen Züricher gefangen, setzten sie zum Feuer, indem es in dieser Nacht ungemein kalt war, pflegten sie und verbanden ihre Wunden.

Unter den Erschlagenen auf dem Schlachtfelde lag auch Zwingli. Indem ihn die wilde Flucht der Seinigen mit fortriß, ward er von einem Stein zu Boden geworfen; dreimal raffte er sich auf, und dreimal rieß ihn der Strudel der Fliehenden mit fort. Endlich schwanden seine Kräfte; auf das Knie gestützt rief er mit Ergebung des Mannes in gebrochenen Tönen: „was ist's denn nun mehr? den Leib nur können sie tödten, die Seele nicht.“ Ein Schwarm von Feinden, der auf der Wahlstatt plünderte und die Verwundeten fragte, ob sie beichten und die Heiligen anrufen wollten? kam auch zu Zwingli, ohne ihn jedoch zu kennen. Auf dem Rücken liegend, die Hände zum Gebet gefaltet, und mit zum Himmel gerichtetem Blick athmete er noch schwach. Als ihn einer fragte: ob er einem Priester beichten wollte? schüttelte er mit dem Kopfe. Der Hauptmann Juckinger von Unterwalden, welcher herbei kam und bemerkte, daß sich seine Lippe noch bewegte, verlangte von ihm, daß er sich laut zur päpstlichen Parthey bekennen sollte. Durch ein Zeichen mit dem Kopf gab er auch diesem eine verneinende Antwort. Von Zorn entbrannt versetzte ihm der Hauptmann, als einem verstockten Ketzer, mit der Lanze den Todesstoß. Auch gegen den Todten wütheten die Verruchten. Es ward ein förmliches Gericht über ihn gehalten, und der Scharfrichter von Lucern mußte seinen Körper viertheilen und verbrennen; unter seine Asche ward die Asche von Schweinen gemischt, damit kein mitleidiger Freund oder kein Verehrer des Mannes sie sammeln möchte. Sein Herz will man zwischen den Feuerbränden unversehrt gefunden haben, aber ein Freund soll es in den Rhein geworfen haben, um jeden etwaigen abergläubischen Mißbrauch zu verhüten.

Zwingli

Zwingli war erst sieben und vierzig Jahre und neun Monate alt, als er für die gute Sache starb. Zürich verlor in ihm seinen größten Schmuck, die Kirche das herrlichste Werkzeug Gottes, die Menschheit den edelsten Mann. Er war unter allen Reformatoren der selbstständigste, freimüthigste, kühnste und von fremder Autorität unabhängigste. Nicht so heftig und stürmend als Luther, aber eben so gerade und redlich als er, sah er weiter und schritt weiter vorwärts als er. Einem Melanchthon stand er an Gelehrsamkeit und Bildung nicht nach, und übertraf ihn an Kraft, Bestimmtheit und Offenheit. Die Milde seines Charakters offenbarte sich auch in seinem Lehrbegriff; er war moralischer, als der von Luther. Rechtschaffenen Heiden die Seligkeit zuzusprechen, nahm er gar keinen Anstand; Menschen, welche in Religionssachen irrten, Gewalt anzuthun, hielt er für durchaus verboten, er wollte sie Gott überlassen wissen, und erlaubte der Obrigkeit nur alsdann, sie zu strafen, wenn sie sich ausschweifend und aufrührerisch betrugen. Wenn seine Schriften auch der gründlichsten Tiefe ermangeln, wozu er sich die Zeit nicht ließ, so enthalten sie doch die herrlichsten Funken eines erleuchteten Geistes, und eines für das Wahre und Gute glühenden Herzens, das sich nach einer bessern Ordnung im Reiche Christi sehnte. Die edelsten Menschen, die zugleich seine Freunde waren, weinten über seinen Tod, und er war ihrer Thränen werth.

Zweite Abtheilung.

Biographische Fragmente.

I.

Etwas von Pabst Sixtus dem Fünften.

Felix Perretti ward im Jahr 1521 von einer so armen bürgerlichen Familie, im Gebiete von Ancona, gebohren, daß er als Knabe die Schweine hüten mußte. In der Folge trat er in den Franziscaner-Orden, und schwang sich durch seltene Geistesfähigkeiten, Klugheit und Thätigkeit bis zur Kardinalswürde. Als gemeiner Klostermann voll Trotz und Heftigkeit, wechselsweise geschmeidig und unbiegsam, war er als Kardinal ganz verändert. Er wußte seinen feurigen, unternehmenden Geist so glücklich zu verbergen, war so bescheiden, anspruchlos und gefällig, daß die Kardinäle in ihm einen sehr sanftmüthigen und nachgiebigen Pabst zu wählen glaubten, und ihm daher im Jahr 1585 unter dem Namen Sixtus der Fünfte die dreifache Krone aufsetzten.

Wie wunderten sich die Kardinäle, als der stille, gebückt einher gehende, kränkliche Sixtus bei seiner

seiner Krönung rasch zu Pferde stieg, und wie sehr fanden sie sich getäuscht, da sie in ihm ein Werkzeug zu ihrer eigenen Macht zu sehen glaubten. Einen so thätigen, kraftvoll regierenden, von fremdem Einflusse unabhängigen Pabst hatte Rom lange nicht gehabt. Was unter den Vorfahren verfallen und verwildert, oder durch Nachlässigkeit und Gunst entartet war, wollte er wieder herstellen und einrichten, überall strenge Ordnung halten, und nicht den Frieden, sondern das Schwerdt bringen. So kündigte er sich an, und so handelte er auch während seines Pontifikats, das zur Freude seiner Feinde nur fünf Jahre dauerte. In dieser kurzen Zeit stellte er durch eine strenge Gerechtigkeitspflege die Sicherheit im Kirchenstaate wieder her, wo die Fehler der Regierung die Straßenräubereyen wieder eingeführt hatten. Durch eine große Sparsamkeit setzte er sich in den Stand, Rom mit Obelisken und mit eben so nützlichen als prächtigen Springbrunnen zu zieren, einen Palast und die vatikanische Bibliothek zu erbauen, dem Volk einen beständigen Ueberfluß zu verschaffen, seine Familie, ohne Geschrei zu erregen, zu bereichern, und bei seinem Ableben mehr als fünfzig Millionen Goldes zu hinterlassen.

Im Glanz der päbstlichen Würde vergaß Sixtus seines geringen Herkommens nicht, und er suchte manchen Fehler der früheren Verhältnisse wieder gut zu machen. Dieß beweist unter andern folgender Vorfall.

Eines Tages blätterte der Pabst in dem Tagebuche, das er als Mönch gehalten hatte. Beim Lesen fand er unter andern, daß ihn einmal ein Augustiner, Namens Salviati, nicht nur gütig aufgenommen, sondern ihm auch auf sein Ersuchen vier Thaler geliehen hatte, die er in wenig Tagen wie-

der heimzuzahlen versprach. Er erinnerte sich jetzt, daß die Schuld nicht abgetragen war, und daß aus den wenigen Tagen 25 Jahre geworden waren. Um jetzt das Kapital samt den Interessen sogleich abzutragen, ließ er den Salviati gefangen nach Rom bringen, und sprach mit ernster Miene, als derselbe vor ihm erschien: „Ihr seyd angeklagt worden, daß ihr mit den Gütern eures Klosters übel gewirthschaftet habt.“ Der Pater entschuldigte sich aufs nachdrücklichste, und erbot sich zu beweisen, daß er durch seine gute Wirthschaft die Einkünfte vermehrt habe. Der Pabst fragte ihn darauf: „Habt ihr nicht einst einem Franziskaner vier Thaler geliehen, und ist es euch erlaubt, mit den Geldern der Kommunität so umzugehen?“ — „Es ist wahr, heiliger Vater, versetzte Salviati, daß ich dieß gethan habe, aber ich nahm das Geld von meinen kleinen Ersparnissen, und ich hätte diesem Mönche noch mehr gegeben, wenn er es von mir verlangt hätte, denn ich hielt ihn für einen würdigen und rechtschaffenen Ordensmann. In der Folge mußte ich aber erfahren, daß er ein Betrüger war, denn er hinterließ mir einen Zettel unter einem erdichteten Namen, und bis diese Stunde hab' ich nichts mehr von dem Menschen erfahren.“

Sixtus lächelte über diese Aeußerungen und sagte: „Gebt euch weiter keine Mühe, ihn zu suchen, denn ihr werdet ihn nicht finden; allein er hat mir aufgetragen, diese Schuld zu bezahlen, und euch für eure Gefälligkeit zu danken. Seyd ihr nicht zufrieden, daß ich seine Stelle vertrete, und euer Schuldmann geworden bin?“

Der Pater schloß aus diesen Worten, daß er es selbst seyn müßte, und fieng wirklich an, sich seiner Gesichtsbildung zu erinnern. Es ward ihm

ziemlich

ziemlich warm und der Angstschweiß floß ihm über die Wangen, weil er den Pabst einen Betrüger gescholten hatte. Sixtus reichte ihm aber freundlich die Hand mit den Worten: „Es ist Zeit, daß ich euch meine Erkenntlichkeit beweise, denn ich bin es wirklich, den ihr verpflichtet habt, und da ihr mir die Hälfte eurer Zelle zum Nachtlager einräumtet, so ist es billig, daß ich euch in meinen Palast aufnehme.“

Der Pabst ließ sogleich seinen Vetter, den Kardinal Montalti, rufen, der ihn, bis auf weitern Bescheid, in sein Zimmer und an seine Tafel nehmen mußte. Die Feinde des Salviati erstaunten über diese Auszeichnung, niemand aber mehr, als der Bischof, der ihm stets zuwider gewesen war. Der Pabst ergötzte sich einen ganzen Monat lang an dem Umgange des ehrlichen Paters, und machte ihn endlich zum Bischof mit den Worten: „Ihr lebt im Streit mit einem Bischof; die Parthie ist nicht gleich, darum ertheil' ich euch ebenfalls die bischöfliche Würde, damit ihr einander besser die Spitze bieten könnt.“

II.

D. Martin Luther in Jena.

Aus einer handschriftlichen Chronik.

Im Februar des Jahres 1522 wanderten zween junge Schweizer, die sich den Wissenschaften gewidmet hatten, nach Wittenberg, um das Licht der

bessern

bessern Erkenntniß, das Luther daselbst angezündet hatte, und das seine Strahlen auch in der Schweiz zu verbreiten anfieng, in der Nähe leuchten zu sehen. Einer derselben hieß Johannes Keßler und war aus St. Gallen gebürtig. Nachdem er den Grund zu seiner wissenschaftlichen Erkenntniß auf der Schule seiner Vaterstadt gelegt hatte, begab er sich auf die Universität zu Basel, und von da nach Wittenberg, wo er indessen nur ein Jahr verweilte. Er kam nemlich im Jahr 1523 wieder in seine Vaterstadt zurück, und trieb, weil sich dort zu einem glücklichen Fortgange des Reformationswerkes noch kein Anschein zeigte, das Sattlerhandwerk. Einige Jahre darauf ward er aber doch als Leser der heil. Schrift angestellt, bekleidete dann noch andere geistliche Aemter in seiner Vaterstadt, und starb daselbst 1574. Von ihm hat man eine handschriftliche Chronik, in der er unter andern, anschaulich und ausführlich, erzählt, wie er auf der Reise nach Wittenberg Doctor Luthern im Wirthshause zum Bären in Jena kennen lernte, eben da er (es war am 3ten März 1522) die Wartburg verlassen hatte, und nach Wittenberg eilte, um den Unruhen und Unordnungen zu steuern, die während seiner Abwesenheit daselbst ausgebrochen waren. Wie Keßler und sein Gefährte, Johannes Reutiner, Luthern in Jena kennen lernten, mag uns der erstere selbst erzählen. Seine Worte sind:

Als wir von Studierens wegen h. Schrift gen Wittenberg reistend, gen Jena im Land Türingen (wäß Gott in einem wüsten Gewitter) kommen sind, und nach vil Umfragens in der Stadt um Herberg, da wir können übernacht bleiben; haben wir keine erhaschen noch erfinden können. Allenthalben war uns Herberg abgeschlagen; dann es war Faßnacht,

so

so man alsdann und sonsten nit vil Sorg für die Bilger tregt. Sind wir aus der Stadt wiederkehrt, weiter zu ghon, bis wir in ein Dorf langten, da man uns beherbergen wollt. Indem so begegnet uns unter dem Thor im Herausgehen, ein ehrbarer Mann, spricht uns freundlich zu; fragt, wo wir doch so spaht hinwollten? Dann wir in keiner Nähe weder Haus noch Hof, da man uns behielt, vor finsterer Nacht erlangen möchten; zu dem so seye es fährliger irriger Weg; derohalben er uns rathe, allhier zu bleiben. Antworten wir: „Lieber Vatter, wir sind bei allen Wirthshäusern gseyn, da dann man uns hin und her gewiesen hat; allethalben hat man uns versagt und abgewiesen; müssen allso Noth halben fürbas ziehen.“ Sprach er: Ob wir auch im Wirthshaus zum schwarzen Bären einkert oder gfragt hettend? Sprachen wir: „Es ist uns nit begegnet. Lieber sagend, wo finden wir dis?“ Da zeigt ers uns ein wenig vor der Stadt. Und wie wir den schwarzen Bären sahend, siehe! wie uns vor alle. Wirth Herberg abgeschlagen, also kam der Wirth uniter die Thür, huob uns auf, und erpot sich selbs uns zu herbergen gutwillig; für uns in die Stuben.

Da fundend wir einen Mann bey dem Tisch allein sitzend, und ein Büchlein vor ihm liegende; der grüßt uns fründlich, hieß uns herfür zu ihm an den Tisch sitzen. (Dann unsere Schuoh waren, mit Urlaub zu schreiben, so vol Kot und Wust, daß wir vor Knäten nit därften frölich Scham halb hinfür in die Stuben tretten; schmucktend uns heimlich bei der Thür auf ein Benkli nieder). Da bot er uns zu trinken, daß wir ihm nit abschlagen konnten. Demnach wir sein Fründlichkeit und Holdseligkeit vernommen, setzten wir uns zu ihm (wie er geheißen) an seinen Tisch, bestellten auch ein Maß

Wein.

Wein aufzutragen; damit wir von Ehren wegen ihm wiederum trinken buten; vermeinten aber nit anderst, dann er war ein Reuter, so nach Lands-Gewohnheit da saß in einem rothen Schläpli (Schöpli) in blossen Hosen und Wammes, ein Schwert an der Seiten, mit der rechten Hand des Schwertes Knopf, mit der andern das Hefti umfangend. Bald fieng er an zu fragen, wannen wir bürtig wären? Doch gab er ihm selbst Antwort: „Ihr seyt Schweitzer. Wannen sind ihr aus dem Schweitzerland?" Antworten wir: „Von St. Gallen." Sprach er: „Wend ihr dann, wie ich verstand, gen Wittenberg, so findend ihr gut Landlüt; namlich Doctor Hieronymum Schürpfen und seinen Bruder Doctor Augustin." Sagtend: „Wir hand Briefi an sie." Da fragten wir ihn wieder: „Mein Herr, wüßtet ihr uns nit zu bescheiden, ob Martin Luther jetzmalen zu Wittenberg, oder an welchen Ort er doch seyge." Antwortet er: „Ich hab gewüßen Bericht, daß der Luther jetzzumahlen nit zu Wittenberg: Er soll aber bald dahin kommen. Philipus Melanchton aber ist da; er lehret die griechische Sprach, so auch andere die hebräische lehren, welche beid ich üch in Treuen rathen wollt zu studieren. Dann die h. Schrifften zu verstohn, bevor notwendig sind." Sprachend wir: „Gott sey gelobt; dann wir (so Gott unser Leben fristen wirt) nit erwinden wöllen, bis wir den Mann sehen und hören werden; dann wir von seinetwegen unser Fahrt unternohmen haben, so wir verstond, wie er das Priesterthum sambt der Mäß als einen ungegründeten Gottesdienst wölle umstossen. Dieweil wir dann von Jugendt auf darzu von unseren Elteren zogen und verordnet, daß wir Priester werden sollen, wend wir gern hören, was er uns für einen Unterricht geben werde, und

mit

mit was Fug er solch Fürnehmen wölle zuwege bringen."

Nach solchen Worten fragt er: „Wo habt ihr vormals gestudieret?" Antwort: „Zu Basel." Sagt er: „Wie stehet es zu Basel? Ist Erasmus Roterdamus noch daselbst? Was thut er?" — „Mein Herr, sprachen wir, es ist uns nit anderst wißendt, dann es stunde wol. Was er aber handelt, ist jederman unwüßendt und verborgen; dann er sich ganz still und heimlich inhalt."

Diese Wort namend uns gar fremd an dem Reuter, daß er von dem Schürpfen, Philippo und Erasmo, deßgleichen von der Notdurfft beider griechischer und hebreischer Zunge wüßt zu reden. Zu dem redt er entzwüschendt etliche lateinische Wort, daß uns wollt bedunken, er were ein ander Person, dann ein gemeiner Reuter. „Lieber, fragt er uns, was halt man von dem Luthero im Schweitzerland?" — „Mein Herr! antwurt ich: Es sind (wie allenthalben) mangerley Meynungen. Etliche können ihn nit genugsam erheben, und Gott danken, daß er sin Warheit durch ihn geoffenbahret, und die Irrthümbe zu erkennen geben hat; etliche aber verdammen ihn als einen unleidenlichen Ketzer, und bevor die Geistlichen." Sprach er: „Ich versich mich wol, es seyen die Pfaffen." Unter solchem Gespräch ward er uns gar heimlich, je daß mein Gesell das Büchlein, so vor ihm lag, aufhub, und aufspert. Das war ein hebreischer Psalter. Da legt er es bald wieder nieder, und der Reuter behielts. Aus dem uns mehr Zweifftl zufiel, wer er doch were; und sprach mein Gesell: „Ich wollt ein Finger ab der Hand geben, daß ich mich dieser Sprach verstünd." Antwurt er: „Ihr möget es wol ergreiffen, wo ihr anderst wollet Fleiß anwenden; dann ich die auch

begehr

begehr weiters zu lernen, und mich täglich darin übe."

Demnach der Tag gar hinunter, und sehr dunkel war, kam der Wirth für den Tisch; wie er verstanden unser hoch Verlangen und Begird nach dem Martin Luther, sprach er: „Liebe Gesellen! Euch wers gelungen, wo ihr vor zwei Tagen hier wärend gewesen; dann hie ist er an dem Tisch gesessen"; und zeigt mit dem Finger an den Ort. Das verdroß uns sehr, und zürneten daß wir uns versumbt heten; ließen den Zorn an dem wüsten und unfertigen Weg aus, der uns verhindert hat am Gon, und sprachend: „Es freut uns doch, daß wir in dem Haus, an dem Tisch da er gesessen, sind." Des möcht der Wirth wol lachen, und gieng damit zur Thür hinaus. Nach einer kleinen Weil berüfft mich der Wirth zur Stubenthür hinaus. Zu ihm kommend erschrack ich, und bedacht mich was ich verunschickt, oder wes ich unschuldig verdacht wurde. Da sprach der Wirth zu mir: „Dieweil ich euch in Treuen erkenn, daß ihr den Luther zu hören und zu sehen begehrt: Der ists, der bei euch sitzt." Die Wort nam ich gespötsweis an, und sprach: Ja, Herr Wirth! Ihr wollet mich gern fatzen, und mein Begierd mit des Luthers Wohn ersettigen." Antwortet er: „Er ists gewißlich; doch thue nit deßgleichen, ob du ihn dafür haltist, und bekennst." Ich ließ dem Wirth recht; konnt es aber nit glauben, und gieng wieder in die Stuben; setzt mich zu dem Tisch, het es auch meinem Gesellen gern gesagt, was mir der Wirth eröffnet hat. Ich wandt mich darumb gegen der Thür und gegen ihn; runet heimlich: „Der Wirth hat mir gesagt, der sey der Luther." Er wollt es auch, wie ich, nit bald glauben, und sprach; „Er hat villeicht gesagt, er sey

der

der Hutten, und hast ihn nit recht verstanden." Dieweil mich nun die reuterisch Kleidung, mehr an den Hutten, denn an den Luther als einen Monachen, vermahnt, ließ ich mich also bereden, der Wirth hette gesprochen: „Es ist der Hutten!" Dann der Anfang beider Namen schier zusammenklingen. Derhalben was ich redet, geschah, als wenn ich mit Herr Ulrich ab Hutten redet.

Indem allem kamen zween der Kaufleuthen, die auch alda übernachten wollten; und nachdem sie sich entlediget und entsporret, leget einer nebent sich ein ungebunden Büchlein. Fraget Martin: was es für ein Buch wäre? Sprach er: „Es ist Doctor Luthers Auslegung etlicher Evangelien und Epistlen, erst neugedruckt und ausgangen; hand ihr sie nie gesehen?" Sprach Martin: „Sie sollen mir auch bald werden." Da sprach der Wirth: „Nun fügend euch zu Tisch, wir wollen essen." Wir aber sprachen und bathen den Wirth, er wolle sich mit uns leiden, und uns etwas besonders geben. Sprach der Wirth: „Lieben Gsellen, setzend euch nun zu dem Herren an den Tisch, ich will euch zimblich halten." Da es Martinus hört, sprach er: Kommet herzu; ich will die Zehrung mit dem Wirth wohl abtragen.

Unter dem Essen that Martinus vil gottselige freundtliche Reden, das die Kaufleute und wir an ihm verstundend, und mehr seiner Worten, dann aller Speisen warnahmen, unter welchen er sich mit einem Seufzer erklagt: Wie namlich jetztzumahlen die Fürsten und Herren auf dem Reichstag zu Nürnberg, wegen Gottes Wort, dieser schwebenden Hendel und Beschwehrungen halben teutscher Nation, versammelt weren; aber nichts mehr auszurichten geneigt, dann gute Zeit mit köstlichen Turnieren,

nieren, Schlitten, Unzuchten, Hoffart und Hurerey verzehren, so doch bevor Gottesforcht und ernstlich Bitt zu Gott dazu diente: „Aber das sind unsere christlich Fürsten!“

Weiter sagt er: Er seye der Hoffnung, daß die evangelische Wahrheit mehr bei unsern Kindern und Nachkommen Frucht bringen werde, die nit von dem päbstlichen Irthumb vergift, sondern jetzunder auf lautere Wahrheit, und Gottes Wort gepflanzet werden, dann an den Eltern, in welchen die Irthumb eingewurzlet, daß die nit leicht mögen ausgereutet werden.

Darnach redten die Kaufleuth auch ihr gute Meinung, und sprach der Elter: „Ich bin ein einfeltiger schlechter Lay; verstahn mich auf die Hendel nit besonders: Das sprich aber ich: Wie mich die Sach ansieht, so muß der Luther entweder ein Engel vom Himmel seyn, oder ein Teufel aus der Höll. Ich hab auch nur noch zehen Gulden ihm zu lieb zu verzehren, daß ich ihm beichte; dann ich glaub er möcht und könnt mein Gewüßen wohl unterrichten.“

Indem kam der Wirth neben uns: „Hand nit Sorg für die Zehrung, sprach er heimlich zu uns, Martinus hat das Nachtmahl für euch ausgericht.“ Dis freuet uns sehr; nit von des Gelts wegen und Genieß, sondern daß er uns gastfrey gehalten hat, dieser Mann. Nach dem Nachtmahl stuhnden die Kaufleuth auf, und giengen in Stall die Rösse zu versehen. Indem blieb Martinus allein bei uns in der Stuben; da dankten wir ihm seiner Zehrung und Schenkinn, und liessen uns dabei merken, daß wir ihn für Ulrichen ab Hutten hieltend. Er sprach aber: „Ich bin es nit.“ Zu Hand kombt der Wirth. Spricht Martinus. „Ich bin diese Nacht zu einem

Edel-

Edelmann worden; dann diese Schweitzer halten mich für Ulrich ab Hutten." Sprach der Wirth: „Ihr seyt es nicht, aber Martinus Luther!" Da lachet er mit solchen Scherz: „Die halten mich für den Hutten, Ihr für den Luther; ich sollt wol bald Martinus Marcolfus heißen;" und nach solchem Gespräch nam er ein groß Bierglas, und sprach nach des Lands Brauch: „Schweitzer! trinkend mir noch einen frümtlichen Trunk zum Segen." Und wie ich das Glas empfangen wollt, verändert er das Glas, bot darfür eine Stitzen mit Wein, sprechend: „Das Bier ist für euch ungeheimbsch und ungewohnt. Trinket den Wein!"

Mit dem stund er auf, warf den Wappenrock auf sein Axel und nam Urlaub, bot uns sein Hand, und sprach: „Wann ihr gen Wittenberg kommt, grüsset mir den Doctor Hieronymus Schürpfen." Sprachen wir: „Wollen es gern und willig thun; aber, wie sollen wir euch nennen, daß er den Gruß von euch verstände?" Sprach er: „Saget ihm nit mehr dann das: Der da kommen soll, lasset euch grüssen; so versteht er die Wort bald."

Also verschied er von uns in sein Ruh. Darnach kamen die Kauflüt wieder in die Stuben, hießen den Wirth ihnen noch ein Trunk auftragen, unter welchen sie vil Unterredungen hielten des Gasts halben, so bei ihnen gesessen wäre, wer er doch wäre. Doch der Wirth ließ sich merken, er hielt ihn für den Luther, und sie, die Kaufleuth, liessen sich bald bereden; bedauert und bekümmerten sich, daß sie so ungeschickt vor ihm geredt hetten, und sprachen, sie wollten am Morgen desto früher aufstehn, ehe dann er hinwegreite, und bitten er wolle es nit an sie zürnen, noch im Argen messen; dann sie sein Person nit erkandt haben; das ist geschehen

und

und haben sie ihn am Morgen im Stall funden. Aber Martinus hat geantwortet: „Ihr habent Nächt über dem Nachtessen geredt, ihr wollend zehen Gulden dem Luther nach verzehren, und ihm beichten; wann ihr dann ihm beichtet, werdend ihr wol sehen und erfahren, ob ich der Martinus Luther seye?“ und sich nit weiter zu erkennen geben, dann bald aufgesessen und auf Wittenberg zugeritten.

An demselben Tag sind wir auf Wittenberg zogen; und wie wir in ein Dorff kommen, liegt unter einem Berg; vermeinen der Berg hieß Orlamünd, und das Dorf Naßhausen: dardurch fließt ein Wasser; das war von Ueberschwall Regens übergangen, und die Brugg zum Theil hinweggeführt, daß keiner mit einem Pferd konnt hinüberreiten, sind wir in demselben Dorff einkehrt und habend ohngefehr die zween Kaufmänner in der Herberg funden, welche uns daselbst von des Luthers wegen auch bei ihnen gastfrey gehalten; Am Samstag darnach (wie Martinus am Freitag zuvor) als Morndeß der erst Sonntag in der Fasten, sind wir bei dem Doctor Hieronymo Schürpfen einkehrt, auch unsere Brieff zu überantworten. Wie man uns in die Stuben berüffe, sihe da finden wir Martinum gleichermaßen wie zu Jena, bei Philippus Melanchton, Justus Jodocus Jonas, Niclaus Amsdorf, Doctor Augustin Schürpf, erzählende, was sich in seinem Abwesen zu Wittenberg verloffen habe. Er grüßt uns und lächlet, zeiget mit dem Finger und spricht: „Diß ist der Philipp Melanchton, von dem ich euch gesagt hab.“ Da kehret sich Philippus gegen uns, fraget uns vil und mancherley der Läuffen halb, deß wir ihm so vil wir wüßten Bescheid gaben. Also verzerten wir denselben Tag mit ihnen,

nen, unserhalb mit großen Freuden und starkem Verlangen.

III.

Der Arzt Sylvius, ein berüchtigter Geizhals.

Der französische Arzt Sylvius war eben so berühmt durch seine Gelehrsamkeit, als berüchtigt durch seinen Geitz. Er hieß eigentlich du Bois oder del Boe, und war der Sohn eines armen Camelotwebers aus Amiens, wo er 1478 gebohren war. Das Lernen war ihm fast nur ein Spiel, und besonders machte er in der lateinischen Sprache so große Fortschritte, daß man ihn für den elegantesten und beredtesten Lateiner seiner Zeit hielt. Auch griechisch und hebräisch lernte er, studirte dann die Medizin, und kaum hatte er seinen Kursus vollendet, so trat er als öffentlicher Lehrer derselben in Paris auf. Seine treffliche Methode, sein geistreicher Vortrag und sein herrliches Organ erregten bald Aufsehen, und die Schüler Aeskulaps liefen Schaarenweise seinen Hörsälen zu. Umsonst suchten Neid und Kabale ihn zu verdrängen. Wegen seiner ausgebreiteten Kenntniß der Sprachen, seiner Einsichten in die Mathematik und Naturgeschichte, und besonders wegen seiner Geschicklichkeit in der Zergliederungskunst, erwarb er sich einen so auszeichneten Beifall, daß aus ganz Europa ihm die Zuhörer zuströmten, und daß von seiner Heilungsmethode neunhundert Exemplare in Einem Tage verkauft wurden. Er hat wichtige Entdeckungen gemacht, die seinem

Namen

Namen die Unsterblichkeit sichern, und als er 1555 starb, begleitete ihn die ganze Universität zu Grabe.

Vom Geitze dieses gelehrten Arztes haben sich Erzählungen erhalten, die unglaublich scheinen würden, wenn sie nicht auf bewährten Zeugnissen beruhten. Einiges zur Probe.

Von Bequemlichkeiten des Lebens wußte Sylvius nichts, und auch sogar von den ersten Nothdürften des Lebens suchte er sich zu befreien. Hunger und Frost machten ihm zwar mehr Verdruß, als der Durst, weil er sie nicht so ganz unentgeldlich, wie diesen durch's Wasser, befriedigen konnte; dennoch nahm er es mit ihnen auf. Einmal um's andere wich er dem Hunger durch Schlaf aus; den Frost aber überwand er gänzlich. Ein einziges schweres Stück Holz war es, womit er hundert Winter hindurch gereicht haben würde, wenn er hundert Winter gelebt hätte. Die Art, wie er dieß angefangen, ist merkwürdig, besonders in unsern Zeiten, wo über die Holzersparniß so viel nachgedacht und geschrieben wird, Hier ist sie.

Sylvius, statt sein Stück Holz klein machen zu lassen, und es so nach und nach in den Ofen zu stecken, ließ es ganz, und trug es in seinen untersten Keller. So oft ihn nun so fror, daß er es nicht mehr aushalten konnte, gieng er in diesen seinen untersten Keller, nahm das Stück Holz, und trug es auf den obersten Boden. Von da trug er es wieder herunter in den untersten Keller, und dieß setzte er so lange fort, bis ihn gar nicht mehr fror. Er schrieb eine eigene Abhandlung darüber, daß diese Art, durch Bewegung sich zu erwärmen, der Gesundheit weit zuträglicher sey, als alle andere. Manchmal bediente er sich auch des Ballspiels, um seine erstarrten Glieder wieder beweglich zu machen.

Wie

Wie es seine Leute bei ihm gehabt haben mögen, ist auf diese Art leicht zu errathen. So viel wie möglich hielt er Menschen von sich ab. Um keine Familie zu haben, nahm er lieber kein Weib. Eine Magd hielt er sich, und dieser gab er nichts, als trockenes Brod zu essen. Am Ende ward ihm auch dieß zu kostspielig; er schaffte sie ab, und sagte dabei zu seinen Freunden: „Heute hab' ich mir drei Bestien vom Halse geschafft, meine Katze, meinen Maulesel und meine Magd." Wirklich hatte er auch an diesem Tage seine Magd abgelohnt, seinen Maulesel verkauft, und seine Katze ersäuft.

Als er seine Wissenschaft zu Paris zu lehren anfieng, verlangte man von ihm, daß er erst Doctor werden solle. Weil man ihn aber nirgends dazu umsonst machen wollte, so ist er nie Doctor geworden, wußte aber doch durch seine großen Kenntnisse es dahin zu bringen, daß er öffentlich lehren durfte. Da hatte er immer das stärkste Auditorium, bekannte sich aber keineswegs zu dem evangelischen Grundsatze: umsonst habt ihr's bekommen, umsonst sollt ihr's geben. Vielmehr trieb er, der nichts für die Erlaubniß zu lehren gegeben hatte, das Geld für seine Lehrstunden mit großer Strenge ein.

Daß Sylvius auf solche Art ein reicher Mann geworden, ist ohne weiteres zu glauben; was machte er endlich mit seinem Gelde? Er vergrub es in seinen untersten Keller, aus welchem er das schwere Stück Holz immer auf den obersten Boden getragen hatte. Wenn er nur noch zum Wahrzeichen dieses Stück Holz auf die Stelle gelegt hätte, wo er es vergraben hatte! so aber ward nach seinem Tode alles umgewühlt, und man fand nichts, als einige Pistolen.

IV.

Der Arzt Georg Ernst Stahl.

So groß die Fortschritte sind, welche Arzneiwissenschaft und Chemie im Laufe eines Jahrhunderts gemacht haben, so wird doch der Name Stahls in beiden Wissenschaften mit hoher Auszeichnung genannt. Er war 1660 in Ansbach gebohren, studirte in Jena die Arzneiwissenschaft, lehrte sie daselbst seit seinem drei und zwanzigsten Jahre, seit 1694 aber auf der neuerrichteten Universität zu Halle, gieng 1716 als königl. Leibarzt nach Berlin, und starb daselbst 1734. Durch Schriften und noch mehr durch mündlichen Unterricht war er das Orakel vieler Tausende, und seine Zeitgenossen verehrten in ihm den Mann, der mit seltenem Scharfsinn die belebte und leblose Natur durchdrang, und besonders in der Chemie Epoche machte. Aber seine Gelehrsamkeit war nur ein Theil seiner Vorzüge; sein edler uneigennütziger Charakter machte ihn noch weit ehrwürdiger, und in dieser Hinsicht war er ein völliger Antipode von Sylvius. Unter vielen andern Beweisen, die seine Bekannte gesammelt haben, sprechen dafür auch folgende zwei.

Stahl hatte das Unglück, mit seinem Kollegen, dem Leibmedikus H*. in Uneinigkeit zu leben. Er ertrug manche Kränkungen von ihm, verachtete aber die Gelegenheit zur Rache, die sich ihm bisweilen darbot, und wurde der Wohlthäter seines Feindes. Der Leibmedikus H*. hatte einen General in der Kur, den der König Friedrich Wilhelm ungemein liebte. Der Kranke starb, und man sagte laut am Hofe, der Arzt habe unverzeihliche Fehler

in

in der Behandlung desselben begangen. Der König hörte das Gerücht endlich selbst, glaubte es um so williger, da sein Schmerz über den Verlust seines Lieblings heftig war, und untersagte augenblicklich dem Leibmedikus alle Praxis.

Wenige Tage nach diesem Vorfalle wurde Stahl zur Königinn berufen. Kaum hatte sie ihm eine kurze Nachricht von ihrem Gesundheitszustande gegeben, so sagte sie: „Lieber Stahl, nehme Er mir eine Bitte nicht übel, die in der That ein wenig unschicklich ist. Ich habe den kleinen Hund hier ausserordentlich lieb, das arme Thierchen ist sehr krank, und ich glaube, daß ihm könnte geholfen werden. Wollte Er nicht so gut seyn, und ihm etwas verschreiben?"

Stahl. Von Herzen gern wollt' ich es, wenn Ew. Majestät nicht gesagt hätten, daß er Ihr Liebling wäre.

Der König war im Zimmer, Stahls Antwort fiel ihm auf, und er fragte mit seiner gewönlichen Lebhaftigkeit: „Wie so, Stahl, warum das?"

Stahl. Ich weiß aus der Erfahrung, Ew. Majestät, wie unglücklich der Arzt seyn kann, wenn ohne seine Schuld ein Liebling stirbt.

König. Haha! Er zielt auf den H*. — Sag' Er als ein ehrlicher Mann, hat H*. nicht den General umgebracht?

Stahl. Halten Ew. Majestät zu Gnaden: H*. ist ein eben so geschickter als gewissenhafter Arzt. Ich habe mich —

König. Die ganze Stadt sagt's doch allgemein.

Stahl. Die Stadt spricht viel, Ew. Majestät: H*. kann seine Feinde haben. Ich habe mich genau erkundiget, wie er den General behandelt hat; ich würde eben so verfahren seyn, der General wä-

re mir gewiß auch gestorben, und ich wäre eben so gewiß überzeugt gewesen, daß mir Gewalt geschähe, wenn ich meine Praxin darüber verloren hätte.

König. Stahl, Er ist ein ehrlicher Mann; sag' Er, ist das Seine wahre Meinung?

Stahl. Ja, Ew. Majestät, das bezeuge ich vor Gott!

König. Nun, nun, es ist wohl möglich. Was spricht denn immer das verdammte Volk? — Geb' Er sich nur zufrieden, H*. soll seine Praxin wieder haben. — Seh' Er doch zu, ob Er dem Hündchen nicht helfen kann!

—

Ein russischer Fürst wurde während seines Aufenthaltes in Berlin krank; Stahl hatte das Glück, ihn in kurzer Zeit herzustellen. Der Fürst überschickte ihm für die Mühe von wenigen Tagen eine wahrhaftig fürstliche Belohnung in einem versiegelten Päckchen. Stahl kam nachher noch etlichemal ihn zu besuchen, ohne des Geschenkes mit einer Sylbe zu erwähnen. Dem Fürsten fiel das auf, und er fieng an, zu besorgen, daß er entweder nicht genug gegeben, oder daß der Ueberbringer Unterschleife gemacht habe. Er sprach darüber mit dem General Grumbkoy, der es übernahm, sich auf eine gute Art bey dem geheimen Rath Stahl deshalb zu erkundigen. Stahl versicherte den General, er wisse nicht, was der Fürst ihm geschickt hätte, und weil jener ihm nicht glauben wollte, schickte er seinen Bedienten nach Hause, ließ in dem Rocke, den er den Tag angehabt hatte, nachsuchen, und das Päckchen des Fürsten bringen. Es war in der That noch unentsiegelt, denn Stahls Uneigennützigkeit gieng so weit, daß er nicht gewohnt war, zu sehen, wie viel er bekam. Als er starb, fanden seine Erben unvermu-

thet

thet hinter seinen Büchern etliche tausend Thaler in versiegelten Papieren, die er von seinen Patienten bekommen und zur Seite gesteckt hatte, ohne sie zu öffnen.

V.

Die Königinn Christina von Schweden.

Zu den ausgezeichneten Erscheinungen in der Geschichte des weiblichen Geschlechts, nicht blos durch ihre hohe Würde, sondern auch durch ihren Charakter, gehört die Tochter des großen Königs Gustavs Adolphs von Schweden, Christina, gebohren den 18 December 1626. Schon im sechsten Jahre ihres Alters verlor sie ihren Vater, der in dem Treffen bei Lüzen unweit Leipzig den Heldentod starb. Der Reichsrath, unter dessen Vormundschaft Christine, die Erbin des väterlichen Thrones, stund, entwarf zu ihrer Erziehung selbst den Plan, und gab ihr die geschicktesten und gelehrtesten Männer zu Lehrmeistern. Der Oberhofmarschall Bannier, ein Mann von dem größten Ansehen, war ihr Gouverneur. Der Reichsrath Gustav von Horn, welcher die feinsten Höfe von Europa besucht und die Schule der Nation zu seinem Unterrichte gewählt hatte, welcher die schönen Wissenschaften liebte, viele Sprachen fertig redete und die Politik aus dem Grunde verstand, ward als zweiter Gouverneur bei ihr angestellt. Johann Mathiæ, ein theoretisch- und praktisch-tugendhafter Mann, erhielt bei der jungen Fürstinn das Amt eines Lehrers,

und

und Oxenstierna, dessen erhabene Bedienung als Großkanzler ihn so nahe zum Thron stellte, und der das Interesse nebst den Pflichten der Könige so genau kannte, erhielt den Auftrag, sie in der großen Kunst, zu regieren, zu unterweisen.

Ohngeachtet der Bedachtsamkeit, mit der für die Bildung der Prinzessinn gesorgt wurde, und der Einsicht ihrer Lehrer, muß man doch glauben, daß Christine nicht sonderlich mit der Erziehung, die sie erhalten hatte, zufrieden gewesen ist, weil sie sich selbst über diesen Punkt also ausdrückt: „Diejenigen, die dafür halten, die Kindheit sey der einzige Zeitpunkt, in welchem sich die Wahrheit den Fürsten nähert, irren sich gewiß. Man fürchtet sie und schmeichelt ihnen von der Wiege an. Man geht mit ihnen so vorsichtig wie mit jungen Löwen um, die beständig kratzen, wenn sie gleich das Alter zum Verschlingen noch nicht erreicht haben."

Als Christine in ihrem achtzehenten Jahre die Regierung übernahm, setzte sie, ohngeachtet ihrer Jugend, selbst die ältesten Senatoren, die bei dem Studium der Gesetze und der Staatskunst grau geworden waren, in Erstaunen. Durch jene Anlagen, welche eine starke, thätige Seele charakterisiren, und durch eine Erziehung, welche fähig war, dieses Genie auszubilden, hatte sie sich frühzeitig der Wahl ihrer Stände würdig gemacht. Ganz mit den wichtigen Obliegenheiten einer Monarchinn beschäftiget, dachte sie nur wenig an ihren Putz, auch verachtete sie alle weibliche Vergnügungen. Christine auf dem Throne vergaß gänzlich ihr Geschlecht; sie strebte nur dahin, durch Stählung ihres Körpers, durch Bemühungen sich Kenntnisse und Tugenden zu erwerben, den Königen und den Helden gleich zu werden. Mit den Sprachen und dem Geiste der gros-

sen

sen Griechen und Römer vertraut, suchte sie ihnen nachzuahmen.

Christine kannte sich selbst, und nach ihrer eigenen Schilderung von sich selbst kennt man sie. Sie war, wie sie selbst in einem Aufsatze über ihr Leben sagte, mißtrauisch, bis zur Ausschweifung ehrgeitzig, heftig, prächtig, herrschsüchtig, ungeduldig, wenig gottesfürchtig und spöttisch. Ihr hitziges und ungestümmes Temperament zog sie zur Liebe hin; allein, wenn man ihr hierinn glauben darf, so widerstand sie diesem Hange aus Stolz, der es ihr nicht zuließ, abhängig zu seyn: dabei vernachläßigte sie alle Wohlanständigkeit ihres Geschlechts, und ihre Rechtfertigung deswegen war oft von der Art, daß sie zu lachen machte.

Indeß verließ doch Christine freiwillig einen Thron, an welchen ihre Geburt, ihre Talente und ihr Charakter selbst sie hätten fesseln sollen. Trotz der dringendsten Gegenvorstellungen und Bitten, legte sie am 16 Junius 1654 die Krone nieder, verließ sogleich Schweden, und reiste nach den Niederlanden, wo sie zur katholischen Kirche übergieng, und die Religion abschwur, für die ihr Vater sein Blut verspritzt hatte. Sie wählte Rom zu ihrem Aufenthalte, wo sie mit großer Pracht empfangen wurde. Von da machte sie zweimal einen Besuch in Frankreich am Hofe des jungen Königs Ludwigs des Vierzehenten, der ihr jede Art der Huldigung erweisen ließ. Das gute Vernehmen wurde aber gestört, als sie 1657 im Schlosse zu Fontainebleau ihren Stallmeister Monaldeschi, der bisher ihr Vertrauter gewesen war, aber nicht zu Schweigen gewußt hatte, unter dem Titel der ihr zustehenden Justiz, barbarisch meuchelmorden ließ, so daß Fußboden und Wände des Zimmers von dem allenthal-

den hingespritzten Blute kaum wieder gereinigt werden konnten. Der Kardinal Mazarin, damals der allesvermögende französische Premierminister, schrieb ihr hierüber ohngefähr in folgenden Ausdrücken: „daß eine so grausame Handlung Ihro Majestät auf immer von dem Hofe Ludwigs entfernen müsse, weil der König, er selbst und alle Edeldenkende solche aufs höchste mißbilligten."

Die Königinn Christine fand sich hierdurch beleidigt, und sandte dem Kardinal folgende merkwürdige Antwort:

„Mein Herr Mazarin. Diejenigen, die Sie von den Umständen bei dem Tode meines Stallmeisters Monaldeschi benachrichtigt haben, sind selbst sehr übel unterrichtet gewesen. Ich finde es zwar sehr sonderbar, daß Sie sich bei Ausforschung dieser Sache so vieler Leute bedienten: indessen sollte mich Ihr Verfahren, so närrisch es auch ist, doch nicht in Verwunderung setzen; allein das hätt' ich doch nie geglaubt, daß Sie, oder Ihr junger hochmüthiger Herr, sich unterstehen würden, mir den geringsten Unwillen darüber zu zeigen. Höret es demnach alle, Diener und Herren, Kleine und Große, daß es mir so zu verfahren gefallen hat; und daß ich keinem, am wenigsten aber Prahlern von Ihrer Art, von meinen Handlungen Rechenschaft abzulegen schuldig bin, noch will. Sie spielen für einen Mann von Ihrem Range in der That eine sonderbare Person! Allein, Ihre Gründe, welche Sie bewegen, mir zu schreiben: sie mögen seyn, welche sie wollen, so sind sie mir doch zu gleichgültig, als daß ich mich nur einen Augenblick darüber beunruhigen sollte. Sie sollen es demnach wissen, und es jedermann, der es hören will, sagen: daß Christine sich wenig um Ihren Hof, und noch weniger um Sie bekümmert; und

daß,

daß, wenn ich mich rächen will, ich Ihrer furchtbaren Macht keineswegs bedarf. Meine Ehre hat es so verlangt; mein Wille ist ein Gesetz, das Sie verehren müssen. Schweigen, ist Ihre Pflicht; und manche Leute, die ich nicht höher als Sie selbst schätze, würden wohl thun, erst zu lernen, was sie ihres Gleichen schuldig sind, ehe sie mehr Aufsehens machen, als ihnen zukömmt."

„Wissen Sie ferner, mein Herr Kardinal, daß Christine überall, wo sie ist, Königinn bleibt, und daß, an welchem Ort es ihr auch zu wohnen gefiele, die Menschen daselbst, wären sie auch die größten Schelme, dennoch mehr als Sie und Ihre Getreuen, werth seyn werden. Der Prinz Conde' hatte wohl recht, als er, da Sie ihn unmenschlicherweise zu Vincennes gefangen hielten, ausrief: „Der alte Fuchs, der bisher Gott und Menschen betrog, wird es nicht eher müde werden, die guten Diener des Staats zu beleidigen, als bis das Parlament diesen berühmten Nichtswürdigen aus Piscina verabschiedet, oder auf's schärfste bestraft." Glauben Sie mir demnach, Julius, und betragen Sie sich so, daß Sie meines Wohlwollens, um welches Sie sich nicht zu sehr bewerben können, würdig werden. Und Gott bewahre Sie dafür, sich die geringste Unverschämtheit in Ansehung meiner Person zu erlauben; denn, wär' ich auch am Ende der Welt, so würd' ich davon benachrichtiget werden. Ich habe Freunde und Hofleute in meinem Dienste, die, ob sie schon nicht so gut wie die Ihrigen belohnt werden, dennoch nicht weniger geschickt und aufmerksam als diese sind."

Es läßt sich leicht denken, daß nach einem solchen Schreiben die Königinn von Schweden nicht verzog, Frankreich zu verlassen. Sie gieng nach

Rom

Rom zurück, wurde auch dort in allerlei Verdrießlichkeiten, nicht ohne eigene Schuld, verwickelt, und starb den 15 April 1689, nachdem sie nichts mehr und öfter bereuet hatte, als die leichtsinnige Niederlegung der schwedischen Krone.

VI.

Tod der Kaiserinn Katharina der Zweiten von Rußland.

Bis an ihren Tod genoß die Kaiserinn Katharina einer guten Gesundheit, und noch in einem Alter von sieben und sechzig Jahren besaß sie Reste von Schönheit. Ihre Haare waren beständig mit einer antiken Einfachheit und einem ganz eigenen Geschmacke geordnet; nie hat eine Krone ein Haupt mehr geschmückt, als das ihrige. Sie war von mittlerer Größe, aber sehr stark; keine andere Frau von ähnlicher Stärke hätte sich jedoch so geschmackvoll und so anständig kleiden können. Durch ihre Munterkeit und das Zutrauen, das sie in ihrem Privatumgang einflößte, schien sie Jugend, Scherz und Frohsinn um sich zu verewigen. Am liebenswürdigsten zeigte sie sich in ihren sogenannten kleinen Abendgesellschaften, im Kreise ihrer Vertrauten. Hier vergaß sie ihres hohen Ranges, und war ganz Freundinn und Gesellschafterinn. Es wurden allerlei Arten von Pfänder: Witz: und Händespielen gegeben, man lachte, scherzte und vertrieb sich die Zeit aufs angenehmste.

Am

Am vierten November 1796 alten Styls brachte Katharina zum letztenmal den Abend in einer solchen kleinen Gesellschaft zu, und war noch ganz besonders und außerordentlich lustig. Sie hatte kurz zuvor die Nachricht erhalten, daß der General Moreau gezwungen worden sey, über den Rhein zurück zu gehen. Dieß machte ihr ungemein viel Freude, und sie theilte die Neuigkeit dem österreichischen Minister in einem sehr muntern Billet *) mit. Sie scherzte viel mit ihrem Oberstallmeister Narischkin, dem sie mancherlei Kleinigkeiten abhandelte, die er gewöhnlich in seinen Taschen zum Verkauf mitbrachte, wie etwa ein hausirender Krämer zu thun pflegt. Auf eine launigte Art neckte sie ihn über seine Furcht bei jeder Nachricht von Todesfällen, und zugleich machte sie ihm den Tod des Königs von Sardinien bekannt, den sie ebenfalls erfahren hatte. Sie scherzte über dieses Ereigniß mit vieler Munterkeit und Laune. Demohngeachtet begab sie sich früher weg, als gewöhnlich, weil sie, wie sie sagte, von dem allzuvielen Lachen einige leichte Anfälle von Kolik empfände.

Den andern Morgen stand sie um die gewöhnliche Stunde auf, und ließ ihren Favoriten Subow, den sie vom Gardeoffizier schnell zum Fürsten erhoben hatte, zu sich kommen, der einige Zeit bei ihr verweilte. Hierauf besorgte sie mit ihren Secretairen einige Geschäfte, schickte aber den letzten von ihnen, wie er seinen Vortrag anfangen wollte, mit dem Befehle wieder fort, daß er im Vorzimmer warten

*) Ich eile, schrieb sie, der excellenten Excellenz die Nachricht mitzutheilen, daß die excellenten Truppen des excellenten Hofes die Franzosen total geschlagen haben.

warten solle; sie wolle ihn nachher wieder rufen, um alsdann die Arbeit fortzusetzen. Wirklich wartete dieser eine geraume Zeit; der Kammerdiener aber, dem es zu lange dauerte, besonders weil er durchaus kein Geräusch im Zimmer der Kaiserinn hörte, machte endlich die Thüre auf und sah mit Entsetzen die Kaiserinn auf der Erde zwischen zwey Thüren liegen, die aus ihrer Alkove in ihre Garderobe führten. Sie war schon ohne Bewußtseyn uud ohne Bewegung. Man schickte sogleich zu dem Favoriten Subow, der gerade unter ihr wohnte; man ließ die Aerzte rufen; der Tumult und die Bestürzung waren außerordentlich groß. Man legte die Kaiserinn auf Matratzen nahe an das Fenster; man ließ ihr zur Ader, gab ihr Klystiere, und wandte alle in solchen Fällen gewöhnliche Mittel an, die auch nicht ohne Wirkung waren. Noch lebte Katharina, denn ihr Herz schlug noch, aber sonst gab sie nicht das geringste Zeichen von Bewegung von sich.

Als Subow diesen äusserst schlimmen Zustand sah, berief er einige der Angesehensten des Hofes, um mit ihnen zu berathen, was zu thun sey. Jeder fand nichts eiligeres vorzunehmen, als in aller Stille einen Kurier nach Gatschina abzuschicken, wo sich der Großfürst Paul aufhielt; Subow schickte seinen eigenen Bruder.

Unterdessen wußten weder die kaiserliche Familie noch sonst jemand, den wahren Zustand der Kaiserinn, der mit der größten Sorgfalt geheim gehalten wurde. Erst um eilf Uhr, wo Katharina gewöhnlich ihre Enkel, die Großfürsten zu sich kommen ließ, erfuhr man, daß sie unpäßlich wäre, und erst um ein Uhr Nachmittags sagte man es sich ausserhalb des Palastes, daß sie krank wäre; man erzählte jedoch diese Nachricht mit geheimnißvoller, furcht-

furchtsamer Vorsicht, weil man fürchtete, daß, wenn sie nicht wahr wäre, unangenehme Folgen daraus entstehen könnten. Zwei Hofleute begegneten sich; beide wußten zuverläßig, daß der Schlag die Kaiserinn getroffen hatte; beide aber befragten und beobachteten einander, und rückten sich nur Schritt vor Schritt näher, um zu gleicher Zeit auf dem schröcklichen Punkt zusammen zu treffen, und dann von einer Sache mit einander sprechen zu können, die sie beide schon wußten. Einige Personen jedoch, die durch Zufall, oder weil ihre Stellen es mit sich brachten, zuerst von der wahren Lage der Sachen unterrichtet wurden, benachrichtigten ihre Familien und ihre Freunde aufs eiligste von dieser Begebenheit: denn man hielt allgemein den Tod der Kaiserinn, und den Regierungsantritt ihres Sohnes Paul für die Epoche einer außerordentlichen Revolution im Staate. Es war daher sehr wichtig, daß man schon im voraus seine Maaßregeln ergreifen konnte; auch geriethen, so wie die Nachricht sich verbreitete, der Hof und die Stadt in die größte Gährung, und man erwartete mit banger Sorge, was die Sache für eine Wendung nehmen würde.

Inzwischen kamen fast zu gleicher Zeit fünf bis sechs Kuriere nach Gatschina; sie trafen aber den Großfürsten daselbst nicht an. Er war mit seinem ganzen Hofe nach einer Mühle gegangen, die er einige Werste weiter erbauen ließ. Die Nachricht machte einen tiefen Eindruck auf ihn; doch faßte er sich bald wieder, that einige Fragen an die Kuriere, ertheilte Befehle zu seiner Reise, und machte diese mit einer solchen Geschwindigkeit, daß er den Weg von Gatschina nach Petersburg, der zwölf Stunden beträgt, in drei Stunden zurücklegte. Er kam mit seiner Gemahlinn Abends um acht Uhr daselbst an,

und fand den kaiserlichen Palast in der größten Verwirrung.

Paul begab sich mit seiner ganzen Familie zu seiner Mutter; die bei dem Anblick ihrer versammelten Kinder nicht das geringste Zeichen von Bewußtseyn von sich gab. Sie lag unbeweglich auf der Matratze, ohne Lebenszeichen. Der Großfürst Alexander, seine Gemahlinn, die jungen Prinzessinnen zerfloßen in Thränen, und machten eine äußerst rührende Gruppe. Die Großfürstinnen, die Herren und Damen des Hofes giengen die ganze Nacht nicht zu Bette, blieben angezogen und erwarteten den letzten Athemzug der Kaiserinn. Sehr oft kam auch der Großfürst mit seinen Söhnen, um Zeuge ihres Todes zu seyn. Eben so verstrich auch der folgende Tag in der unruhigsten Erwartung.

Paul empfand nicht viel Kummer über den Tod einer Mutter, die ihm von jeher weit mehr Beweise der Abneigung, als des Wohlwollens gegeben hatte. Er ertheilte mancherlei Befehle, und traf Anordnungen zu seiner Thronbesteigung. Noch athmete Katharina, und schon dachte man an die Veränderungen, die erfolgen würden, und an denjenigen, welcher ihre Stelle einnehmen sollte.

Unterdessen füllten sich nach und nach die Zimmer des Palastes mit Offizieren, die von Gatschina in einem so grotesken und nie gesehenen Aufzuge anlangten, daß sie aus einer andern Welt zu kommen schienen. Eine zahllose Menge Wagen umringten den Palast, und hielten in allen Straßen, die zu demselben führten; wer nur die geringste Bekanntschaft darinn hatte, brachte den Tag daselbst zu, um in der Nähe abzuwarten, was geschehen würde. Der Ausgang aus der Stadt war verboten; man ließ sogar keinen Kurier abgehen.

Allgemein glaubte man, daß Katharina schon den Abend vorher gestorben wäre, und daß man aus politischen Gründen ihren Tod noch verschwiege. Sie befand sich aber noch immer in einer Art von Lethargie. Die angewandten Mittel hatten gehörig bei ihr gewirkt; sie hatte sogar noch einen Fuß bewegt, und einer ihrer Kammerfrauen die Hand gegeben, allein die Sprache mangelte ihr gänzlich. Gegen zehen Uhr Abends schien sie sich plötzlich zu ermuntern, und fieng an schröcklich zu röcheln. Die kaiserliche Familie lief schnell zu ihr, aber man mußte die Prinzessinnen von diesem schröcklichen Schauspiele entfernen. Endlich stieß Katharina einen so heftigen Schrei aus, daß man ihn in den benachbarten Zimmern hörte, und verschied nach einem sieben und dreißig stündigen Todeskampf. Diese ganze Zeit über hatte sie jedoch nicht das geringste Zeichen von Schmerz von sich gegeben, außer in dem Augenblick vor ihrem Hinscheiden; ihr Tod schien eben so glücklich, als ihre ganze Regierung es gewesen war!

Dritte Abtheilung.

Scenen aus der Völkergeschichte.

I.

Verfolgungen der Juden durch die Christen.

Scenen religiösen Fanatismus.

1.

Judenverfolgung zur Zeit der Kreutzzüge.

Das Volk der Juden hat oft von den Christen Mißhandlungen und Verfolgungen erdulden müssen, die mit blutigen Zügen in den Jahrbüchern der Geschichte aufgezeichnet stehen. Ein abergläubisch-frommer Wahnsinn, und das von der Geistlichkeit erlernte Vorurtheil, daß gegen Feinde der Religion alles erlaubt sey, veranlaßten die unerhörtesten Grausamkeiten und Barbareyen. Es waren nicht blos Einzelne, die wüthend verfolgt und unter den schmerzlichsten Martern zu Tode gepeinigt wurden, sondern oft mußten Tausende von den armen Juden blos

darum

darum das Leben lassen — weil sie keine Christen waren. Einer solchen Barbarey machten sich die ersten Kreutzfahrer schuldig, deren Absehen nicht blos auf die Eroberung Jerusalems, sondern nebenher auch auf die Juden gerichtet war. Sie glaubten den heiligen Krieg unter keinen glücklichern Aussichten anfangen zu können, als wenn sie alle Juden, die ihnen begegneten, umbrächten. Ihre Voreltern hatten den größten Menschenfreund, Jesus Christus, gekreutziget; jetzt mußten die unschuldigen Nachkommen die Schlachtopfer für die Missethat der Väter werden.

Ein Priester, Namens Volkmar, gab das Zeichen zur Unmenschlichkeit, und erwürgte auf seinem Todeszug alle Juden, die ihm in die Hände fielen. In Verdun, Kölln, Mainz, Worms und Speier mußten die Unglücklichen die größten Martern erdulden. In derselben Gegend am Rhein trat ein Edler auf, der übrigens seiner Gewaltthätigkeiten halber schon sehr berüchtigt war, Graf Emich von Leiningen, und fiel mit seinen Spießgesellen wüthend über die armen Juden her. Er gab vor, durch eine göttliche Offenbarung dazu berufen zu seyn, die Schmach des Kreutzes Christi nicht blos an Heiden, sondern auch an den Juden zu rächen. Mit einer Rotte von zwölftausend Mann fiel er über die Juden in Mainz her, raubte ihr Vermögen, und ermordete ohne Ausnahme über neun hundert derselben. Nicht einmal im erzbischöflichen Palaste fanden die Unglücklichen eine Freistätte, vielmehr nahm der Erzbischof Ruthard an der Missethat Antheil. Die Rasenden sprengten wie Banditen die Thüren auf, und erwürgten Männer, Weiber und Kinder ohne Unterschied. Sie theilten die reiche Beute, welche diese Schlachtopfer bei sich zu verber-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

gen gedachten, und ermunterten einander zu neuen Freveln und Unmenschlichkeiten. Graf Emich setzte mit seiner Horde die Greuelthaten gegen die Juden in allen rheinischen und oberdeutschen Städten fort, die er erreichen konnte, denn niemand war da, der ihm Einhalt that. Wer sich nicht zum christlichen Glauben bekehren wollte, dem nahmen die Räuber alles ab, was fortzubringen war, und verjagten oder ermordeten dann die ehemaligen Besitzer. In Baiern allein sollen bei dieser Gelegenheit an zwölftausend Juden erschlagen worden seyn.

Die Stimme des Unwillens erhob sich allmählich laut gegen diese Unthaten, und man fand es grausam, daß so viele Unglückliche ihres Glaubens wegen bluten sollten. Kaiser Heinrich der Fünfte, der Herzog von Böhmen, welche abwesend gewesen waren, und selbst manche Bischöfe nahmen sich der Juden an. Der Bischof von Speier vertheidigte sie in dieser Stadt mit einer Standhaftigkeit, die den Henkern selbst traurig wurde, von denen er einige tödten ließ. Auch der Bischof von Worms suchte die Juden in seinem Sprengel zu erhalten, aber er fügte, so wie der Erzbischof von Trier, die Abschwörung ihrer Religion zur Bedingung hinzu. Als aber die Gefahr vorüber war, kehrten diese kaltsinnigen Proselyten zu ihrem Glauben zurück.

Bei allen diesen Verfolgungen zeigten die Juden eine ungemeine Standhaftigkeit. Nur ein Theil von den Juden in Worms wendete sich zum christlichen Glauben, die andern aber konnten sich durchaus nicht entschließen, den gewaltsamen Bekehrern nachzugeben. Unter dem Vorwande, sich über den verlangten Abfall zu bereden, versammelten sie sich in dem bischöflichen Saale, und tödteten sich selbst unter einander, indessen die Kreutzfahrer draussen

auf

auf Antwort warteten. Zu Trier gaben die standhafteren Juden ein noch schröcklicheres Beispiel. Sie verriegelten sich in ihren Häusern; die wüthenden Mütter durchbohrten die Säuglinge, und schrieen, daß sie dieselben lieber in den Schooß Abrahams senden, als den Beleidigungen der Christen aussetzen wollten. Die Männer schnitten ihren Weibern und Töchtern den Bauch auf. Väter, Söhne und Knechte reichten einander hülfreiche Hände zum verzweiflungsvollesten Tode, und einige Weiber zeigten ihre Entschlossenheit noch öffentlicher: sie liefen ans Ufer der Mosel, füllten ihre Kleider mit Steinen, stürzten sich in den Fluß, und machten dadurch die Schuldigen an dieser That zum allgemeinen Fluche der Nachkommenschaft.

Der Pöbel unter den Kreutzfahrern würde schwerlich so grausam gegen die armen Juden gewüthet haben, wenn er nicht von den Höhern gereitzt worden wäre, welche die Gelegenheit benutzen wollten, im Trüben zu fischen. Entschieden ist dieß von dem Erzbischofe in Mainz. Der Kaiser machte ausdrücklich dieser Angelegenheit wegen einen Zug nach Mainz, um diejenigen zu bestrafen, welche sich an den Juden vergriffen hatten, und sie zur Herausgabe des Raubes anzuhalten. Der Erzbischof wollte Einige, die deshalb zur Verantwortung gezogen wurden, vertheidigen, aber nun wurde er selbst überführt, daß er mehrere ausdrücklich wider die Juden aufgehetzt, und einen Theil von der Beute bekommen habe.

So lange die Kreutzzüge dauerten, schwebten die Juden in steter Gefahr, Eigenthum oder Leben zu verlieren. Ihrer erinnerte man sich leicht bei den Rüstungen zu Heereszügen, welche die Ehre des Gekreutzigten retten, und sein Grab erobern sollten.

 Wo

Wo noch am gelindesten mit ihnen verfahren wurde, da mußten sie ihren Kopf loskaufen, und in vielen Gegenden gab dieß zur Einführung eines Leibzolls, Schutz- und Geleitgeldes für sie Gelegenheit.

2.

Die Juden, als Urheber der Pest verfolgt.

Wenn in den mittlern Jahrhunderten, wie es öfters der Fall war, die Pest grassirte, so wurde gewöhnlich die Schuld auf die armen Juden geschoben, die allemal die Brunnen vergiftet haben sollten. Dieß war unter andern der Fall in den Jahren 1348 und 1349.

Eine fürchterliche Pest, welche italienische, besonders genuesische Kaufleute aus den Morgenländern nach Italien gebracht hatten, verheerte damals dieses Land, die Inseln des mittelländischen Meeres, Deutschland, Frankreich und andere europäische Länder, so unwiderstehlich, daß viele Städte fast ganz entvölkert wurden. Auf einmal verbreitete sich die Sage, daß die Juden Schuld an dieser Pest wären; sie sollten sich in Spanien zahlreich versammelt, und die ausgesuchtesten Giftarten zubereitet haben, um die Christen ganz auszurotten. Das Gift selbst hätten sie in Brunnen und Quellen geworfen, und dieß sey die Ursache des allgemeinen Dahinsterbens so vieler Tausende. Kaum hatte dieses Gerücht sich zu verbreiten angefangen, so fiel man über die armen Juden her, und in mehrern Städten wurden deren eine Menge eingezogen und auf die Tortur gebracht. Von Schmerzen überwältigt, gestanden dann einige, was man haben wollte, und nun wur-

de die ganze Judenschaft des Verbrechens für geständig und überführt geachtet. Sie wurden verbrannt, gerädert, und der Pöbel, dessen Wuth gegen die unglückliche Nation keine Grenzen kannte, brachte ihrer selbst eine große Menge auf mancherlei Art um. In Strasburg wurden deren auf einem Kirchhofe an einem Tage zweitausend niedergemetzelt, und der dasige Ammeister (Maire), Namens Peter Schwerber, wurde aus der Stadt verwiesen, weil er die Juden für unschuldig hielt, und sie gegen die Wuth des Pöbels zu schützen suchte. In Speier sperrten sich die Juden, um der Wuth und Grausamkeit des aufgebrachten Pöbels zu entgehen, in ihre Häuser ein, steckten diese in Brand, und endeten ihr Leben lieber in den Flammen, als daß sie sich von dem wüthenden Volke verstümmeln und langsam zu Tode martern ließen. Demohngeachtet lagen die Gassen noch voll ermordeter Juden, die dem wilden Haufen in die Hände gefallen waren. Um sie los zu werden, spündete man sie in leere Weinfässer und warf sie in den Rhein.

Das Mitleiden mit den unglücklich Verfolgten bewog doch einige besser gesinnte Fürsten, sich derer anzunehmen, die der Wuth des rasenden Pöbels entgiengen. So gab Herzog Ruprecht von Baiern den Juden, die aus Speier und Worms vertrieben worden waren, eine Freistätte, und ein Ritter, Engelhardt von Hirzhorn, der in der Gegend von Speier die Burg Sensheim besaß, folgte diesem Beispiele nach. Beide zogen sich aber dadurch den Haß der empörten Menge zu, die nicht müde wurde, den Juden nachzuspüren. Dieses Unwesen bewog den Pabst Clemens den Sechsten, durch eine besondere Bulle das Ermorden und Plündern eines Juden zu verbieten. Da indessen der rasende Pöbel

darauf

darauf nicht achtete, so zeigte der Papst in einer neuen Verordnung, daß man ohne allen Grund die Juden als Urheber der Pest verfolge, indem dieselbe ihrer so wenig schone als der Christen. Zugleich befahl Clemens allen Prälaten, denjenigen mit dem Banne zu drohen, welche einen Juden mißhandeln, plündern oder tödten würden.

Alle diese Vorstellungen und Drohungen waren vergebens. Man rieß die Juden fast überall zum Feuer hin; die meisten aber scheinen im Jahre 1379 in Deutschland umgekommen zu seyn. Zu Strasburg, Speier, Worms, Oppenheim, Frankfurt am Main und zu Mainz fiel man mit fürchterlicher Wuth über die Unglücklichen her, und in Mainz allein sollen gegen zwölf tausend das Leben verloren haben. Sehr viele verbrannten sich selbst in ihren Häusern; auch wohl nachdem sie Christen genug zu ihrer Vertheidigung umgebracht hatten. Wenige retteten sich, indem sie die Taufe wählten; schöne Jüdinnen und Knaben wurden auch wider Willen getauft, und da man erfahren haben wollte, daß auch die getauften Juden in ihrer Giftmischerey fortführen, so wurden diese ebenfalls ins Feuer geworfen. In Erfurt wurden die Juden eines Tages plötzlich überfallen, und in Kurzem schwammen mehr als hundert von ihnen in ihrem Blute. Einige tausend von ihnen verbrannten sich selbst in ihren Häusern, als sie sahen, daß der wüthenden Menge nicht zu entkommen war. Die angebliche Ursache dieser Verfolgung war ebenfalls das Brunnenvergiften, aber ein alter Geschichtschreiber merkt schon an, daß die ganze Gegend um Erfurt, Ritter, Bürger und Bauern, den Juden schuldig war, und daß letztere fast das ganze baare Geld allein in Händen hatten.

Aus

Aus den Strafgesetzen, welche zu jener Zeit gegen die Juden ertheilt wurden, erhellet, daß sie durch Wucher alles um sich her zu Bettlern machten, Christen zum Judenthume durch List und Gewalt zu verführen suchten, sich mit Christinnen, wahrscheinlich zu diesem Zwecke, verheuratheten, Menschenhandel auch mit geraubten Kindern führten, sich bei Fürsten und Grafen durch Geldvorschüsse und Pachtungen einschmeichelten, und so lange ihnen das Glück lächelte, sich üppig und übermüthig gebehrdeten. Durch einen Wucher, den sie ins Ungeheure trieben, z. B. in England zu Anfang des dreizehenten Jahrhunderts auf fünfzig von hundert; durch Härte gegen unvermögende Schuldner, denen sie Ackergeräthe, Handwerkszeuge wegnahmen, ja die sie selbst um ihre persönliche Freiheit brachten und zu Sklavendiensten zwangen; durch Verfälschung der Münzen, Kipper und Wipper; durch unermeßlichen Gewinn bei Pachtung verschiedener Staatseinkünfte u. dgl. luden sie den allgemeinen Haß auf sich. Indessen gerade diese Ursachen wurden am seltensten genannt, wenn man sie plünderte, verjagte und todtschlug; da nannte man gewöhnlich frevelhafte Versündigung an der christlichen Religion, Mord- und Brandanschläge, weswegen sie vertilgt werden müßten.

Die Frevel, welche sich die Christen, und besonders der wüthende Pöbel, gegen die Juden erlaubte, blieben aber doch nicht immer unbestraft. Es finden sich hie und da einige Beispiele, daß Fürsten und selbst Bischöfe, die so gewöhnlichen willkührlichen Gewaltthätigkeiten gegen die Juden scharf ahndeten, oder den Verfolgten auf andere Art Gerechtigkeit wiederfahren ließen. Als die Einwohner der schwäbischen Reichsstadt Ueberlingen im Jahr

1331, weil sie glaubten, daß ein gefundener todter Knabe durch die Juden das Leben verloren habe, sie insgesamt, über dreihundert, verbrannt oder sonst ermordet hatten, ohne sich wegen ihrer Beschwerde an den Kaiser Ludwig den Baier oder an dessen Vogt zu wenden, so belegte sie der Kaiser mit einer Geldstrafe, und ließ einen großen Theil ihrer Stadtmauer niederreissen. Der Bischof von Augsburg belegte sogar im Jahr 1349 eine andere schwäbische Reichsstadt, Memmingen, auf Verlangen eines dortigen Juden, dem mehrere Einwohner daselbst ihre Schulden durchaus nicht bezahlen wollten, mit dem Interdict. Keine Folge davon schmerzte sie mehr, als daß nunmehr ihre Todten nicht in geweihter Erde begraben werden durften. Sie konnten aber den Juden nicht anders dahin bringen, daß er in die Aufhebung des Interdicts willigte, als durch die ihm furchtbare Drohung, daß die verstorbenen Juden an einerlei Ort mit den Christen begraben werden sollten.

Im fünfzehenten Jahrhunderte hatten die Juden nicht viel glücklichere Schicksale, weil die alten Beschuldigungen gegen sie öfters erneuert, und nicht allein sehr leicht geglaubt wurden, sondern auch ohne Untersuchung zum Vorwande der härtesten Strafen dienen mußten. Bald sollten sie in den Meißnischen Ländern im Jahr 1411 einen Christenknaben in der Absicht gekauft haben, um ihn zur Beschimpfung des Weltheilandes hinzurichten; nachdem aber dieses entdeckt worden war, sollen sie alle aus Meißen und Thüringen vertrieben, auch ihre Güter eingezogen worden seyn. Bald sollten sie im Jahr 1475 zu Trident ein Christenkind durch eine Art von Kreutzigung zu Tode gemartert haben. Selbst die ihnen zugedachten Milderungen ihres Zustandes blieben meistens

meistens wirkungslos. So verbot zwar der Papst Martin der Fünfte im Jahre 1419, daß die Juden auf keine Weise beleidiget, und nicht zur Taufe gezwungen werden sollten. Er untersagte auch den Dominikanern, daß sie den Umgang zwischen Juden und Christen nicht ferner, bei Strafe des Bannes, aufheben sollten, vielmehr erlaubte er denselben, befahl den Juden glimpflich zu begegnen, und bestätigte ihnen den Fortgenuß früher ertheilter Rechte. Aber schon sein Nachfolger Eugen der Vierte verordnete, daß niemals ein Christ mit den Juden essen und trinken, oder irgend eine Verbindung unterhalten sollte; daß er keine Arzneien von ihnen annehmen, oder sonst sich von ihnen heilen lassen sollte; die Juden sollten gar keine Bedienungen erhalten; von allem, was sie hätten, sollten sie den Zehenten entrichten; sie sollten keine Zeugen gegen Christen, wohl aber diese gegen sie abgeben können; sie sollten kein christliches Gesinde halten, und die Christen sollten ihnen auch an ihrem Sabbath nicht die geringste Dienstleistung erweisen; aller Wucher gegen Christen sollte ihnen verboten, und alle von seinen Vorgängern ihnen bewilligten Freiheiten sollten aufgehoben seyn. Der Papst Nicolaus der Fünfte verordnete zwar, man sollte die Juden nicht zur Taufe zwingen oder auf irgend eine Art beleidigen, aber welcher Widerspruch! er befahl zugleich dem Könige Renatus von Sizilien, die Juden selbst durch Gefängnißstrafen und Einziehung ihrer Güter zu zwingen, in jedem Jahre viermal einer christlichen Predigt beizuwohnen, die ausdrücklich für sie gehalten werden sollte. Es läßt sich denken, was die Juden da zu hören bekamen.

3.

Entweihte Hostien bringen über die Juden großes Ungemach.

Unter den Verbrechen, welche die Barbarey des Zeitalters den Juden zur Last legte, war dieß nicht das geringste, daß sie geweihte Hostien aus den christlichen Gotteshäusern gestohlen, und heimlich auf mancherlei Art gemißhandelt hätten. Unter andern breiteten sich dergleichen Gerüchte im Jahre 1337 aus, ein Jahr, in welchem die Erscheinung eines großen Kometen ohnedieß schon ganz Deutschland in Aufruhr und Unruhe brachte. Die Juden prophezeihten schon daraus die Ankunft ihres Messias, und den Untergang aller Christen; und diese wieder Unglücksfälle anderer Art. Die Ueberzeugung der Juden war so lebhaft, daß sie, wie das Volk aussprengte und die Geschichtschreiber erzählen, vielleicht auch hie und da einmal im Fanatismus geschehen seyn mag, einen heimlichen Bund machten, überall, wo sie dazu kommen konnten, die geweihten Hostien stahlen, sie in Backöfen warfen, auf Amboßen schmiedeten, und andern Unfug mehr damit trieben. Dieser heimliche Frevel kam aber bald an den Tag, denn — es regnete Blut! Nun giengs mit Feuer und Schwerdt über die Juden her. Der gemeine Mann, der von der physischen Möglichkeit eines röthlichen Regentropfens noch nicht die kleinste Ahnung hatte, und dessen Syllogistik die heterogensten Ideen an einander reihte, sah dieses für einen Wink des Himmels an, die beleidigte christliche Religion zu rächen. „Da half kein Retten nicht, sagt ein Schriftsteller jener Zeit, denn es war der Zorn Gottes.“ Mehrere tausend Unglückliche kamen bei

diesen

diesen Verfolgungen ums Leben: doch zeichneten sich auch einige Orte durch Toleranz vor den übrigen aus, namentlich Wien und Regensburg.

Eben so gieng es den Juden im Jahre 1299. Der gemeine Mann murmelte schon lange von solchen heimlichen Vergehungen, bis endlich ein schwärmerischer Priester, Namens Rindfleisch, das Signal zur allgemeinen Verfolgung der Unglücklichen gab. Dieser Mensch lief von einem Orte zum andern, wiegelte Bürger und Bauern auf, gab vor, er habe unmittelbar von Gott selbst Befehl erhalten, die Judenschaft wegen des an den Christen begangenen Frevels zu bestrafen, und rief unabläßig: „Wer ein guter Christ seyn will, der folge mir nach!“

Der Pöbel an den meisten Orten ließ sich nicht lange bitten, und fiel mit Ungestümm über die Juden her. Das Unglück traf dießmal besonders die fränkischen Gegenden, und einen District von Baiern. Nürnberg gieng bei dieser Gelegenheit zur Hälfte im Feuer auf, weil die Juden, von aller Rettung abgeschnitten, ihre Häuser ansteckten. Die obrigkeitliche Gewalt war zu schwach, um den allgemeinen Tumult zu stillen, ja selbst der Kaiser fühlte sich dazu zu ohnmächtig. Man kann sich die Wuth, in welcher der gemeine Haufen war, schon aus dem Umstande erklären, daß die Geistlichkeit selbst sie aufhetzte und öffentlich predigte: Diese Verfolgung der Juden sey eine von Gott über sie verhängte Strafe. Auch dießmal zeichnete sich der Rath zu Regensburg zu seinem Vortheile aus. Als einige Hitzköpfe und die Geistlichkeit daselbst darauf antrugen, daß man dem Beispiele der Franken folgen sollte, gab der Rath zur Antwort: „Wenn es Gottes ausdrücklicher Wille ist, daß man sie erwürgen soll, so laßt uns gewisse unverkennbare Zeichen von

Gott

Gott erwarten. Bis dahin mögen sie in Frieden bei uns leben!"

In den Brandenburgischen Staaten brach, unter der Regierung des Churfürsten Joachim des Ersten, im Jahre 1510 ganz unvermuthet ein furchtbares Gewitter über die armen Juden los. Die Veranlassung dazu war folgende.

In dem Magdeburgischen Dorfe Knobloch geschah ein Kirchenraub, indem eine vergoldete Monstranz nebst zwei gesegneten Hostien oder Oblaten entwendet wurde. Wenige Tage nachher fand man einige Stücke der Monstranz in dem Stadtgraben zu Bernau, und bald darauf wurde auch der Thäter, ein Bernauer Kesselflicker mit Namen From, entdeckt. Er ward augenblicklich eingezogen, gestand den Raub und bekannte bei weiterer Untersuchung, er habe eine der beiden geweihten Hostien für neun Groschen an den Juden Salomo in Spandau verkauft. Dieser wurde nun ebenfalls festgesetzt, und man beschuldigte ihn, daß er unter gotteslästerlichen Worten mit einem Messer in die Hostie gestochen, sie in drei Stücke getheilt, und zwei davon an andere seines Glaubens verschenkt habe.

Diese That, die, wenn sie auch gegründet wäre, nur Verachtung von Seiten der Christen verdiente, wurde damals für Hochverrath an der Gottheit, und für das höchste Verbrechen, dessen die Menschheit fähig sey, angesehen. Es wurden eine Menge Juden eingezogen, die an dem Verbrechen Theil haben sollten, alle aber bekannten ihre Unschuld und leugneten die That. Allein jenes schröckliche Mordinstrument, das ehemals manchen Unschuldigen zu einem Bösewicht machte, die Folter, erpreßte jetzt auch aus den Juden ein Geständniß, wie es der Aberglaube und die Albernheit der Richter

ter verlangte. An läppischen Wundergeschichten fehlte es auch nicht, und schon diese zeugen von der Falschheit der Anklage. So sollten z. B. die Juden unter andern eine Hostie so lange mit Messerstichen durchbohrt haben, bis Blut herausgeflossen sey. Man bürdete ihnen ferner auf, daß sie im ganzen Lande eine gemeinschaftliche Kasse zusammen gebracht hätten, und das Geld dazu anwendeten, Christenkinder zu kaufen, denen sie die Adern geöffnet und ihr Blut getrunken hätten. Solche und ähnliche thörichte Beschuldigungen fanden allgemeinen Glauben, denn man stellte sich vor, daß die Juden nicht anders als feindselig und hinterlistig gegen die Christen handeln könnten.

Der Churfürst Joachim erhob sich in diesem Stücke nicht über die Vorurtheile seines Jahrhunderts; er glaubte, was nie existirt hat, und bestrafte, was keiner Züchtigung bedurfte. Was einige Wenige verübt haben sollten, das wurde dem ganzen Judengeschlechte zur Last gelegt. Alle Bewohner der Mark von dieser Nation wurden in die Gefängnisse gesetzt, um mit zur Strafe gezogen zu werden. Die Untersuchung dauerte nur kurze Zeit. Der Kesselflicker wurde in der Stadt auf einem Wagen herumgeführt, mit glühenden Zangen gezwickt, und zu Asche verbrannt. Acht und dreissig Juden wurden ebenfalls zum Scheiterhaufen verurtheilt, und man verbrannte sie alle auf einem einzigen Gerüste. Zween ließen sich taufen; man begnadigte sie damit, daß sie blos geköpft wurden. Um das Werk zu krönen, vertrieb man alle übrigen einheimischen Juden aus dem Lande, und verbot den fremden den Zutritt in die Mark. Zur Versicherung, daß sie niemals wieder kommen wollten, legte man ihnen einen fürchterlichen Eid vor, der, zur Charakterisi-

rung

rung der damaligen Denkart, des Einrückens werth ist. Er lautet also:

„Ich gelobe und schwöre einen rechten Urfehden dem Durchlauchtigen Fürsten Joachim, seinen Erben und Nachkommen, allen Städten und Leuten, und überhaupt allen denen, die Rath und That gegeben, daß ich ins Gefängniß gekommen bin, mich aber doch, ob ich wohl schwere Strafe verdient hätte, aus Gnaden wieder befreit haben. Würde ich, oder eines der Meinigen wider diesen meinen Eid handeln, so müßen mir die fünf Bücher Moses niemals zu Hülfe kommen; so müsse ich mich verunreinigen, wie der König von Babilon; so müsse der Schwefel und das Pech aus meinem Halse rinnen, die einst über Sodom und Gomorra geronnen sind; so müsse mich die Erde überfallen und verschlingen, als sie that Datham und Abiram; so müsse die Erde nimmermehr kommen zu meiner Erde, und mein Gruß nimmermehr kommen zu Anderer Gruß! Dann müsse mir nicht helfen der Adonai (Gott); ich aussätzig werden wie Narma; mich müsse angehen der Ausschlag, der das israelitische Volk angieng, da sie fuhren durch Egyptenland; dann müsse über mich kommen das Blut; und der Fluch müsse an mir wachsen, und nimmermehr abnehmen, den mein Geschlecht sich selbst wünschte, da sie Jesum verurtheilten und marterten, und sprachen also: sein Blut komme über uns und alle unsere Kinder! — Daß ich diesen Urfehden fest und unverbrüchlich halten will, dazu helfe mir der Gott, der Mose erschien in einem brennenden Busche, der doch blieb unverbrannt. Ich schwöre dieß bei der Seele, die ich auf den jüngsten Tag vor's Gericht bringen muß durch Gott Abraham, Isaak und Jakob. Ich entsage hiemit aller päbstlichen und kaiserlichen

serlichen Freiheit und Gnade; ich will ihrer nimmermehr gebrauchen, sondern von Stund an straks aus dem Lande ziehen, und niemals wieder hereinkommen. Ich will auch alle Juden, die mir begegnen, warnen, daß sie sich des Landes bei Verlust Leibes und Guts enthalten. So wahr mir helfe der Gott, der einst schuf Himmel und Erden, Thal und Berg, Laub und Gras!"

Auch nach dieser Vertreibung der Juden hörte man nicht auf, ihnen Böses Schuld zu geben, und sie auf alle ersinnliche Art zu verleumden. Sie sollen nemlich, um sich an dem Churfürsten zu rächen, einen Anschlag geschmiedet haben, diesen und seinen Bruder, den Erzbischof Albrecht, zu ermorden. Zur Ausführung dieser schwarzen That hätten sie einen getauften Juden, Namens Pfefferkorn zu Halle erkauft, der ohnerachtet seines Ueberganges zum Christenthum, es immer noch mit den Juden hielte, und gegen seine neue Glaubensgenossen den unversöhnlichsten Haß hegte. Auf diesen bloßen Argwohn wurde er sogleich eingezogen, und auf die Folter gebracht. Hier bekannte er nun, er habe zwanzig Jahre lang die Geschäfte eines Priesters verrichtet, ohne je dazu verordnet zu seyn; er habe drei Hostien gestohlen und eine so lange gestochen, bis Blut geflossen sey; er habe ferner den Churfürsten, seinen Bruder und ihre ganze Begleitung vergiften wollen, und dafür von den aus der Mark vertriebenen Juden hundert Gulden erhalten. Für alle diese ihm auf der Folter abgepreßte Verbrechen wurde er vor der Moritzburg in Halle mit glühenden Zangen gerissen, und dann an eine Kette geschmiedet, die an einem Pfahle befestiget war. Rings um ihn her wurde ein Kohlenfeuer gemacht, an welchem er sich selbst nach und nach durch das öftere

Herum-

Herumlaufen vor Schmerz an der Kette braten mußte, so daß er eines langsamen und schröcklichen Todes starb.

4.

Schicksale der Juden in verschiedenen europäischen Ländern.

In Deutschland ergieng über die Juden, wie diese Beispiele zeigen, Jahrhunderte lang großes Ungemach; aber in andern europäischen Ländern war ihr Loos oft eben so traurig. Ueberall stößt man auf schreiende Ungerechtigkeiten, sieht Blut stromweise fliessen, und Scheiterhaufen brennen, und zwar sowohl auf landesherrlichen Befehl, als durch Mordgier einzelner Schwärmer und Räuber. Davon nur einige Beispiele.

In Frankreich ließ König Philipp August an einem Sabbath alle Juden greifen und plündern, vernichtete alle Schulden an dieselben, mit Vorbehalt eines Fünftels, welches ihm bezahlt werden mußte, verwandelte ihre Synagogen in Kirchen, rief sie, weil er Geld zu einem Kreuzzuge gebrauchte, zurück, ließ aber bald darauf, weil sie Christenkinder gemordet haben sollten, achtzig Juden lebendig verbrennen. Ludwig der Neunte erklärte sie für leibeigen im ganzen Reiche, verbot ihnen alle Pachtungen, und vertrieb sie zweimal. Dasselbe that Philipp der Schöne; er plünderte sie rein aus, bis auf ihre Kleider und einen Reisezehrpfennig, rief sie darauf wieder zurück, und suchte sie sogar, weil er einen Juden für seine Kasse einträglicher fand, als einige Christen, vom Uebertritt zum Christenthum abzuschrecken. Er befahl nemlich, daß eines getauf-

ten Judens Vermögen an denjenigen Herrn verfallen seyn sollte, auf dessen Grund er wohnte. Unter Philipp dem Langen erfolgte ein allgemeines Blutbad, zur Ausrottung der Juden. Sie sollten, erkauft von den Muhamedanern im Morgenlande, ein allgemeines Sterben durch Gifte haben hervorbringen wollen. In Chinon zündete man in einem Graben ein Feuer an, in welches man hundert und sechzig dieser Unglücklichen stürzte. Weiber mit ihren Kindern sprangen freywillig hinein, um der Taufe zu entfliehen.

In England, wohin die Juden erst in der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts gekommen seyn sollen, gieng es ihnen um nichts besser. Hier brannte der Haß gegen sie noch heftiger, weil ihnen habsüchtige Könige zuweilen die Einkünfte erledigter Stellen in der Kirche verpachteten, und dieserwegen die Stellen selbst Jahre lang unbesetzt liessen. Sie litten hier nicht weniger wider als mit Willen der Könige, welche der Wuth des Pöbels nicht immer steuern konnten. Heinrich der Zweyte erpreßte von ihnen auf einmal sechzig tausend Mark Silber, und befahl, daß alle getaufte Juden zum Judenthum zurück kehren sollten. Unter Richard dem Ersten mordete der christliche Pöbel die Juden als Zauberer; nur allein in York tödteten sich fünfzehnhundert Juden, die im Schlosse belagert wurden, aus Verzweiflung selbst, und brannten ihre Leichname zugleich mit dem Schlosse auf. Der König konnte dem Morden nicht wehren. Johann ohne Land gab seinen Gläubigern Anweisung auf alle Juden im Reiche. Einem reichen Juden, welcher sein Vermögen nicht opfern wollte, ließ er täglich einen Zahn ausbrechen. Nach dem Verluste von sieben Zähnen brachte der Unglückliche seine Habe dar.

Heinrich der Dritte verkaufte alle Juden, als er meinte sie ausgesogen zu haben, für achttausend Mark Silber an seinen Bruder. Unter Eduard dem Ersten ward aller Juden Vermögen von der Krone eingezogen, und fünftausend wurden aus dem Lande getrieben.

In Spanien lebten die Juden oft und lange Zeit ungestört im Wohlstande, sowohl unter den arabischen als christlichen Fürsten. Auf ihren hohen Schulen wurden Wissenschaften eifriger getrieben, als irgendwo in Europa unter den Christen; in der einzigen Stadt Toledo zählte man zu Ende des zwölften Jahrhunderts zwölftausend Juden, und nicht weniger in Andalusien, von welchen sich der größte Theil mit Wissenschaften beschäftigte. Desto schröcklicher traf sie aber auch hier der Sturm, wenn er einmal ausbrach. Im dreizehnten Jahrhunderte erregte ein Erzbischof zu Toledo eine solche Verfolgung, daß ein jüdischer Schriftsteller sagt, es wären in derselben, abgerechnet die Erschlagenen, mehr Juden aus Spanien gezogen, als Moses einst aus Egypten geführt hätte. Im vierzehenten Jahrhunderte gieng es ihnen wenig besser. Der Erzbischof Martinez zu Sevilla donnerte im Jahre 1391 in einer heftigen Predigt auf die Halsstarrigkeit der verstockten Juden los, und schilderte zugleich den Schaden, den sie dem Reiche durch ihren Handel und Wucher zufügten. Der Pöbel, den die Obrigkeit vergebens zurückzuhalten suchte, plünderte die Judenstadt, und brachte mehr als viertausend Israeliten ums Leben. Zu Cordua, Barcellona und in verschiedenen Städten Aragoniens hatten sie beinahe dasselbe Schicksal. Ein Mönch tobte im Jahre 1461 von seiner Kanzel zu Medina del Campo so furchtbar gegen die verstockten Juden, daß seine Zu-

hörer

hörer eine beträchtliche Zahl derselben mit ihren Büchern verbrannten.

Die härtesten Schläge trafen die Juden in Spanien seit dem Ende des fünfzehenten Jahrhunderts, nachdem die Inquisitionsgerichte eingeführt worden waren. Denn nun ward jede Ausübung jüdischer Religionsgebote unabbittlich mit dem Scheiterhaufen bestraft. Kaum hatten Ferdinand und Isabelle im Jahre 1492 durch die Eroberung von Granada ganz Spanien in eine christliche Monarchie verwandelt, so liessen sie die Verordnung bekannt machen, daß alle Juden ihrer Länder, die sich nicht taufen lassen wollten, binnen den nächsten drei Monaten dieselben verlassen müßten. Man erlaubte ihnen zwar, ihre Güter zu verkaufen, und ihre Habseligkeiten in Waaren oder Wechselbriefen mitzunehmen; nur die Ausfuhr des Goldes, Silbers und der Edelsteine wurde auf das strengste verboten. Diese Einschränkung, die Kürze der Zeit, das Schrecken der ersten Ueberraschung — alles vereinigte sich, jenen lindernden Zusatz zu entkräften.

So große Geldsummen auch die Juden für ihre fernere Duldung in Spanien boten, so blieben doch die katholischen Könige bei ihrem Vorsatze, und überließen die unglücklichen Juden mit aller Gelassenheit den sie erwartenden Drangsalen. Hundert und siebenzig tausend jüdische Familien mußten das Reich verlassen, nachdem man sie vorher so viel als möglich rein ausgeplündert hatte. Sie zogen nach Portugal, Frankreich, Italien und Afrika; aber unzählige kamen theils durch die Mühseligkeiten der Reise und ansteckende Krankheiten, theils durch die üble Behandlung, welche sie in der sogenannten Barbarey ausstehen mußten, ums Leben, oder wurden zu Bettlern. Einige Fahrzeuge geriethen auf der

Fahrt nach Afrika und Italien in Brand; den Armen blieb nichts übrig, als die Wahl zwischen Feuer und Wasser. Andere Schiffe waren so überladen, daß sie sanken. Einige litten Schiffbruch, und was alles Elend aufs Höchste trieb, es brachen furchtbare Seuchen aus. Nun lief das Angstgerücht von Pest vor ihnen her; die in Afrika landeten, mußten unter freiem Himmel Hunger und alles Ungemach leiden; die Italien erreichten, wurden menschlicher behandelt, ob man wohl ihre Noth benutzte, sie zum Christenthume zu zwingen. Was bei dieser und bei vielen andern Verfolgungen die Gefahr für die Juden vergrößerte, war dieses, daß sie in den Städten in besondere Quartiere verwiesen, und durch auffallende Merkmale an ihren Kleidungen, wie Schlachtopfer, ausgezeichnet waren. Hier mußten sie das Bild eines Rades auf der Brust und eine gelbe Mütze von Filz, dort einen Lappen auf der Brust und an der Stirn, anderswo zwey rothe Kreutze am Rocke tragen, zum Zeichen, daß sie verdient hätten, lebendig verbrannt zu werden.

Mit der Vertreibung der Juden legten übrigens die Könige von Spanien den ersten Grund zur Entvölkerung und Verarmung ihrer Staaten. Zwar hatte man dem schädlichen Ausfluß edler Metalle durch scharfe Verordnungen vorgebaut; allein es war unmöglich, alle Kunstgriffe zu entdecken, deren die Juden sich zur Fortbringung ihrer Schätze bedienten. Kein Wagniß blieb unversucht, keine List, keine Bestechung unbenutzt, um den Augen der angestellten Aufseher zu entgehen. Durch den Verlust dieser Geldmassen, und durch Auflösung der bisherigen Verbindungen erlitt Spaniens Handel einen gefährlichen Stoß. Kredit und Wohlhabenheit, die unfehlbaren Folgen einer gleichen Duldung und eines

gesicherten

gesicherten Eigenthums, wurden geschwächt. Alle Vortheile, welche dem König durch Abzugsgelder, Sequestrationen, Steuern und andere dergleichen Auflagen zufloßen, konnten den Abgang so vieler thätigen Hände nicht ersetzen. Selbst die Religion verlor um so mehr von ihrer Reinigkeit, jemehr sie Heuchler aufnahm, und es kann mit Gewißheit behauptet werden, daß der edlere Theil der jüdischen Nation Spanien verließ, indeß der feigere oder minder gewissenhafte zurückblieb, und sich taufen ließ.

Der König Johann der Zweite von Portugal schien einiges Mitleiden mit den grausam vertriebenen Juden zu haben. Drei und achtzig tausend von ihnen wollte er in sein Reich aufnehmen, jedoch unter der Bedingung, daß ihm jeder acht Dukaten zahlen sollte, und daß sie in einer bestimmten Zeitfrist das Reich wieder verlassen, oder widrigenfalls Sklaven seyn müßten. Er versprach ihnen zwar alle Erleichterung zur Ueberfahrt nach Afrika, aber ein großer Theil von ihnen wurde von den portugiesischen Schiffern und Kaufleuten so abscheulich mißhandelt, daß die im Reiche zurückgebliebenen ihnen nicht folgen konnten, und also in die Leibeigenschaft geriethen. Der Nachfolger Johanns, König Emanuel, schenkte ihnen zwar 1495 die Freiheit wieder, weil sie gegen ihren Willen in Portugal hatten bleiben müssen, allein schon ein Jahr darauf ward er andern Sinnes. Ferdinand und Isabelle hatten ihm nämlich aufs dringendste vorgestellt, er möchte doch ihrem Beispiele folgen, und sein Reich von der rebellischen, Gott und Menschen verhaßten Nation der Juden reinigen. Dieß bestimmte den König, zu verordnen, daß alle Juden, die sich nicht taufen lassen wollten, in einer bestimmten Zeit das Reich räumen müßten, und wer nach Verfluß des

anbe:

anberaumten Termins noch ergriffen würde, müßte Sklavendienste thun. Selbst diese Verordnung, so hart sie war, hielt König Emanuel nicht. Aus blinder Bigotterie befahl er, daß die Söhne der Juden, welche noch nicht über vierzehen Jahre alt wären, ihren Eltern weggenommen, und im Christenthum erzogen werden sollten.

Eine solche Grausamkeit versetzte die Juden in die heftigste Bewegung. Indem man die Kinder aus den Umarmungen ihrer Eltern rieß, und die Väter sogar mit Prügeln nöthigte, sie loszulassen, hörte man überall nichts als Geschrey, Wehklagen und Heulen. Manche stürzten sogar voll Wuth ihre Söhne in Brunnen, oder nahmen sich selbst das Leben. Auch noch einer andern Treulosigkeit machte sich der König gegen die Juden schuldig. Es war ihnen erlaubt worden, nach Afrika überzuschiffen; er ließ es aber immer aufschieben, damit sie ihren Vorsatz ändern möchten, und da er ihnen Anfangs drei Seehäfen zum Einschiffen angewiesen hatte, so schränkte er sie zuletzt nur auf Lisabon ein. Hier floß nun eine zahllose Menge Juden zusammen, allein weil inzwischen die festgesetzte Zeit verflossen war, so wurden die noch nicht Eingeschifften in die Sklaverey fortgerissen.

So viele Drangsale und Gewaltthätigkeiten nöthigten endlich die meisten Juden, sich, wenigstens äußerlich, zum christlichen Glauben zu bekennen. So bald sie getauft waren, bekamen sie ihre Kinder wieder, der König machte ihnen sogar zuweilen Geschenke, und sie lebten seitdem in Portugal glücklich genug. Mit der Bekehrung war's aber doch den wenigsten ein rechter Ernst, und die meisten giengen wieder zu ihrem väterlichen Glauben zurück, so bald sie es ohne Gefahr konnten. Die Abkömmlinge

der

der bekehrten Juden waren überhaupt bei den Christen verachtet und verhaßt, weil man immer argwohnte, daß sie noch im Herzen Unglaubige wären. Sie wurden daher auch von den gebohrnen Portugiesen durch den schimpflichen Namen der neuen Christen unterschieden, bis endlich König Joseph der Erste im Jahre 1773 diesen Unterschied gänzlich aufgehoben und verboten hat.

Zwar nicht immer, noch überall, unverfolgt, aber doch unvergleichbar glücklicher befanden sich die Juden in Italien, und, einige bald vorübergehende Stürme abgerechnet, sehr wohl im Kirchenstaate, selbst in Rom. Den Päbsten war gewöhnlich an dem Gelde der Juden mehr gelegen, als an ihrer Bekehrung. In Ankona genossen sie eine völlige Religionsfreiheit; in Bologna hatten sie eine hohe Schule, und in mehrern Städten Synagogen; selbst Pabst Alexander der Sechste nahm fünfzehntausend von den Vertriebenen aus Spanien auf. Im sechzehnten Jahrhunderte wurden ihnen zwar ihre Freiheiten eingeschränkt, und ihre Geldbeutel gefegt, aber man dachte doch nicht an allgemeine Verbannung. Im folgenden Jahrhunderte hatten sie in Rom neun Synagogen, und man schätzte die daselbst ansäßigen zu zwölf- bis fünfzehntausend; sie genossen in den meisten großen Städten Religions- und Gewerbefreiheit, und Livorno war ihr Paradies auf Erden; der größere Theil des Handels war in ihren Händen.

In Polen haben die Juden früh ein zweites Vaterland gefunden. Zwar sind ihrer auch genug todtgeschlagen und verbrannt worden; allein sie haben von jeher Rechte genossen, welche den Protestanten bis vor vierzig, fünfzig Jahren versagt waren. Ihre hohen Schulen sind Pflanzschulen der

Rabbinen

Rabbinen für ihre Glaubensbrüder in Deutschland und andern Ländern. Es giebt sehr reiche Leute unter ihnen, der größte Theil aber lebt in Dürftigkeit. Ohne ungerecht gegen die Juden zu seyn, kann man behaupten, daß die polnischen Güterbesitzer von ihnen ausgesogen worden sind, und es noch werden. Wenige ausgenommen, haben die polnischen Edelleute, die eigentlichen Grundbesitzer, einen Juden zur Hand, dem sie alle Geschäfte anvertrauen. Der Jude schafft dem Edelmann Geld, so lange er noch Waldungen, Erndten und Güter, mit den zu denselben gehörigen Leibeigenen zu verpfänden und zu verpachten hat; er schließt ihm seine Verkäufe mit benachbarten Handelsstädten, liefert ihm seine Bedürfnisse aus dem Au-lande; pachtet Wirthshäuser und Schankkrüge in Städten und Dörfern, und führt, so zu sagen, des Edelmanns ganze Wirthschaft, bis nichts mehr zu bewirthschaften übrig ist. Aber das alles reicht nicht hin, wenigstens sechsmal hunderttausend Juden in beträchtlichem Wohlstande zu unterhalten.

England hat den Juden den Eingang in's Land seit der Mitte des siebenzehenten Jahrhunderts wieder geöffnet. Sie haben hier uneingeschränkte Religionsfreiheit, dürfen Christen als Proselyten annehmen, treiben freien Handel, dürfen Grundeigenthum besitzen, und werden, ein jeder nach seinem Betragen, wie andere Bürger geschätzt und geachtet.

In den neuesten Zeiten haben sich die christlichen Regenten gegen die Juden gerecht, und mehr als gerecht, gütig und schonend bewiesen. Aus dem größten Theile der christlichen Welt ist der Groll verschwunden, mit welchem vormals die Nation betrachtet ward, deren Väter den Stifter des Christenthums lästerten und an's Kreutz schlugen. Mehrere Regierungen haben den Versuch gemacht, die

mora-

moralische, wie die bürgerliche Kultur der Juden zu befördern, sie den übrigen Bürgern ihrer Staaten näher zu bringen, und aus den Gesetzen und Sitten der Juden dasjenige zu entfernen, was mit dem Staatszwecke und mit den Landesgesetzen unvereinbar ist. Dabei aber ist man mit zarter Schonung und mit Achtung der Gewissensrechte zu Werke gegangen, und weit entfernt, gewaltsame Maaßregeln zu ergreifen, sind vielmehr in verschiedenen Staaten solche Gesetze, welche drückend für die Juden waren, aufgehoben worden. Uebrigens hat der christliche Glaube auch in den neuesten Zeiten nur wenig Fortschritte unter den Juden gemacht. Nur hie und da ist ein einzelner Israelit, mehr durch politische Rücksichten, als durch religiöse Gründe bewogen, von der Synagoge zur Kirche übergetreten.

II.

Gemählde aus der Klosterwelt.

Sittenlosigkeit der Mönche und Nonnen im Mittelalter.

In ihrer schönsten Blüthezeit waren die Klöster die Zufluchtsörter der verfolgten Armuth, die Erhalter und Fortpflanzer der Gelehrsamkeit, die Beruhigungsörter manches beängstigten Gewissens, und die Vorbilder heldenmüthiger Entsagung und wohlthätiger Frömmigkeit. Die meisten Mönche pflügten

das

das Land selbst, und verfertigten, was sie im Kloster bedurften, oder gaben wenigstens einem klösterlichen Kunstfleiß sparsamen Lohn und Raum. Künstler und Handwerker suchten daher in den Klostermauern Zuflucht gegen den leibeigen machenden Adel; Pilgrime fanden hier Sicherheit und Schutz, Kost, Bequemlichkeit und Aufenthalt. Da die Mönche fast die einzigen Männer von Kenntnissen waren, so wurden sie öfters an die Höfe der Könige gezogen, wo sie als Kanzler und Räthe große Gewalt erlangten.

Mit dem Ansehen der Mönche vermehrte sich auch ihr Wohlstand, und bald hatten sie nicht mehr nöthig, Handarbeit zu treiben. Durch erlaubte und unerlaubte Mittel gelangten die Klöster schon im ersten Jahrhundert ihrer Entstehung zu so ungeheuren Reichthümern, daß man damals mit Recht die Bemerkung machen konnte, die christlichen Mönche hätten zum Besten der Armen einen großen Theil des Menschengeschlechtes fast an den Bettelstab gebracht. So lange sie indessen ihren ersten Andachtseifer behielten, waren sie treue und wohlthätige Verwalter der ihrer Aufsicht anvertrauten christlichen Mildthätigkeiten. Aber ihre Zucht wurde durch Wohlstand verderbt, sie nahmen allmählich den Stolz des Reichthums an, und ergaben sich endlich dem Prachtaufwand, den Jagdlustbarkeiten *) und allen

---

*) Die Jagdgerechtigkeiten haben sich die Mönche unter dem Vorwande, auf die Thierhäute die Psalter zu schreiben, ihre heiligen Bücher damit zu binden, und mit dem Wildpret sich nur in ihren Krankheiten zu laben, erbettelt. Mit welcher Ausschweifung sie aber dieses Lieblingsvergnügen der Nation getrieben haben, erhellet daraus, daß der heilige Bonifaz sogar den Aebtissinnen die Kuppelhunde und Stoßvögel wegnehmen lassen mußte.

allen erdenklichen Ausschweifungen, deren das Zeitalter nur fähig war.

Wie schlimm es überhaupt mit der Kirchenzucht aussah, läßt sich am besten aus der Schilderung des heiligen Bonifacius, des Apostels der Deutschen, der im achten Jahrhundert lebte, abnehmen. „Die Bisthümer, sagt er, sind meistens in den Händen geldbegieriger Layen, oder ehebrecherischer Geistlichen, die auf nichts als zeitlichen Gewinn sehen. Die Diakone dieser Bischöfe haben meistens von Jugend auf in Ehebruch und Unreinigkeit gelebt, und unterhalten noch wirklich in ihrem Amte vier, fünf oder mehrere Beischläferinnen. Dem ungeachtet unterstehen sie sich öffentlich das Evangelium zu lesen, und werden zuletzt gar Bischöfe. Nicht weniger giebt es Bischöfe, die, wenn es auch mit ihrer geheuchelten Keuschheit seine Richtigkeit hätte, doch dem Trunke, der Ungerechtigkeit ergeben sind, oder bewaffnet mit in's Feld ziehen, und mit eigener Hand das Blut von Christen und Heiden vergießen."

Da die Verwilderung immer höher stieg, und die Ausschweifungen überhand nahmen, so ließen mehrere fränkische Fürsten scharfe Verordnungen gegen das zügellose Leben der Geistlichen überhaupt, und insbesondere der Mönche und Nonnen ergehen. Vornemlich suchte Karl der Große dem Strome des Verderbens Einhalt zu thun. In dieser Hinsicht verordnete er unter andern im Jahre 802: „Die Mönche sollen sich der Trunkenheit und Schwelgerey enthalten, weil sie dadurch am meisten zur Unzucht gereitzt werden: denn es ist uns hinterbracht worden, daß man in den Klöstern viele über der Hurerey und Unreinigkeit ergriffen, und einige Mönche sich sogar der Sodomiterey schuldig gemacht haben. Den Nonnen soll nicht erlaubt seyn, aus dem

Kloster

Kloster zu gehen und herumzuschweifen; sie sollen sich nicht der Hurerey und Trunkenheit überlassen, und keiner Mannsperson den Eintritt in ihr Kloster verstatten. Die Kanonici sollen sich der schändlichen Gewinnsucht nicht ergeben, nicht Hurer, nicht Diebe, Mörder, Räuber und Trunkenbolde seyn, und kein sybaritisches Leben führen."

Zu beklagen war's, daß die Bischöfe, unter deren Aufsicht die Klöster stunden, selbst keinen erbaulichen Lebenswandel führten. Die Unsittlichkeit und Ruchlosigkeit der Geistlichen in und außer den Klöstern grief immer weiter um sich, so sehr auch Karl der Große und seine Nachfolger strenge Verordnungen dagegen ergehen ließen. „Der Greuel der Verwüstung herrschte im Tempel, sagt der Kardinal Baronius, eine der Hauptstützen der katholischen Kirche seiner Zeit, nie war das Schifflein Petri seinem Untergange so nahe, als im zehenten Jahrhundert." Und nach dem Geständnisse eines andern katholischen Schriftstellers sah man nie so viele und so fürchterliche Misgeburten nicht nur unter den Bischöfen und Aebten, sondern selbst auf dem apostolischen Stuhle. Die meisten Vorsteher der Kirche waren mehr Wölfe als Hirten, und die Mönche kannten die Regel, nach der sie leben sollten, kaum dem Namen nach.

Von einer Zeit zur andern wurden Versuche gemacht, die alte strenge Klosterzucht wieder einzuführen, und hie und da glückte es auch wirklich, den Aergernissen zu steuern. Aber gewöhnlich waren diese Reformen nicht von langer Dauer. Jahrhunderte lang waren die vormaligen Wohnungen der arbeitsamen, mäßigen und sittsamen Mönche fast allenthalben Wohnsitze der Faulheit, Schwelgerey und zügelloser Begierden. Aus Hochachtung und Bewunderung

wunderung ihres frommen und verdienstlichen Lebens hatten die andächtigen Reichen ehemals einen Theil ihres Vermögens an die Klöster abgegeben; aber eben dieß hatte die Mönche nachläßig, träge, wollüstig und habsüchtig gemacht, und in die greulichsten Laster gestürzt. Die steten Zwistigkeiten zwischen den Päbsten und Kaisern, wobei einige Klöster es mit dieser, andere es mit einer andern Parthey hielten; Seuchen und auswärtige Kriege, welche mannigfaltige Todesfälle, und daher Erbstreitigkeiten und Fehden zur Folge hatten, wobei fast immer die Klöster mit interessirt waren; die Nachsicht, mit der man den Stiftern, Wohlthätern und Schirmvögten den Zutritt in die Frauenklöster erlaubte, trugen auch dazu bei, das Verderben allgemeiner zu machen. Es war daher nichts seltenes, daß Mönche ihren Abt verjagten, weil er ihre gewohnten Ausschweifungen einschränken, und sie mit Ernst zur Beobachtung ihrer Pflichten anhalten wollte, oder daß sie selbst die Klöster verließen, bis irgend eine Veränderung der Umstände ihre Forderungen befriedigte.

Kaiser Friedrich der Zweite schenkte ein ohnweit Worms gelegenes Benediktinerkloster, nachdem er die bisherigen Besitzer daraus vertrieben hatte, dem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz, und der Pabst Gregor der Neunte bestätigte auf des Erzbischofs Verlangen die Schenkung. Auch verlohnte sich das Präsent schon der Mühe, denn der Werth des Klosters und seiner Besitzungen belief sich über hundert tausend Gulden, eine ungeheure Summe für die damaligen Zeiten. Zugleich verordnete der Pabst aber auch, daß es künftig mit Cisterciensern besetzt werden sollte. Es geschah; aber ehe man sich's vermuthete, kamen einst in der Nacht die vorigen Besitzer,

sitzer, überfielen die Cistercienser, verwundeten einige, und jagten die übrigen von dannen. Der Erzbischof hörte kaum davon, als er auch schon einen bewaffneten Haufen wider das Kloster abschickte, welcher die Usurpatoren verjagte, und die Cistercienser wieder einführte. Aber die Benedictiner waren noch nicht ruhig. Unvermuthet kamen sie einst in der Nacht, von einer Menge Helfershelfern unterstützt, wieder, prügelten die Cistercienser tüchtig aus, und jagten sie mit der Drohung fort, daß demjenigen, der sich unterstehen würde, wiederzukommen, der Tod geschworen sey. Diese blieben nun zwar weg; aber auch die Benedictiner trauten sich nicht länger zu verweilen, sondern zogen in der Stille ab. Das Kloster blieb auf zehen Jahre leer stehen, bis endlich Innocenz der Vierte dem Erzbischofe wieder den ausdrücklichen Befehl gab, Mönche in dasselbe einzuführen. Dieser traf, um keine Parthey vor den Kopf zu stoßen, den Ausweg, daß er es mit Prämonstratensern besetzte.

Die gleichzeitigen Dichter und Geschichtschreiber können nicht Worte genug finden, um das ärgerliche Leben zu beschreiben, das in den Klöstern geführt wurde. Auch angenommen, daß beide um die Hälfte zu viel gesagt haben, bleibt doch noch genug übrig, um unsre Verachtung für Geschöpfe rege zu machen, die sich ihren Nebenmenschen als Lehrer und Muster aufdrangen. Der gelehrte italiänische Bischof Campanus sagt in seinen Briefen: „Wer ein Mönch ist, ist auch ein Teufel. Er versucht alles, er sticht überall, stellt überall Fallen. Er hört nur auf schlimm zu seyn, um der Schlimmste zu werden. Nichts schmutzigeres giebt es als einen Mönch. Statt des Kleides zieht er Pech an, keine Kutte. So bestrichen mischt er sich überall ein,

klebt

klebt sich gleichsam an, verfolgt seinen Gegenstand, und läßt diesen nie los, ohne einen Flecken zu hinterlassen."

Daß Luther, der das Klosterleben aus eigener Erfahrung kannte, demselben nicht hold war, läßt sich wohl denken. Er verwirft und verdammt, als eitel Teufelsrotten und Irrthum, alle Orden, Regel, Klöster, Stifter, und was von Menschen über und außer der Schrift ist eingesetzt und erfunden worden. „Wohl wär' es fein, sagt er, so man Klöster und Stift der Meinung hielte, daß man junge Leute darinnen lehrte, Gottes Wort, die Schrift und christliche Zucht, dadurch man feine, geschickte Männer zu Bischöfen, Pfarrherren und anderley Dienern der Kirchen, auch zu weltlichem Regimente tüchtige gelehrte Leute, und feine, züchtige, gelehrte Weiber, so hernach christlich haushalten, und Kinder aufziehen könnten, zurichtete und bereitete. Aber einen Weg der Seligkeit da suchen, das ist eine Teufelslehre und Glauben, 1 Tim. 4. Die heiligen Orte und rechten Stifter, von Gott eingesetzt, sind diese drey: das Priesteramt, der Ehestand, die weltliche Obrigkeit: und über diese drey Stifte ist der gemeine Orden der christlichen Liebe, wohlthätig, versönlich und geduldig gegen jedermann: denn das heißen alles eitel gute heilige Werke."

Die Mönche waren es nicht allein, welche durch Sitten und Wandel anstößig wurden; die Nonnen gaben auch vielerlei Aergerniß. So steckten z. B. im Kloster Löwenthal oder Himmelswonne ohnweit des Bodensees einige Nonnen die Klostergebäude in Brand, als sie dem ungewohnten Zwange auf keine andere Art mehr entgegen arbeiten konnten. Sehr gemein war in den Nonnenklöstern der verbotene Umgang mit Personen des männlichen Geschlechts.

Das

Das Kloster Gnadenzell im Würtembergischen enthielt einst fast lauter junge Nonnen, die eben nicht Willens waren, aller Entschädigung für ihren Abschied von den Freuden der Welt zu entsagen. Die Edelleute der benachbarten Gegend kehrten, wenn sie von der Jagd zurück kamen, mit ihren Pferden und Hunden bei ihnen ein, und wurden willig aufgenommen. Es wurde geschmaust, gescherzt und gesungen, und der Lärmen war oft so groß, daß man eher ein Gasthaus als ein Kloster daselbst gesucht hätte. Die Gäste blieben die Nacht im Kloster, und schieden erst den folgenden Tag, wo dann gemeiniglich ihre Stellen von Andern ersetzt wurden. Jeder junge Mann, der den Nonnen die Zeit vertreiben wollte, war ihnen herzlich willkommen. Zuweilen traf es sich, daß die Folgen dieser Lebensart an den geistlichen Jungfrauen sichtbar wurden; aber eine Reise unter irgend einem erdichteten Vorwande, und ein gutes Geschenk an den Aufseher des Klosters, brachte die Sache wieder in's Geleis.

Endlich mußten diese Ausschweifungen dem Grafen von Würtemberg zu Ohren kommen. Er machte daher selbst eine Reise nach Gnadenzell, und hielt den Nonnen eine ernstliche Strafpredigt. Diese waren aber Heuchlerinnen genug, um durch erzwungene Thränen und feierliche Angelobungen künftiger Besserung den Zorn des Grafen zu besänftigen. Doch verließ er sie mit der Bedeutung, daß er ihnen nächstens einige ältere Nonnen aus dem Kloster zu Pforzheim als Aufseherinnen zusenden würde.

Die Nonnen waren froh, so wohlfeil durchgekommen zu seyn. Jetzt fiengen sie an, alle Vorräthe im Kloster auf die Seite zu schaffen. Alle Lebens-

bensmittel, und besonders der vorhandene Wein, wurde getheilt, und jede versteckte ihren Antheil auf ihrer Celle oder sonst an einem verborgenen Orte. Als daher bald hernach fünf Nonnen von Pforzheim ankamen, und sich bei den geistlichen Bräuten zu Gnadenzell als Aufseherinnen einführten, fanden sie Küche und Keller leer. Die Spenden und Zehenten der Klosterbauern waren vor der Hand nicht zureichend, die Bedürfnisse der Tafel zu bestreiten, und die Nonnen mußten oft halbgesättigt von der kärglichen Mahlzeit aufstehen. Die Einheimischen suchten Entschädigung bei ihren versteckten Vorräthen und lachten die Pforzheimerinnen aus, die an allem Möglichen Mangel litten. Diese waren aber einer solchen Dürftigkeit nicht gewohnt, und verließen daher Gnadenzell bald wieder, um zu ihrer besser versehenen Tafel nach Pforzheim zurück zu kehren.

Dieß war es, was die Gnadenzellerinnen wünschten; sie fiengen nun ihre vorige Lebensart von vorne an, und machten es wo möglich noch ärger als zuvor. Die Besuche fremder Mannspersonen wurden so häufig, daß man in der ganzen Gegend das Kloster nicht mehr Gnadenzell, sondern Offenhausen nannte. Jetzt erschien ein Befehl des Grafen, der allen Mannspersonen den Zutritt zum Kloster bei hoher Strafe verbot. Einige Monate wurde er dem Scheine nach beobachtet; bald war er aber so gut, als gar nicht gegeben.

Nunmehr machte der Graf Anstalten zu einer ernstlichen Reformation des Klosters. Die Nonnen hielten es aber für gut, diesem Versuche zuvor zu kommen, und ihre Unverschämtheit leitete sie einen sonderbaren Weg. Sie traten nemlich selbst als Klägerinnen auf, und behaupteten, daß die fünf

Pforzheimer Nonnen bei ihrer Anwesenheit zu Gnadenzell alle Vorräthe ihres Klosters verschwendet, und sie selbst in die größte Dürftigkeit gebracht hätten. Die Freudenbezeugungen, die sie bei dem Abzuge dieser Fremdlinge geäußert hätten, wären ihnen von ihren Feinden übel ausgelegt worden. Sie bäten sich einen andern, aber weisen und gemäßigten Aufseher aus, weil der Zustand des Klosters dergleichen höchst nöthig mache. Doch dürfe dieses keine Person ihres Geschlechts seyn, weil sie von dieser nur Neid und Despotismus zu befürchten hätten. Zugleich schlugen sie zu dieser Stelle einen gewissen Meier von Zürich vor, einen Mann, der wegen seiner Gelehrsamkeit in großem Rufe stand, übrigens aber schon bei Jahren und von schwachem nachgiebigem Charakter war.

Dem Grafen gefiel dieser Vorschlag der Nonnen, wozu vermuthlich einige Freunde, die sie bei Hofe hatten, das ihrige beitrugen. Meier zog also nach Gnadenzell und trat sein Aufseheramt an. Aber die Nonnen spielten dem armen alten Manne übel genug mit, und machten auf ihren Cellen, was sie wollten. Er unternahm es zwar Anfangs, oft zu visitiren; aber die Nonnen setzten alte Töpfe und Schüsseln in die dunkeln Klostergänge, und wenn dann Meier sich zur Visitation aufmachte, stolperte er über die im Wege liegenden Gefäße, und kündigte so durch dieses Geräusch den Nonnen seine Ankunft von weitem an. Diese schafften unterdessen aus dem Wege, was er nicht sehen sollte, und so fand er denn in ihren Cellen keine Veranlassung zu Verweisen. Endlich als er sah, daß seine Visitationen fruchtlos waren, blieb er den ganzen Tag in seiner Celle sitzen, schrieb und las Chroniken, und seine Untergebenen lebten gerade wie vorher, nur

nur daß sie bei ihren Vergnügungen den allzugroßen Lärmen vermeiden mußten. Der Graf wollte jetzt, als er von der Fruchtlosigkeit seiner Maaßregeln hörte, das ganze Kloster aufheben; aber auch dazu kam es nicht, weil vermuthlich die Freunde der Nonnen bei Hofe alles dahin Abzweckende hintertrieben. Das Kloster blieb, was es war, bis nach und nach die damals vorhandenen Nonnen ausstarben, und neue an ihre Stelle kamen, wo es denn einigermaßen den guten Ruf wieder erlangte, den es vorher behauptet hatte.

Vierte Abtheilung.

Kriegerische Ereignisse.

I.

Deutscher Rittergeist zur Zeit der Kreuzzüge.

Die Geschichte der Kreuzzüge enthält Beispiele von so außerordentlicher Tapferkeit, daß man die damalige allgemeine Exaltation zu Hülfe nehmen muß, um sie nicht unglaublich zu finden. Alle Triebfedern, die das menschliche Herz zu großen Thaten entflammen können, Religionseifer, Ehrgeitz, Nationalstolz, Nacheiferungsgeist; mitunter auch wohl Habsucht und Rachgierde vereinigten sich zu Einem Zwecke; und einem solchen Bunde mußte es wohl gelingen, Beweise von persönlicher Bravour zu erzeugen, über welche die Nachwelt in Erstaunen geräth. Die ausserordentliche Standhaftigkeit, welche die Kreuzfahrer, aller ihrer ganz oder zum Theil verunglückten Versuche ungeachtet, zeigten, die ungemeine Anstrengung, die sie bei Eroberung oder Vertheidigung einzelner

zelner Plätze bewiesen, sind bekannte und lautsprechende Zeugen für diese Behauptung. Einige wenige Beispiele mögen dieß deutlicher machen.

In dem Kreutzzuge, den Kaiser Friedrich der Erste im Jahre 1189 anstellte, und wo dieser unternehmende Fürst nach der gemeinen Meinung durch eine Erkältung beim Baden sein thatenvolles Leben endete, hatte sich einst ein deutscher Ritter von dem Heere verirrt. Er sah sich in einer weiten Wüste, nirgends eine Spur von dem Zuge der Kreutzfahrer; er mußte sich entschließen, aufs Gerathewohl den Heerzug aufzusuchen. Seinen müden Gaul führte er am Zügel neben sich her. Plötzlich sprengte ein Haufen von ungefähr fünfzig Saracenen heran, hielt jedoch in einiger Entfernung stille, vermuthlich um zu berathschlagen, wie sie den Ritter ohne Gefahr und Wunden in ihre Gewalt bekommen könnten. Mehrere Vorfälle hatten ihnen schon einen hohen Begriff von der Tapferkeit der Kreutzfahrer beigebracht; sie wußten im voraus, daß auch dieser sein Leben theuer verkaufen würde. Ueberdieß fürchteten sie die Vertheidigungswaffen der deutschen Ritter, den schweren eisernen Harnisch, der freilich einem solchen Kämpen ein großes Uebergewicht über den leicht berittenen und bewaffneten morgenländischen Krieger im einzelnen Gefechte gab.

Der Ritter setzte seinen Zug unbekümmert und ruhig fort. Dadurch wurden die Barbaren erbittert; sie schossen alle in der Entfernung ihre Pfeile auf ihn ab, aber natürlich konnten ihm diese bei seiner starken Rüstung wenig oder nichts schaden. Der Ritter fuhr fort, den Saracenen seine Verachtung dadurch zu erkennen zu geben, daß er ganz gleichgültig, und als ob gar niemand da wäre, seinen Weg fortsetzte. Endlich konnte sich der Anführer

des

des wilden Haufens doch nicht länger halten: er gab seinem Pferde die Sporen und jagte auf den Ritter zu. Im Augenblicke schwang sich auch dieser auf seinen Gaul. Er parirte den Lanzenstoß seines Gegners glücklich aus, und hieb dessen Pferde einen Vorderfuß weg. Der Saracene stürzte, raffte sich aber doch wieder auf, allein noch ehe er sein Schwerdt ziehen konnte, spaltete des Ritters zweiter Hieb ihm schon den Kopf.

Die übrigen Saracenen, weniger beherzt als ihr Anführer, verloren bei diesem Anblicke den Muth und jagten von dannen, um eine Gelegenheit aufzusuchen, wo sie mit weniger Gefahr Beute machen könnten. Der Ritter war so glücklich, auf den Zug des Kreutzheeres zu stoßen, wo seine Tapferkeit den Beifall aller Ritter und Knechte einerndtete. Durch mehrere ähnliche Beispiele immer wieder von neuem entflammt, erhielt sich der Enthusiasmus des Heeres, und die Ritter verrichteten auch nachher in wirklichen Schlachten Thaten, die das Erstaunen der heidnischen Anführer, und besonders des Sultans Saladin erregten.

Zu den tapfersten Helden, die sich auf diesem Kreutzzuge auszeichneten, gehörte ein gewisser Ritter von Ulm, der aus einem angesehenen schwäbischen Geschlechte abstammte. So wie das christliche Heer einmal den asiatischen Boden betrat, hatte es auch fast täglich von den Anfällen der Barbaren, die der Beute wegen immer einzelne kleine Schaaren zu überfallen suchten, auszustehen. Diese Feindseligkeit der Völker, durch deren Länder der Zug gieng, die schlechten Anstalten bei dem so sehr zusammengesetzten Heere und andere Umstände, legten der Kreutzfahrt außerordentliche Hindernisse in den Weg.

Nur

Nur wenig kam die große Masse des christlichen Heeres vorwärts.

Als einstmals der genannte Ritter von Ulm außerhalb den Gränzen des Lagers zu thun hatte, stieß er auf einen sehr verstümmelten Leichnam. Er betrachtete ihn näher, und welcher Schreck, als er in dem Todten seinen Bruder erkannte, welcher auch unter der Anführung eines der vielen deutschen Fürsten den Heerzug mitgemacht hatte. Eine streifende Horde Saracenen hatte den Unglücklichen überfallen, geplündert und so verstümmelt liegen lassen.

Die Bruderliebe erwachte mit stürmender Gewalt im Herzen des Ritters und heischte blutige Rache; tobendes Feuer durchglühte seine Adern. Er bemerkte jetzt an den Tritten der Pferde und an andern Kennzeichen den Weg, den die Barbaren genommen hatten. Die Spur verlohr sich in einem Gebüsche. Schleunig eilte er in's Lager zurück, erzählte seinen Kampfgenossen den Vorfall, und heischte ihren Beistand zu seiner Unternehmung; da es Blut und Kampf galt, ließen sich diese nicht lange nöthigen. Es versammelte sich bald ein kleiner Haufen, an dessen Spitze sich der zürnende Rächer setzte. Die Spur leitete sie lange im Gebüsche fort, bis sie sich plötzlich in einem sumpfigen Gewässer verlor. Mitten in dem Sumpfe erhob sich eine Art von Insel, und auf dieser erblickten die Kreutzfahrer die Saracenen, zehen Mann stark, so wie sie eben sich in die Beute des Erschlagenen theilten. Der Ritter von Ulm erkannte sogleich die Waffen und Kleidung seines Bruders. Neues Feuer durchglühte ihn, und er rief: „Brüder, wer folgt mir nach zur blutigen Rache?“

Die Uebrigen stellten ihm vor, daß weitere Verfolgung Verwegenheit, ja Unmöglichkeit wäre, weil

weil das Wasser nicht zu durchwaden sey, sie überdieß den Feinden nicht einmal gewachsen wären, welche jeden Einzelnen, ehe er sich aus dem Sumpfe an das jenseitige Ufer emporarbeitete, mit leichter Mühe niedermachen würden. Sie riethen ihm, zurückzugehen und mehr Hülfe zu holen. Aber der zürnende Kreutzfahrer antwortete: „Wohlan; wenn ihr nicht Theilnehmer meiner Rache seyn wollt, so seyd wenigstens deren Zeugen. Harrt hier meiner, und bringt entweder mich selbst als Obsieger, oder die Nachricht von meinem Tode ins Lager zurück.“ Zugleich nahm er sein Schwerdt in den Mund, sprang in das Wasser, und schwamm der Insel zu. Ehe er noch das Ufer erreichte, rief er schon den Barbaren, soviel die gefesselte Zunge ihm erlaubte, zu, ihre mit seines Bruders Blute gefärbten Schwerdter zu ihrer Vertheidigung zu ziehen. Jetzt sprang er ans Ufer, mit Schlamm und Koth bedeckt, einem höllischen Wesen ähnlicher, als einem Menschen. Wüthend sprang er mit seinem Schwerdte unter die Saracenen.

Die zurückgebliebenen Kreutzritter waren gewiß mit Kampf und Schlachten bekannt; aber alle versicherten nachher, daß sie noch nie einen Krieger mit solcher Wuth und Unaufhaltsamkeit hätten fechten sehen. Wie Blitze flog sein Schwerdt umher, nach allen Seiten hin, denn immer mußte er sich der Menge wegen wenden, wenn seine Streiche trafen, und keiner traf vergebens. Die Saracenen waren sich im Anfange durch ihre Menge selbst im Wege. Sein Arm hob bald dieses, bald jenes Hinderniß, und machte ihm den Kampf leichter. Endlich lagen ihrer achte todt oder schwer verwundet am Boden; die übrigen zwey sprangen ins Wasser und retteten sich durch Schwimmen.

Jetzt nahm der Sieger die Waffen und Kleider seines Bruders, warf sich wieder in's Wasser, und kam glücklich bei seinen Waffenbrüdern, die vor Erstaunen Statuen gleich da standen, an. Im Triumphe führten sie ihn in's Lager zurück. Die That des Helden machte im ganzen Heere ungemeines Aufsehen; der Geist desselben, der seit einiger Zeit ganz eingeschlummert zu seyn schien, erwachte von neuem, und alle schämten sich der Unthätigkeit, zu der sie die Umstände nöthigten. Die Grafen Ulrich von Kyburg und Friedrich von Bergen sammelten, da sich sonst weiter nichts für ihre tapfere Faust zu thun fand, ihre Haufen, durchstreiften die Gebürge von allen Seiten und nach allen Richtungen, und reinigten sie von den Räubern, die sich in den Bergklüften aufhielten.

Lange war die That des edlen Ritters von Ulm der einzige Gegenstand des Gesprächs beim ganzen Heere, und alle mühten sich, seine Tapferkeit zu erreichen.

II.

Der Ritter Gozon und das Krokodill.

Beweis seltenen Heldenmuthes.

Als die Ritter vom Orden des heiligen Johannes von Jerusalem durch feindliche Uebermacht aus Palästina vertrieben worden waren, eroberten sie in den Jahren 1309 und 1310 Rhodus und einige andere

Inseln

Inseln des Archipelagus, und nahmen von jener, die sie nun zum Sitz ihres Großmeisters machten, den Namen Rhodiser-Ritter an. Tapfer und kühn vertheidigten sie das neue Besitzthum gegen ihre erbittertsten Feinde, die Türken, länger als zwei Jahrhunderte, und hielten manche harte Belagerung aus. Keine Gefahr konnte die tapfern Ritter in Furcht setzen, und nicht nur ihren Feinden, sondern auch den Schrecknissen der Natur giengen sie mit einem Heldenmuthe entgegen, den die Nachwelt bewundert. Davon gab unter andern der Ritter Deodatus von Gozon, ein gebohrner Franzose, aus einer alten Familie in der Provence oder in Languedoc entsprossen, ein merkwürdiges Beispiel.

Um das Jahr 1342 wurde die Insel Rhodus von einer Schlange von ungeheurer Größe, vermuthlich einem Krokodill, verwüstet. Der Aufenthalt dieses gefährlichen Thieres war eine Felsenhöhle am Ufer eines weiten Morastes, am Fuße des Berges St. Stephan, zwei Meilen von der Stadt. Es verließ oft die Höhle, um seinen Raub zu suchen, und verzehrte Schaafe, Kühe und Pferde, die zum Moraste des Trankes wegen kamen. Selbst einige Hirten, die in dieser Gegend ihre Heerden weideten, verschwanden, und wurden eine Beute des gefräßigen Thieres.

Als die Kunde davon zu den Ohren einiger Ritter kam, wagten es verschiedene von ihnen, ohne Wissen ihrer Mitbrüder, zu verschiedenen Zeiten, sich heimlich aus der Stadt zu schleichen, um das Ungeheuer zu erlegen — aber keiner kam zurück! Da in der ersten Hälfte des vierzehenten Jahrhunderts die Feuergewehre noch nicht erfunden waren, und das Thier mit dicken Schuppen gleichsam bepanzert, und sonach gegen alle Pfeile und Lanzen gesichert war, so fand

hier

hier im eigentlichen Verstande eine Ungleichheit der Waffen statt, und das Krokodill behielt in allen Gefechten die Oberhand. Dieß veranlaßte den Großmeister Helio von Villeneuve, den Rittern alle fernere Unternehmungen gegen dieses Ungeheuer bei Strafe der Kassation zu untersagen; menschliche Kräfte schienen zu schwach zu seyn, um in diesem Kampfe zu siegen.

Alle Ritter gehorchten dem strengen Befehle des Großmeisters, den einzigen Deodatus von Gozon ausgenommen. Er faßte mit dem, den damaligen Zeiten eigenen, Muthe den Entschluß, des Befehls des Großmeisters und des traurigen Schicksals seiner Brüder ungeachtet, dieses Abentheuer noch einmal zu bestehen, und lieber als tapferer Mann den schmählichsten Tod zu sterben, als ein Ungeheuer länger zu dulden, das dem Leben so vieler Menschen gefährlich war. Er suchte Gelegenheit, zuerst das Ungeheuer von ferne zu sehen, und nachdem er seine Neugierde befriediget hatte, dachte er unaufhörlich auf Mittel, seinen Entschluß auszuführen. In dieser Absicht bat er den Großmeister um die Erlaubniß, seine Güter in Frankreich zu besuchen, und begab sich auf seine Burg Gozon in Languedoc.

Der Ritter hatte bemerkt, daß die Schlange keine Schuppen an ihrem Bauche habe, und auf diese Bemerkung gründete er den Plan zu seiner Unternehmung. Er ließ nach dem Bilde, das von diesem Thiere stets vor seiner Seele schwebte, eine Figur von Holz verfertigen, und bemühte sich, derselben die nemliche Farbe zu geben, welche die Schlange hatte. Er richtete zwei junge Doggen ab, welche auf sein Zurufen herbeikommen, und diese Figur unten am Bauche anpacken mußten. Der

Ritter

Ritter selbst machte diese Uebung mit. Er saß zu Pferde, bewaffnet mit Panzer, Schild, Degen und einer Lanze, mit welcher er dem Thiere an verschiedenen Theilen Stiche und Hiebe beibringen lernte. Sechs Monate brachte er mit diesen Uebungen zu, und erst nachdem er seine Doggen vollkommen gut abgerichtet hatte, kehrte er nach Rhodus zurück. Kaum war er daselbst angekommen, so ließ er seine Waffen durch zwey seiner Bedienten, die er aus Frankreich mitgenommen hatte, heimlich zu einer Kirche bringen, die auf der Höhe des St. Stephansberges stand. Er selbst kam bald nach, verrichtete in der Kirche sein Gebet, und nachdem er seine Seele Gott empfohlen hatte, legte er seine Rüstung an, und setzte sich zu Pferde. Seinen Bedienten befahl er, wenn er umkäme, so sollten sie nach Frankreich zurückkehren und seinen Landsleuten sagen, daß er im Kampfe mit dem Ungeheuer gefallen sey; sollten sie aber sehen, daß er dasselbe verwundet oder erlegt habe, so sollten sie schnell herbeieilen.

Der kühne Mann ritt nun, in Begleitung seines treuen Doggenpaars, den Berg hinab, und gerade dem Moraste und der Wohnung des Unthiers entgegen. Bei dem Geräusche, das er machte, fuhr das Krokodill mit aufgesperrtem Rachen und blitzenden Augen auf den Ritter zu. Jetzt begann der heiße Kampf. Der Ritter versetzte dem Ungeheuer einen Hieb mit der Lanze, aber vergebens; die Schuppenhaut des Thieres war zu dicht und fest. Er wollte seine Hiebe verdoppeln, als sein Roß durch das fürchterliche Gezische und von dem Gestanke des nie gesehenen Ungeheuers geschreckt, sich zu bäumen anfieng, und endlich seitwärts stürzte. Der Ritter behielt seine Fassung; er sprang vom

Pferde

Pferde herab, zog seinen Degen, und grief nun zu Fuße seinen wüthenden Feind an. Mehrere Stiche hatte er der Schlange beigebracht, aber keiner drang durch die dicken Schuppen. Voll Wuth versetzte ihm das Krokodill mit dem Schwanze einen Schlag, und stürzte ihn zu Boden. Er schien jetzt verloren, aber seine treuen Doggen waren, wie sie es gelernt hatten, unter den Bauch des Krokodills gekrochen, hielten es fest, und zerfleischten es mit fürchterlichen Bissen. Dieß setzte den Ritter in Stand, sich vom Boden zu erheben, und an einer mit Schuppen nicht bedeckten Stelle dem Thiere den Degen bis an's Gefäß in den Bauch zu stoßen. Eine weite Wunde entstand, aus der stromweise schwarzes Blut sich ergoß. Das tödtlich verwundete Ungeheuer, durch den Schmerz seiner Wunden noch wüthender gemacht, warf sich über den Ritter her, stürzte ihn zu Boden, bedeckte ihn mit seinem ungeheuern Körper, und würde ihn durch das Gewicht seiner Last erstickt und erdrückt haben, wenn nicht die Bedienten des Ritters, welche diesem schröcklichen Schauspiel in einiger Entfernung zugesehen hatten, zu Hülfe geeilt wären. Sie fanden ihren Herrn in Ohnmacht, und hielten ihn für todt. Mit unendlicher Mühe zogen sie ihn unter dem Krokodill hervor, um ihm freien Athem zu verschaffen, wenn er noch lebte. Nachdem sie ihm den Helm abganommen hatten, öffnete er wieder die Augen, und das erste und angenehmste, was er erblickte, war der Tod und die Niederlage seines Feindes. Die Ehre, das schwerste Abentheuer glücklich bestanden zu haben, eine Unternehmung, die allen seinen Vorgängern das Leben gekostet hatte, gab seinem Blute wieder neue Beweglichkeit, und allen seinen Nerven neue Spannkraft.

Sobald

Sobald das Gerücht von diesem Siege und dem Tode des Ungeheuers in der Stadt erscholl, versammelte sich eine zahllose Menge Menschen auf dem Schlachtfelde. Das entzückte Volk trug den Sieger unter freudigen Zurufungen in die Stadt, die Ordensritter versammelten sich, und führten ihn im Triumphe in den Palast des Großmeisters. Wie groß war aber das Erstaunen des mit Ehrenbezeugungen überhäuften Ritters Gozon, als der Großmeister einen grimmigen Blick auf ihn warf, und mit heftiger Stimme zu ihm sagte: „Haben Sie mein Verbot vergessen, das Thier nicht anzugreifen? oder glauben Sie meine Befehle ungestraft übertreten zu dürfen?"

Alle Anwesende waren wie versteinert, und wußten nicht was sie reden sollten. Als sie endlich einige Worte finden konnten, und für den Ritter bitten wollten, achtete der Großmeister darauf eben so wenig, als auf Gozons Entschuldigungen, sondern ließ ihn sogleich in's Gefängniß führen. Er berief einen Kriegsrath, und stellte demselben vor: eine eiserne Nothwendigkeit erfordere es, einen Ungehorsam zu bestrafen, der dem Orden schädlicher wäre, als zehen solche zerstörende Thiere. Dem Römer Manlius ähnlich, sprach er dem strafbaren Ritter das Urtheil des Todes.

Die Ritter entsetzten sich über diesen Ausspruch, und wandten alles an, den harten Sinn des Großmeisters zu erweichen. Mit unaufhörlichen Bitten und Vorstellungen brachten sie es endlich dahin, daß Gozon zwar das Leben nicht verlieren, aber aus dem Orden gestossen werden sollte, eine Strafe, die dem ehrgeitzigen Manne härter war, als der Tod. In vollem Rathe ward ihm das Kleid und die Insignien eines Ritters vom Orden des heiligen

Johannes

Johannes von Jerusalem auf eine kränkende und schimpfliche Art abgenommen.

Nachdem der Großmeister durch diese Strafe den Gesetzen Genüge geleistet hatte, besänftigte sich sein Unwille, und er ließ der heroischen That des Ritters alle Gerechtigkeit widerfahren. Er wußte es so einzuleiten, daß Gozon um eine Gnade bat, um welche er gebeten haben würde, wenn er nicht Großmeister gewesen wäre. Alle Stimmen vereinigten sich für die Wiederaufnahme des Verstossenen, und der Großmeister ließ sich nach einiger Zeit bewegen, ihm nicht nur das Ordenskleid wieder zu geben, sondern er ertheilte ihm, um ihn völlig zu entschädigen, in der Folge auch reiche Kommenthuren. Da er ausserdem bemerkte, daß Gozon eben so viel Klugheit als Muth besaß, so ernannte er ihn zu seinem Generallieutenant, überzeugt, daß ein Mann, der sein Leben mit so vieler Großmuth für die Wohlfahrt der Einwohner von Rhodus in Gefahr gesetzt habe, sie in einem Kriege gegen jede Unternehmung der Feinde mit noch größerer Tapferkeit vertheidigen würde. Als der Großmeister im Jahre 1346 gestorben war, und sich die Ritter zu einer neuen Wahl versammelten, erklärte Gozon, er habe sich mit einem Eide verpflichtet, nur dem Würdigsten seine Stimme zu geben; nach reifer Erwägung finde er aber niemanden zu der erledigten Stelle tauglicher, als — sich selbst. Dieser edle Stolz mißfiel nicht, Gozon ward Großmeister, und nie hatten die Ritter Ursache, diese Wahl zu bereuen. Als er starb, setzten sie auf sein Grabmal die Worte: Draconis extinctor. (Erwürger des Ungeheuers.)

Als ein Siegeszeichen war der Kopf des erlegten Thiers über ein Thor der Stadt befestiget worden. Dieser Kopf war länger und breiter als ein

Pferd-

Pferdkopf, der Rachen bis an die Ohren gespalten, Zähne und Augen von ungewöhnlicher Größe, die Nasenlöcher rund und die Farbe aschgrau.

III.

Einnahme des festen Schlosses Landstuhl.

Im Jahre 1523.

In wenig Jahren hatte Luther durch seine Lehre und seine Schriften in Deutschland einen Geist verbreitet, welcher die Herrschaft der Geistlichkeit in ihren Grundfesten zu erschüttern drohte. Zu seinen eifrigsten Anhängern gehörte Franz von Sickingen, der mächtigste und furchtbarste Krieger unter den deutschen Rittern jener Zeit, aus einem alten Geschlechte der rheinländischen Ritterschaft entsprossen. Das Hauptgeschäfte seines Lebens war, sich der Unterdrückten anzunehmen. Hatte ein Schwächerer Klage gegen eine Reichsstadt, oder eine Schuld rechtmäßig von einem Vornehmen zu fordern, so übernahm er's, ihm zu seinem Rechte zu verhelfen. Glühend von Eifer für Recht und Wahrheit trat er allem frei entgegen, was ihm den Weg dahin zu versperren schien. Besonders war er ein Feind aller derer, welche, das päbstliche Joch verabscheuend, als Gegner der Priestertyranney aufstanden. Daher nahm er sich unter andern des kühnen und freimüthigen Hutten an, und gab ihm in seiner Veste Ebernburg Schutz und Sicherheit, als er

vom

vom Pabst und den geistlichen Fürsten verfolgt wurde. Und als Luthers Aufenthalt in Sachsen unsicher und gefahrvoll zu werden schien, lud er ihn wiederholt auf seine Burg ein, die mit Recht eine Herberge der Gerechtigkeit genannt wurde.

Einem so kampflustigen und kühnen Ritter konnte es in jenen unruhigen Zeiten nie an Veranlassung zu Fehden fehlen. Nachdem er bereits sich durch viele Heldenthaten ausgezeichnet hatte, fieng er im Jahre 1522 mit dem Churfürsten Richard von Trier Händel an, die das Ende seiner Laufbahn beschleunigten.

Zwey Edelleute waren nach alter Sitte in das Erzstift Trier eingefallen, und hatten zwei der reichsten Einwohner desselben mit sich fortgeführt. Sickingen brachte es durch das Ansehen, in welchem er bei dem ganzen deutschen Adel stund, dahin, daß die Gefangenen ihre Freiheit wieder erhielten, jedoch unter der Bedingung, in Zeit von sechs Wochen fünftausend Goldgülden zu bezahlen, oder sich wieder in die Gefangenschaft zu stellen. Der Churfürst, an den sie sich wandten, verbot ihnen Zahlung zu leisten. Sickingen, der sich für sie verbürgt hatte, drang nunmehr auf Auslieferung, aber auch diese unterblieb auf churfürstlichen Befehl. Jetzt hielt sich Sickingen für berechtigt, den Churfürsten selbst angreifen zu dürfen, den er schon vorher als einen Feind der Reformation haßte, und er glaubte dieß um so eher wagen zu können, da er wußte, daß der Churfürst auch dem Kaiser wegen seines Betragens bei der Kaiserwahl verhaßt war. Schleunig brachte er ein Heer von sechshundert Reutern und achttausend Fußgängern zusammen, und fiel in das Triersche ein. Er bemächtigte sich in Kurzem einiger Oerter und Schlösser, die nur schlecht besetzt

waren, fügte dem Churfürsten auf zweimal hundert tausend Goldgülden Schaden zu, und nahm seinen Marsch gegen Trier selbst, um die Stadt zu belagern.

So sehr der Churfürst von diesem plötzlichen Anfalle überrascht ward, so ließ er sich doch nicht außer Fassung bringen. Er vertheidigte sich in seiner Hauptstadt so tapfer, daß Sickingen die Belagerung wieder aufheben mußte, da er überdieß die Nachricht erhalten hatte, daß Churfürst Ludwig von der Pfalz und der Landgraf Philipp von Hessen, die sich mit dem Churfürsten verbunden hatten, zum Entsatz anrückten. Auf seinem Rückzuge sammelte er so viel Beute ein, als die Eil ihm zu thun erlaubte, und warf sich dann in sein festes Schloß Landstuhl, zwischen Lautern und Zweybrücken.

Die verbundenen Fürsten von Trier, Pfalz und Hessen, mit denen sich auch Baden vereinigte, beschlossen, den unruhigen und furchtbaren Sickingen aufs äußerste zu treiben, und die Waffen nicht eher aus den Händen zu legen, als bis sie ihn ganz unterdrückt hätten. In dieser Absicht rückten sie zu Ende Aprils 1523 mit ihrer vereinigten Macht vor Landstuhl, und unternahmen die Belagerung des Schlosses.

Sickingen merkte bald, daß dieß ein Kampf auf Leben und Tod werden sollte; aber je schwerer die Sache, desto fröhlicher war sein Muth. Er kündigte den vier Fürsten von seiner Burg Fehde an, und sah ihren Unternehmungen getrost entgegen. Im Vertrauen auf die Frömmigkeit, Vaterlandsliebe und Treue seiner deutschen Bundesbrüder und Landsleute, ließ er an die Belagerungsvölker der Fürsten folgenden schriftlichen Aufruf ergehen: „Meine lieben Brüder und nachpauren. Warumb kompt jr

wider

wider mich zu fechten und zu ſtreiten? Ich beger euch zu erlöſen von den ſchweren antichriſtiſchen joch und geſetz der pfaffhait und zu Evangeliſchen, lichten geſetzen und chriſtlicher freihait zu bringen; ſo wöllt jr das nit leiden und thut, als der den fallenden ſyechtag hat, der wil auch nit, daß man jm helff, das er nit verderbe. Dencket, daß jr wider Chriſtum und ſein Evangelium ſtreytet, und nit wider mich. Umb des Evangeliums willen will ich den Tod nit flyehen. Gots will geſchehe. Amen."

An die Edelleute im Heere der Fürſten ſchrieb Sickingen: „O feſten, edeln, lieben mitbrüder. Wolt Got, jr het euch bas bedacht. Warumb zyehend jr wider euch, eur kynder und kyndskinder? Warumb zerreyſſent jr eur freyhait und wölln knecht und gefangen der beſchornen ſeyn? Dencket jr nit, wann Frantz überwunden wirt mit ſeinem Anhang, wie man darnach euch wirt ain zaum und byſſe in das maul legen und euch füren, wo die Gewaltigen hin wöllen? Yr wöllet denen helfen, die den deutſchen Adel verderbt haben mit lügen und die eur vätterlich güter an ſich gezogen, als ſind die beſchornen knaben, der ſtifft und clöſter? Jr und die euren mangeln; ſy leben im ſauß, verthon das euer mit huren, hoffart, vollerey, büberey. Wolt jr euer Leben für die ſetzen? ja ſy wöllen unſer ſelen auch verderben, ſo ſy uns das Evangelium Chriſti und wort Gots nit laſſen predigen, und erdrencken unſer ſelen mit jrem aygen drömen, ſündly geſetzen und leren gleißenden Worten. Wolt Got, das jr der ſach noch nachgedechtet, ſo werden jr Franciſco beiſtann. Gots will geſchehe. Amen. Al ſyeg von Got!"

Der Aufruf des Ritter verhallte in den leeren Lüften. Der Haufe, der die Burg einſchloß, wuchs

 immer

immer gewaltiger. Anfangs glaubte Sickingen, es sey nur die Schaar des Ritters Wilhelm von Habern, der den ganzen Winter hindurch, in Abwesenheit der Fürsten, von Kaiserslautern aus die Burg in Obacht gehalten hatte. Diesem, welchen er für nichts achtete, ließ er hinabsagen: Er möchte sich's doch bequemer machen, absteigen und die Rosse an die Bäume binden. Als aber immer neue Schaaren heranrückten, und überall Gräben und Wälle aufgeworfen wurden, wo ein Ausgang von der Burg freistand, da sagte er: „Das ist kein gemein Berennen."

Als Sickingens Freunde die Gefahr sahen, in der er schwebte, so baten sie ihn flehentlich, er möchte doch einen Versuch machen, sich durchzuschlagen, denn auf alle Fälle sey es doch besser draussen als drinnen. Aber der Ritter erwiederte: „Das wäre schimpflich, wenn ich aus einem so guten Hause reiten wollte, ohne mich ernstlich beschiessen zu lassen; ich will doch wohl herauskommen." Indessen entlud er sich durch einen blinden Ausfall eines großen Theils seiner Reuterey, die ihm in seinem Felsennneste unnütz war, und nur die Lebensmittel verzehren half. Jetzt kam auch ein Herold von den Fürsten selbst, die nun angelangt waren, und sagte dem Ritter Fehde an. „Du hast uns, gab er ihm zum Bescheid, fremde Gäste daher geführt. Geh und sage deinem Fürsten, ich habe gehört, er habe neue Maschinen mitgebracht; ich aber habe neue Mauren. Wir wollens also einmal einer mit dem andern versuchen." Dann schickte er selbst kurz nachher einen Knappen in's feindliche Lager hinab, und ließ den Fürsten sagen: Ritter Franz freue sich ihr churfürstlichen und fürstlichen Ankunft zwar nicht also hoch: doch woll' er ihr Geschütz gern hören.

Auch

Auch er wäre vor Trier gezogen, hätte sein Pulver und Kugeln mit Freuden verschossen und mit Unlust abziehen müssen, und hoffe, es würde den Fürsten auch also geschehen. Die Fürsten ließen ihm wieder hinauf sagen: Er möge gemach thun; es solle ihm ihr Geschütz zu hören werden. Darauf donnerten sie stracks am ersten Tage sechshundert große Kugeln gegen den Hauptthurm der Burg. Obwohl dessen Gemäuer vierzehen Schuh dick gewesen, stürzte er dennoch in Trümmern, ehe es noch Abend geworden war. Eine solche Gewalt der neuen Geschütze hatte Sickingen nicht geahndet, und er wäre jetzt gern heraus gewesen, wenn er noch gekonnt hätte; aber ein Graben und Wall drunten verschloß jetzt jede Ausflucht.

Schon am zweyten May verkündigten dem Ritter, der an der Fußgicht hart darnieder lag und nicht von der Stelle zu gehen vermochte, seine Leute, daß abermals ein Stück von der Mauer, vier und zwanzig Schuh lang, niedergeworfen wäre. Dem heftigsten Schmerz der Krankheit zum Trotz, ließ er sich herausführen, um den Bruch zu besichtigen, und zu überlegen, was zu thun sey. In demselben Augenblick aber riß eine Kugel ein neues Stück Mauer ein, und schleuderte einen Pfahl, der daneben stand, dermaßen in Ritter Franzens Seite, daß man ihm Lung und Leber im Leibe sehen konnte. Dasselbe Stück Holz warf auch den Büchsenmeister und Kämmerling, die den kranken Ritter führten, mit schweren Verwundungen neben ihm zu Boden. Vor Schutt und Staub konnte man die Verwundeten, welche in ihrem Blute lagen, erst nicht einmal finden. Als man den Ritter in sein gewönliches Zimmer zurück getragen hatte, ward so heftig darauf geschossen, daß man ihn in ein gehauenes

unter-

unterirdisches Gemach tragen mußte. Seufzend sprach er: „Ich halt's dafür, es sey einer unter uns, der Zeichen gebe, wo ich liege, damit so sehr zu mir geschossen wird. Ich hab mein Tag so unchristlich Schießen noch nit erfahren.“ Sein Verdacht war nicht ungegründet, denn die Fürsten hatten einen Maurer bei sich, der die Burg hatte befestigen helfen, und der alle Gelegenheit wußte und anzeigte.

Als der Wundarzt die schröckliche Wunde untersuchte, und die augenscheinlichste Lebensgefahr nicht verhehlen konnte, fiel ein Edelmann, der daneben saß, vor Schrecken und Schmerz in Ohnmacht. Sickingen aber sagte ganz gelassen zu dem Wundarzte: er möchte nur ihn derweil gehen lassen, und erst jenen wieder zurecht bringen. Und als sich der Arzt weigerte, schwur der Ritter: er werde sich nicht eher angreifen lassen, als bis dem Umgefallenen geholfen sey. Kaum war dieser wieder zu sich gebracht, als abermals ein Anderer anfieng zu erbleichen und zu wanken. „Auch diesen führe zuvor hinaus,“ sagte Franz, und als der Arzt zögerte, rief er sehr stark: „Hörst du nicht, was ich sage? führ ihn naus!“

Kaum war der Ritter verbunden, so zeigte sich sogleich wieder sein unverzagter, unerschütterlicher Muth. Er schrieb einen Brief an seinen alten treuen Freund Balthasar Slör, und bat ihn, „sich eilends zum Graf Wilhelm von Fürstenberg zu verfügen, damit derselbe, samt andern bewußten Genossen, herbeieile, ihn zu entsetzen. Die Belagerer seyen wenig auf ihrer Hut, und er habe droben noch ein trotziges Gesinde, das gar lustig sey, sich zu wehren. Er selbst sey zwar durch ein Holz geschlagen, hoffe aber in Gott, es solle ihm nichts schaden.“

schaden.“ Aber dieser Brief wurde von den Fürsten aufgefangen, und bewog sie, die Burg nur noch gewaltiger als zuvor, zu beschießen und zu bestürmen.

Die Belagerten befanden sich, bei der großen Uebermacht ihrer Feinde, in einer rettungslosen Lage. Ein Entsatz war nicht zu erwarten, alle Ausgänge waren verlegt, die halbe Burg lag in Trümmern, und der alte Ritter selbst, der ohne Unterlaß die fürchterlichsten Schmerzen litt, war kaum in seiner düstern feuchten Felsenkammer sicher. Da schickte er am sechsten May einen Trommelschläger an die Fürsten, und bot ihnen eine gütliche Unterhandlung an; sie ließen ihm aber zurück sagen: er müße sich mit Allem, was er besäße, ihnen gefangen geben, und alle seine Güter in ihre Hände legen. Sickingen that neue Vorschläge, und versprach Landstuhl zu räumen, wenn die Fürsten ihn und die Seinigen mit Leib, Hab und Gut ungefangen abziehen lassen wollten. Allein auch dieß schlugen sie ab, und beharrten bei ihrer ersten Erklärung. Da sprach der Ritter zu den Seinigen: „Liebe Gesellen, was wollen wir daraus machen? Habt guten Muth! Ich will nit drei Tage der Fürsten Gefangener seyn. Ich hab so viel guter Gefangenen von Adel, die euch wohl ledigen werden.“ Darauf bot er den Fürsten an: „Wollten sie ihn und die Seinigen des Lebens, Gesundheit und ewiges Sitzes versichern, in ritterlich Gefängniß annehmen und einen Kriegsmann gegen den andern erledigen, so wollte er sich mit den Seinigen, die er auf dem Schloß hätte, gefangen geben und ihnen Landstuhl, wie es stünde, überantworten.“

Die Fürsten genehmigten diesen Antrag; Sickingen aber rief, als es so weit mit ihm gekommen war: „Meine lieben Gesellen! Wo sind nun meine

Herren

Herren und Freunde, der von Arnberg, von Fürstenberg, von Horn, die Schweizer, die von Strasburg und die in der Brüderschaft, die mir viel zugesagt und wenig gehalten haben? — Darum verlasse sich Keiner auf groß Gut und der Menschen Vertröstung."

Am folgenden Tage hielten die Fürsten ihren Einzug in die Burg, und begaben sich zu Sickingen in das Gewölbe. Der sterbende Ritter erhob sich in seinem Bette, so gut er konnte, zog das Barett ab, und begrüßte sie höflich. Der junge, neunzehnjährige Landgraf von Hessen konnte den Groll wegen einer frühern Fehde nicht unterdrücken, und machte dem alten niedergeworfenen Helden allerlei bittere Vorwürfe. Er vergaß sich zuletzt so weit, daß er den sterbenden Ritter fragen ließ: wo seine Baarschaft wäre? — Der Sterbende antwortete auf die ersten Reden: „Meine Zeit will jetzt nit leiden, viel zu berichten; wollt Gott, sollt' ich leben, hab' ich auf Wege gedacht, es sollt Euer fürstl. Gnaden alles doppelt erstattet werden." Auf die letzte Erkundigung wegen der Baarschaft ließ er mit Unwillen antworten: Das wär eine unziemliche Frag und könne man wohl achten, bei seiner Handlung, die er gehabt, was er für Baarschaft haben könnte. Gleich darauf kam Franzens Kaplan aus dem Gewölbe und sagte: „Ritter Franz ist im Sterben." Da gieng der junge Landgraf zu ihm hinein und bat ihn, gerührt von diesem Anblicke, sich jetzt nur noch mit Gott zu bekümmern, und seine Sünden zu beichten. Ritter Franz entgegnete mit schwacher Stimme: „Ich weiß nit viel zu beichten;" doch flehte er noch mit dem letzten Odemzuge zu Gott um Vergebung seiner Sünden und verschied. In einen alten Harnischkasten gedrückt ward der Leichnam

nam des Helden, vor dem Alles weit und breit gebebt hatte, an einem Seile den Felsen herabgelassen, und in der Pfarrkirche des Städtleins Landstuhl, und unter einem ansenlichen Gefolge der Fürsten, vieler Grafen, Baronen, Ritter und anderer edlen und achtbaren Männer stattlich eingesenkt.

Als Sickingen nicht mehr war, wurden auch die übrigen Schlösser, die ihm und seinen Anhängern zugehörten, selbst die für unüberwindlich gehaltene Ebernburg, erobert, und hiemit der ganzen Fehde ein Ende gemacht. Erst neunzehn Jahre nachher bekamen Sickingens Söhne das väterliche Erbtheil wieder zurück.

IV.

Die Schlacht bei Zenta.

Im Jahr 1697.

I.

Des Prinzen Eugen Vorbereitungen zur Besiegung der Türken.

Der Prinz Eugen, einer der größten Männer in der neuern Kriegsgeschichte, dem Savoyen den Namen, Frankreich das Daseyn und Deutschland die Gelegenheit sich Ruhm zu erwerben gegeben hatte, kommandirte zum erstenmal als oberster Feldherr Kaiser Leopolds des Ersten in der Schlacht bei Zenta, einem

einem Marktflecken an der Theiß, in der Bodroger Gespauschaft in Ungarn. Erst fünf und dreissig Jahre alt, hatte er sich, obgleich als Fremdling von Vielen angefeindet, durch die herrlichsten Kriegsthaten und durch das entschiedenste Feldherrentalent, auf diesen hohen Standpunkt erhoben, auf dem er sich bis zu seinem Tode im Jahr 1736 ruhmvoll behauptete.

Der Gegner des neuen Feldherrn, als ihm das Kommando in Ungarn übergeben wurde, war der Sultan Mustafa der Zweite, ein thätiger Regent und tapferer Krieger. Zwei Feldzüge hatte er bereits in Ungarn unternehmen lassen, aber weder Ehre noch Sieg war seinen Waffen zu Theil geworden. Deswegen kam er jetzt in eigener Person mit hundert und fünf und dreyssig tausend Mann, um den Kaiserlichen recht entscheidende Streiche zu versetzen. Er hielt sich erst eine Weile bei Belgrad, ließ es noch mehr befestigen, und gieng dann gegen Ende des Julius über die Save.

Eugen hatte inzwischen sein Heer, das nur etwa fünf und vierzig tausend Mann stark war, in die Gegend von Futak geführt, und war selbst noch weiter vorgegangen, um auszukundschaften, was wohl die Absicht des Sultans seyn möchte. Aus den Bewegungen der türkischen Tschaikenflotte, und andern Anstalten, war zu vermuthen, daß die Türken eine Belagerung unternehmen wollten. Eugen ließ sogleich mit Eifer neue Verschanzungen rings um Peterwardein aufwerfen, besetzte Titul, und schickte den Generalen Vaudemont und Rabutin Befehle zu, mit ihren Korps zu seinem Hauptheere zu stoßen, um sich jeder Unternehmung der Osmanen mit Nachdruck widersetzen zu können. Indessen zog er sich mit der Armee etwas näher gegen Zenta.

Die

Die Türken giengen bei Salankement über die Donau, und gegen Titul. Die Besatzung sah sich zu schwach, und die kaiserliche Armee zu weit entfernt; also verließ sie den Platz, welchen die Türken sogleich plünderten und verbrannten. Nun ließ der Sultan einen Theil seines Heeres auf der Nordseite der Donau; er selbst aber gieng wieder über den Fluß zurück, um Peterwardein zu belagern. Eugen errieth diese Absicht sogleich; schnell schickte er Kavallerie und Kanonen dahin voraus, folgte dann selbst mit der Armee, und setzte sich wohl verschanzt unter den Kanonen der Festung. So fand ihn Mustapha, als er zur Belagerung heranrückte. Um diese anfangen zu können, mußte er sich erst der Donaubrücke bemächtigen, und das Heer des Prinzen aus seinen Verschanzungen herausschlagen. Das schien ihm zu beschwerlich; darum gab er diesen Plan auf, wandte sich wieder gegen die Theisse, und zog längs diesem Flusse aufwärts fort.

Nach dem Abzuge der Türken verließ auch Eugen seinen Posten, und gieng über die Donau ihnen nach, indem er sich mehr links hielt. Bald brachten ihm seine Kundschafter Nachricht, daß Mustapha in vollem Marsch gegen Szegedin sey. Eilig wurde Graf Schlick mit Verstärkung dorthin gesandt, und im Kriegsrath beschlossen, mit der ganzen Armee den Platz zu unterstützen. Auf dem Marsche dahin erhaschten die streifenden Husaren einen Pascha. Eugen befahl demselben, er sollte anzeigen, was ihm von den Absichten des Sultans bekannt wäre. Der Türke zauderte, sprach verwirrt und zweideutig. Der Prinz stellte rings um ihn vier Husaren mit gezogenen Säbeln, und drohte, den Gefangenen augenblicklich in Stücken hauen zu lassen, wenn er nicht aufrichtig sprechen würde. Der

ernste

ernste Ton Eugens, und die zum Niederhauen fertig stehenden Husaren, überwältigten die Standhaftigkeit des Pascha. Er bekannte nun: daß man dem Sultan gerathen habe, nach dem mißlungenen Plan auf Peterwardein, das schwach bewehrte Szegedin wegzunehmen. Seitdem man aber in Erfahrung gebracht, daß die Besatzung in dieser Festung verstärkt worden, und daß die Armee zu ihrer Unterstützung anrücke, sey beschlossen worden, nichts auf Szegedin zu unternehmen, sondern bei Zenta über die Theiß zu gehen, und das von Truppen entblößte Oberungarn und Siebenbürgen zu überschwemmen. In dieser Absicht habe der Sultan schon angefangen, einige Reuterey über den Fluß zu schicken; der Großvezier aber stehe mit der besten Infanterie noch verschanzt bei Zenta.

Mit der Nachricht des Pascha war auch Eugens Entschluß bestimmt. Ohne Zeitverlust brach er mit der Reuterey gegen das feindliche Lager auf, und befahl der Armee in verstärkten Märschen zu folgen. Es war am eilften September. Um zwei Uhr Nachmittags stand er auf eine Meile von den türkischen Verschanzungen, durchritt die Gegend, und bestimmte die Plätze zur Schlachtordnung für die nachkommende Infanterie.

Plötzlich kommt ein Kourier vom Hofe aus Wien angesprengt; er giebt dem Prinzen Briefe von der äußersten Wichtigkeit. Eugen erbricht und liest. Welch ein Queerstreich! Kaiser Leopold befahl ihm geradezu: er solle sich mit den Türken auf keine Weise in eine Schlacht einlassen, denn wenn sie unglücklich abliefe, so wäre kein Mittel vorhanden, die geschlagene Armee zu ersetzen. Eugen steckte den Befehl ruhig in die Tasche, sagte keinem Menschen den Inhalt davon, und fuhr fort, sich zum Schla-

gen

gen fertig zu machen. Er dachte, der gute Erfolg werde ihn schon bei Leopold rechtfertigen.

2.

Der Türken gänzliche Niederlage bei Zenta.

Die Infanterie war inzwischen auch nachgekommen. Die Verschanzungen der Türken liefen im halben Zirkel von einem Punkt der Theiß bis zum andern; in der Mitte stand die Schiffbrücke über den Fluß, und nahe an derselben war eine neue halbzirkelförmige Verschanzung gezogen. Eugen lehnte seinen ersten Flügel in einiger Entfernung von der äußern Verschanzung, an das morastige Ufer der Theiß, und dehnte seine Truppen durch die Ebene hin, so weit aus, als sie nach den Regeln einer guten Schlachtordnung ausgedehnt werden konnten. Unter ihm kommandirten Guido Stahrenberg und Rabutin. Nachdem alles in Ordnung stand, gieng der Prinz mit einigen Dragoner-Regimentern näher an die türkische Verschanzung. Er sah, daß schon Truppen jenseits des Flusses standen, daß einige Reuterey eben über die Brücke gieng, und andere Haufen sich unordentlich an dieselbe drängten. Er wußte nun genug, und gieng mit heiterem Gesichte zur Armee zurück.

Sobald man im türkischen Lager den Anmarsch der Kaiserlichen erfuhr, hatte ein Mann von Einsicht und Erfahrung dem Sultan gerathen, mit allen Truppen in die Verschanzungen zurück zu kehren, und die Brücke abwerfen zu lassen, damit kein Ausweg zur Flucht übrig bliebe, und die Soldaten aus Verzweiflung den Sieg erkämpfen müßten. Aber Mustapha hatte schon die Fassung verloren. Er eilte

mit

mit dem größten Theil des Heeres über die Theiß und ließ den Vezier mit dem Ueberrest in den Verschanzungen, kündigte ihm aber den Tod an, wenn er etwas von dem Gepäcke verlieren würde.

Eugen formirte nun mit seiner ganzen Armee einen Halbzirkel, um die türkischen Verschanzungen zu gleicher Zeit von allen Seiten angreifen zu können. Es war bereits sechs Uhr Abends. Der linke Flügel that den ersten Anlauf, aber wenige Minuten nachher war das Treffen schon allgemein. Die Türken kanonirten so heftig mit Kartätschen gegen den linken Flügel, daß derselbe ins Stecken gerieth, worauf sogar ein Schwarm Spahis über ihn herzustürzen drohte. Eugen verstärkte ihn also eilig mit frischen Bataillons und Schwadronen aus dem zweiten Treffen, ließ auch Kanonen dahin führen, denen er auf die Reuterey und vorzüglich auf die Brücke zu feuern befahl. Mit dieser Unterstützung gieng es wieder frisch vorwärts. Man lief auf die Verschanzungen Sturm, wie auf eine Festung. Die Reuterey feuerte gleich dem Fußvolk, rückte mit demselben bis an den Graben vor, stieg dann von den Pferden, und warf die herumliegenden Todten in den Graben, um darüber weg auf den Wall anlaufen zu können. Nach einem stundenlangen Gefechte war derselbe trotz seiner ungewönlichen Höhe und Stärke erstiegen. Die Kaiserlichen drangen mit Wuth ein, die Türken wichen.

Als das Gefechte anfieng, trieben die Zugknechte von der türkischen Armee eine Menge Vieh in den Fluß, um es auf die andere Seite zu schaffen. Theils durch den Strom dahin gerissen, theils durch das allgemeine Getöse wild gemacht, gerieth vieles davon an die Schiffbrücke, trennte dieselbe, und die kaiserlichen Kanonen halfen mit zur Zerstö-

rung

rung. Da der Vezier sahe, daß ihm dieser Rückweg abgeschnitten sey, wollte er die fliehenden Truppen zwingen, wieder in die Verschanzungen vorwärts zu kehren. Die verzweifelten Osmanen aber hieben ihn samt den vornehmsten Anführern nieder, und wichen in die innere Verschanzung zurück. Eugen ließ sie darinn nicht zu Athem kommen, sondern stürzte mit seinen Truppen ihnen sogleich nach. Das Blutbad wurde hier entsetzlich. Von den Türken war aller Muth gewichen. Viele liefen gegen die Brücke; als sie aber dieselbe verstopft und zerrissen fanden, warfen sie sich in die Theiß um durchzuschwimmen, und ertranken. Was am Ufer blieb, wurde niedergehauen. Mehrere Paschen und vornehme Türken boten den Soldaten große Geldsummen, um ihr Leben zu erhalten; umsonst! alles ward niedergemetzelt. So dauerte es bis um zehen Uhr Nachts fort. Endlich ließ Eugen zum Rückzuge blasen, führte die Truppen aus den eroberten Verschanzungen zurück auf das freie Feld, und blieb dort die Nacht über stehen.

Der Sultan hatte die Schlacht unter den heftigsten Bewegungen mannigfaltiger Leidenschaften vom jenseitigen Ufer des Flusses angesehen. Er fluchte und weinte, er raufte sich den Bart und warf sich zur Erde. Ein vornehmer Renegat rieth ihm stehen zu bleiben, weil das christl. Heer zu geschwächt, und höchstens nur ein Drittheil so stark als der Ueberrest seines geschlagenen Heeres sey, und ihn gewiß nicht verfolgen würde. Aber Mustapha war so sehr ausser aller Fassung, daß er diesen guten Rath für Verrätherey hielt, und dem Renegaten den Kopf spaltete. Darauf warf er seinen sultanischen Schmuck von sich, steckte sich in gemeine Kleider, und floh erst nach Temeswar, dann weiter nach Belgrad. Seine

Leute

Leute vermißten ihn, hielten ihn für gefangen, verließen Lager und Gepäcke, und zerstreuten sich.

Am folgenden Tage führte Eugen seine Truppen wieder auf den Schlachtplatz, und dann über den Fluß in das türkische Lager. Jetzt sah man erst genau die Größe des erhaltenen Sieges. Gegen zwei und zwanzig tausend Osmanen lagen todt zur Erde gestreckt; gegen zehen tausend waren in der Theiß ersoffen; ihre Leichen hatten sich neben der Brücke so sehr angehäuft, daß die Soldaten auf denselben wie auf einem Damm über den Fluß gehen konnten. Gefangene hatte man nicht viele; es waren nur diejenigen, wie Eugen in seinem Berichte an den Kaiser sagte, welche man unter den Todten fand; denn die Kaiserlichen hatten alles erwürgt, was noch lebend zu seyn schien. Jenseits des Flusses stand noch das ganze Lager. Man nahm es in Besitz, und mit demselben 8000 beladene Wägen, 15000 Ochsen und Büffel, 6000 beladene Kameele 7000 Pferde, 160 Kanonen, viele Fahnen, Roßschweife, Trommeln und silberne Pauken; 26000 Kanonenkugeln. Im Zelt des Sultans, das allein auf 50000 Gulden geschätzt ward, fand man einen Säbel von unschätzbarem Werth, und die Kriegskasse. Bei Durchsuchung der Todten wurde das große Siegel des oßmanischen Reichs gefunden, und dem Prinzen Eugen überbracht; ein sicheres Zeichen, daß der Großvezier todt war, weil es dieser gewönlich an seinem Halse trägt. Der Sultan hatte auch einige Wägen voll Ketten mitgebracht, eigends dazu geschmiedet, die Christen, welche er zu fangen wähnte, damit beladen in die Sklaverey zu schleppen.

3.

Eugens Rückkehr nach Wien. Kaiserliche Ungnade. Aussöhnung und Belohnung.

Die Nachricht von dem großen Siege bei Zenta, der den Ueberwinder nur vierhundert und dreissig Mann kostete, verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die ganze österreichische Monarchie, und verherrlichte Eugens Namen durch ganz Europa. Die muthlosen Türken fiengen an den Frieden zu wünschen, und machten billigere Bedingungen. Allein gerade dieser glorreiche Sieg war Ursache, daß Eugen beinahe in Ungnade fiel, da er die Schlacht gegen den ausdrücklichen Befehl des Kaisers geliefert hatte. Die Feinde des Prinzen stellten dem Monarchen vor, daß der Erfolg der That die Verwegenheit und den Ungehorsam des Anführers keineswegs rechtfertige. Der Kaiser Leopold war sehr eifersüchtig auf sein Ansehen; der Sieg des Prinzen wäre ihm recht gewesen, aber den Gedanken konnte er nicht ertragen, daß man seine Befehle so schlecht respektire. Er hätte es gerne gesehen, daß Eugen hätte siegen können, ohne seinen Befehl zu übertreten; oder vielmehr, er wünschte diesen, seinem Interesse geradezu widersprechenden Befehl, lieber nicht gegeben zu haben. Die Neider des Prinzen, welche diese schwache Seite des Kaisers kannten, brachten es endlich dahin, den Monarchen gegen den Helden, der ihm so eben den wichtigsten Dienst erwiesen hatte, zu erbittern.

Eugen, ohne zu ahnen, was dort gegen ihn geschmiedet wurde, machte sich auf den Weg nach Wien. Man harrte mit Erstaunen dem jungen Helden entgegen, der so plötzlich mit einem einzigen

Streich die gefürchteten Osmanen zu Boden geschlagen hatte. Billig glich also seine Reise einem Triumphzuge: man drängte sich auf die Straßen, um ihn persönlich zu sehen; man jubelte ihm aller Orten Beifall zu; man begrüßte ihn als den Retter des Vaterlandes, und begleitete ihn mit Segenswünschen nach der Hauptstadt, wo ihn, wie man glaubte, strahlende Belohnungen für seine Thaten erwarteten.

Sobald Eugen in Wien angekommen war, bat er um Audienz bei dem Kaiser, und erhielt sie. Er wurde aber so kalt aufgenommen, daß er darüber seine ganze Fassung verlor; doch erholte er sich bald aus der Verwirrung, in welche ihn diese so wenig erwartete Aufnahme stürzte, und übergab in die Hände Seiner kaiserlichen Majestät das Reichsinsiegel der Ottomannischen Pforte. Mit einer Festigkeit, die ganz dem Gefühle seiner Unschuld entsprach, legte er dem Kaiser Rechenschaft ab von allem, was er gethan hatte, und von dem Stand, in welchem sich die Sachen in Ungarn befanden. Der Monarch hörte ihn an, ohne ihn mit einem Worte zu unterbrechen, und verschonte ihn zwar mit seinem Tadel, würdigte ihn aber auch nicht seines Lobes. Bald darauf erhielt er einen Wink, sich zu entfernen.

Eugen wußte nicht wie ihm war; alles war ihm dunkel und unbegreiflich. Für den Sieg, der das Haus Oesterreich, Ungarn und Siebenbürgen rettete, erhält er, der Sieger, nicht einmal einen gnädigen Blick von seinem Monarchen. Wenn Eugen Ursache hatte, über dieß sonderbare Betragen des Kaisers betroffen zu seyn, so mußte wohl sein Erstaunen den höchsten Grad erreichen, als ihm nach der Audienz einer seiner Freunde entdeckte, daß man damit umgehe, ihn in Verhaft zu nehmen, und ihm den Proceß beim Hofkriegsrathe zu machen. Kaum

hatte er dieß gehört, als schon der Graf von Schlick, Kapitän der kaiserlichen Leibwache, eintrat, ihm seinen Degen abforderte, und ihm auf Befehl des Kaisers Stadtarrest ankündigte. Eugen nahm diesen Befehl, so unbillig er ihm scheinen mußte, mit Ehrerbietung auf, und sagte zu dem Grafen: „Hier nehmen Sie diesen Degen, den der Kaiser verlangt; er raucht noch von dem Blute seiner Feinde, und ich bin es wohl zufrieden, ihn nicht mehr zurück zu nehmen, wenn ich nicht fortfahren kann, dem Kaiser damit zu dienen.“

Welche Sorge man auch trug, diesen Vorfall geheim zu halten, so wußte doch bald die ganze Stadt alles. Die Bürger traten zusammen, und berathschlagten sich über die Mittel, die sie anwenden könnten, den Prinzen zu befreien, falls man etwas gegen sein Leben oder gegen seine Freiheit unternehmen wollte. „Was, sagten sie, ist das der Dank, den man einem Helden bezeugt, der Wien und die ganze Monarchie gegen die Wuth der Ungläubigen geschützt hat?“ Ihre Zuneigung für den Prinzen gieng so weit, daß sie die Vornehmsten aus ihrem Mittel als Deputirte an ihn abschickten, um ihn zu versichern, daß sie ihn gegen jeden, der ihm zu nahe treten würde, vertheidigen wollten. Sie trugen ihm sogar an, seinen Palast förmlich zu bewachen, damit ihm kein Unrecht widerfahren möchte. „Ich danke Ihnen, meine Herren, erwiederte der Prinz, für Ihren Eifer und Ihre Zuneigung: aber ich will keine andern Bürgen meiner Sicherheit, als die Redlichkeit meines Betragens, das gute Zeugniß meines Gewissens, und das wenige, was ich für den Dienst Seiner kaiserl. Majestät gethan habe. Der Monarch ist zu einsichtsvoll, als daß er nicht Wahrheit und Verleumdung unterscheiden,

 und

und zu billig denkend, als daß er mir nicht bald die Gerechtigkeit sollte widerfahren lassen, auf welche ich Anspruch machen zu dürfen glaube."

Die Deputirten verließen ihn nun, aber mit der wiederholten Versicherung, daß alle Bürger entschlossen wären, ihr Vermögen und ihr Leben lieber aufzuopfern, als zuzugeben, daß ihm das mindeste Leid zugefügt werde. Es sey nun, daß diese Aeusserungen der Wiener Bürger den Kaiser wegen eines Aufruhrs besorgt machten, oder was wahrscheinlicher ist, daß sie die angebohrne und natürliche Güte des Kaisers erweckten, und daß er dem Volke an Erkenntlichkeit nicht nachstehen wollte — genug, die Gesinnungen des Kaisers änderten sich von diesem Tage an zu Gunsten des Prinzen; er schenkte ihm neuerdings sein volles Zutrauen, und unterließ nichts, um das Andenken dieser Kränkung aus dem Gedächtniß des siegenden Feldherrn zu verdrängen. Er ernannte ihn neuerdings zum Befehlshaber seiner Armee in Ungarn, und um den Feinden, die der Prinz hatte, jeden Vorwand zu nehmen, dessen Unternehmungen zu tadeln, gab er ihm unter der Hand eine eigenhändig unterfertigte Urkunde mit der Vollmacht: alles nach seinem Gutdünken zum Besten des Dienstes zu veranstalten, ohne daß er, unter irgend einem Vorwande, weder wegen eines guten, noch wegen eines übeln Erfolgs zur Verantwortung gezogen werden könnte. Nur unter dieser Bedingung übernahm Eugen wieder für die Zukunft das Kommando der kaiserlichen Armee.

V.

Fragmente aus Napoleons Feldzügen.

Beiträge zu seiner Charakteristik.

1.

Die Expedition nach Egypten.

Im May 1798 kam Bonaparte nach Toulon, und schiffte sich mit 30,000 Mann Kerntruppen ein, die nach Egypten bestimmt waren, um dieses Land einzunehmen, und von da aus die Herrschaft der Britten in Ostindien zu zerstören. Unterwegs stiessen ansehnliche Verstärkungen aus den italiänischen Häfen zu ihm, und seine Armee erwuchs auf eine Macht von 40,000 Mann, größtentheils zusammengesetzt aus den tapfersten Legionen der Republik. Am neunten Junius erschien die Flotte im Angesicht von Malta, und schon am zwölften nahmen die Franzosen von dieser Felseninsel Besitz. Die Flotte, welche eine lange Reihe von 350 Schiffen bildete, gieng am 17 Junius wieder unter Segel, und am ersten Julius landete Bonaparte zuerst mit 5000 Mann in Egypten. Schon am folgenden Tage nahm er Alexandrien im Sturm ein, und erklärte durch eine Proklamation, er komme blos, um dem Reiche der Mamelucken ein Ende zu machen; die Franzosen, welche den Pabst gestürzt und

den

den Orden von Malta vernichtet hätten, seyen wahre Muselmänner.

Indessen lief das Geschrei von der unerwarteten Erscheinung der feindlichen Macht durch ganz Egypten, und die meisten Bey's griefen zu den Waffen. Allein dieß hinderte Bonaparte'n nicht, seinen Marsch fortzusetzen. Er zog von Alexandrien, durch eine Sandwüste von acht Meilen, auf dem nächsten Wege nach Cairo, und bekämpfte in der Nähe des Nils den Murad Bey mit 4000 Mamelucken. Er floh, allein von den andern Bey's verstärkt, stellte er sich wenige Tage darauf bei den Pyramiden den Franzosen von neuem entgegen. Die französische Artillerie gab in dieser Schlacht den Ausschlag; das Lager der Mamelucken fiel in die Hände der Sieger, und Cairo öffnete am 22 Jul. die Thore. Die Eroberung von Egypten schien nach einem Feldzuge von drei Wochen vollendet, und der Eroberer begann die Verwaltungsformen des Landes zu bilden.

Mittlerweile erschien Nelson, nachdem er lange dem großen französischen Seezuge gefolgt war, ohne ihn erreichen zu können, in den ersten Tagen des Augusts, auf der Höhe von Abukir, und vernichtete einen Theil der französischen Flotte. Ermuthigt durch diesen Sieg, erklärte auch die Pforte den Franzosen den Krieg. Diese Kriegserklärung, die jedem Rechtglaubigen die Pflicht auflegte, die Fremdlinge als Feinde zu betrachten, wurde von den Franzosen sorgfältig vor dem Volke verheimlichet. Aber bald lief sie durch Aller Mund, und immer heftiger gährte das Mißvergnügen, dessen Ausbruch der Obergeneral selbst erregte, indem er eine neue Steuer forderte, und verlangte, daß jedermann dreifarbige Bänder an den Turbans tragen sollte. Beide Forderungen

derungen wurden mit Ungestümm zurückgewiesen, es brach eine furchtbare Empörung aus, in der 6000 Türken ihren Tod fanden, Cairo wurde geplündert, und viele vornehme Einwohner wurden als Anstifter des Aufruhrs hingerichtet.

Indessen konnte Bonaparte leicht berechnen, daß eine kombinirte Operation gegen Egypten, nemlich ein Angriff von Syrien aus, und ein anderer zur See statt haben würde. Er drang daher mit 13,000 Mann Truppen und 28 Kanonen im Februar 1799 über die Landenge von Suez und durch die Wüste nach Palästina und Syrien vor; das Belagerungsgeschütz ward in Alexandrien eingeschifft, um nach Jaffa oder Acre abzugehen. Ein beträchtlicher Theil desselben fiel dem Sidney Smith in die Hände, der mit einigen englischen Schiffen an der syrischen Küste stationirt war. Bonaparte kam glücklich durch die dürre Wüste, beschoß Jaffa, und nahm es am 6 März im Sturm ein. Ein Theil der Besatzung sprang über die Klinge, allein die größere Anzahl derselben flüchtete in eine Moschee, flehte um Gnade und erhielt sie.

Das erbitterte Heer der Franzosen hörte die Stimme der Menschheit mitten im wüthendsten Kampfe. Nicht so der Oberfeldherr Bonaparte! Mit Strenge tadelte er die mitleidige Regung seiner Truppen, und machte Anstalten, sich der Sorge zu entledigen, 3800 Gefangene zu erhalten und zu ernähren. Er befahl den Türken, sich sämmtlich auf eine Anhöhe außerhalb Jaffa zu begeben, wo sich eine französische Infanteriedivision ihnen gegen über in Linie aufstellen mußte. Die Türken stellten sich ebenfalls in Linie auf, und ein Kanonenschuß verkündigte die schröcklichste Scene. Musketen- und Kartätschenfeuer streckte diese wehrlosen Unglücklichen

zu

zu Boden. Bonaparte sah von weitem durch ein Fernrohr zu, und als er den Pulverdampf aufsteigen sah, brach er in ein Freudengeschrey aus; denn er hatte befürchtet, und nicht ohne Grund, daß die Truppen sich nicht dazu verstehen möchten, sich durch dieß wilde Gemetzel zu schänden.

Der General Kleber hatte Bonaparten die kräftigsten Vorstellungen gemacht. Ein Offizier vom Generalstab, der die Truppen in Abwesenheit des Generals kommandirte, verweigerte, ohne schriftlichen Befehl den Willen des Oberbefehlshabers zu vollziehen. Allein Bonaparte, ohne etwas schriftliches von sich zu geben, sandte den Majorgeneral ab, um den mündlichen Befehl von neuem zu bestärken.

Als die Türken niedergeschossen waren, tödteten die Soldaten die halbtodten vollends mit dem Bajonet. Einige französische Offiziere, welche dem Lord Wilson diese Thatsache erzählt, haben dabei geäussert, daß ihnen das Bild dieser greulichen Scene unaufhörlich vorschwebe. Bonaparte besah vor dieser scheußlichen That die Gefangenen selbst, um diejenigen zu retten, die Städten angehörten, welche er angreifen wollte. Das Alter und die edlen Gesichtszüge eines Greises, eines Janitscharen, zogen seine Aufmerksamkeit auf sich, und rauh fragte er denselben: „Alter, warum bist du hieher gekommen?“ Unerschrocken antwortete ihm der Janitschar: „Ich beantworte deine Frage, indem ich die nemliche an dich stelle. Du wirst mir ohne Zweifel antworten, daß du gekommen bist, deinem Sultan zu dienen, und ich, ich diene dem meinigen.“ Diese edle Antwort erregte allgemeine Theilnahme. Bonaparte lächelte. „Er ist gerettet!“ sagten sich die Adjutanten in's Ohr. „Ihr kennt Bonaparte

nicht,

nicht, versetzte einer, der unter ihm in Italien gedient hatte; dieß Lächeln ist nicht das Lächeln des Wohlwollens; denkt daran." Er hatte Recht; der Janitschar blieb unter den Reihen derer, die niedergemacht wurden.

Seit der Einnahme von Jaffa wurde inzwischen die Lage der Franzosen mit jedem Tage bedenklicher. Es zeigten sich unter ihnen Spuren von Pest, und bald nahm das Uebel unter ihnen so zu, daß sie zu hunderten dahinstarben. Das ganze Heer litt den peinlichsten Mangel an allen Lebensbedürfnissen. Der Muth sank bei den Soldaten, und an seine Stelle trat Mißvergnügen und Insubordination. Diese und andere Umstände, vornemlich der Mangel an Munition, zwangen Bonaparten, auf die Eroberung von Syrien Verzicht zu thun. In den kläglichsten Umständen traten die Franzosen am 20 May den Rückmarsch an, nachdem sie den größten Theil ihrer Artillerie in's Meer geworfen, die Erndte zerstört, die Festungswerke gesprengt und die Einwohner geplündert hatten.

Die Zahl der Kranken, vorzüglich derer, die an der Pest darnieder lagen, war unverhältnißmäßig gestiegen, und es fehlte an Mitteln sie fortzuschaffen. Bonaparte, für den Menschenleben keinen Werth hatte, wenn er es nicht zu seinen blutigen Unternehmungen brauchen konnte, wünschte der Sorge für die Kranken los zu werden, und beschloß daher, diejenigen, die an der Pest darnieder lagen, — vergiften zu lassen. In dieser Absicht sandte er zu dem Arzt Desgenettes, unterhielt sich lange mit ihm über die Gefahren der Ansteckung, und schloß seine Rede mit den Worten: „Man muß einen Entschluß fassen, nur die Zerstörung aller Kranken in den Spitälern kann das Uebel hemmen."

Des-

Desgenettes machte gegen diesen grausamen Vorschlag die stärksten Vorstellungen im Namen der Menschheit; als er indeß sah, daß Bonaparte auf seinem Beschluß bestand und Drohungen ausstieß, so verließ er das Zelt mit den Worten: „Weder meine Grundsätze, noch die Würde meines Standes erlauben mir, ein Meuchelmörder zu werden, und wenn man, um ein großer Mann zu seyn, wirklich solche Eigenschaften haben muß, wie Sie anzunehmen scheinen, so danke ich Gott, daß ich sie nicht besitze.“ Bonaparte gab aber deshalb seinen Plan nicht auf; er fand einen Apotheker, der, seine Macht fürchtend, in die Vollziehung seiner verbrecherischen Befehle willigte, der aber in der Folge, durch ein freies Geständniß der ganzen Sache, die Last von seinem schuldigen Gewissen abzuwälzen suchte. Nach dem Verhaltungsbefehle Bonaparte's ließ der Apotheker eine starke Dosis Opium in einige angenehme Speisen mischen. Die armen Schlachtopfer speiseten gierig und freudig hievon. Einige Stunden nachher starben 580 französische Soldaten elender Weise auf Befehl dessen, der damals der Götze der französischen Nation war.

Der Arzt Desgenettes wagte nach seiner Rückkehr aus Syrien, Bonaparten vor dem versammelten Institute anzuklagen, indem er ihm vorwarf, durch diese Schandthat die Ehre Frankreichs und die Rechte der Menschheit verletzt zu haben. Er las der erstaunten Versammlung einen umständlichen Bericht über die Vergiftung der französischen Kranken vor, und fügte noch folgenden neuen Zug bei: Bonaparte ließ zu Rosette mehrere verpestete Franzosen und Kopten erwürgen, so daß man glauben kann, er wolle diese grausame Maaßregel allgemein machen.

Bona-

Bonaparte suchte sich zu rechtfertigen, und sagte: er hätte die Gefangenen vernichtet, weil er weder Lebensmittel zu ihrer Ernährung, noch Truppen zu ihrer Bewachung gehabt hätte. Wenn man sie hätte leben lassen, so würden sie die Armee im Rücken angegriffen haben, um so mehr, da sich unter ihnen 500 Mann von der Besatzung von El-Arisch befunden, denen man das Leben nur unter der Bedingung gelassen habe, nicht mehr die Waffen zu tragen, und die von dem Kommandanten von Jaffa gezwungen worden, zu dienen. In Betreff der verpesteten Kranken hätte er sie lieber auf eine sanfte Art aus der Welt geschafft, als sie den Türken in die Hände fallen lassen wollen, und zugleich hätte er durch diese Maaßregel die Armee vor allgemeiner Ansteckung gerettet.

Als Bonaparte nach Europa zurückgekommen war, und sich zum Alleinherrscher emporgeschwungen hatte, wagte es niemand mehr, von dieser Vergiftung zu reden. Die Schmeicheley bildete gegentheils den Oberfeldherrn ab, wie er zu Jaffa das Pesthaus besucht, und im Uebermaaße des Muthes und des Mitleids selbst die Kranken berührt.

2.

Napoleon, nach der Schlacht bei Jena.

Nach der Schlacht bei Jena kam Napoleon am 14 October 1806 des Abends in Weimar an. Die Herzoginn von Weimar hatte sich mit ihren Vertrauten in einen Flügel des Schlosses begeben, und die großen Zimmer waren für den Kaiser eingerichtet worden. Die Herzoginn empfieng den Corsen oben an der Treppe. Er hätte wohl wissen

müssen,

müssen, wer ihn empfieng, und indem er zurück trat, fragte er ungeschliffen: „Wer sind Sie?" Die Herzoginn erwiederte auf diese Ungeschliffenheit nichts, als: „Ich bin die Herzoginn von Weimar." — „Ich bedaure Sie! rief er nun aus, ich werde Ihren Gemahl zermalmen (écraser). Man besorge nur das Essen in meine Zimmer." Ungestümm gieng er bei der Herzoginn vorbei, und in der Nacht war die Zügellosigkeit in der Stadt und selbst im Schlosse ohne Grenzen.

Am folgenden Morgen sandte die hochherzige Fürstinn einen Kammerherrn an Napoleon, der sich nach seinem Befinden erkundigen, und zugleich für die Herzoginn auf eine Unterredung antragen mußte. Nun lud er sich zum Frühstück bei der Herzoginn ein. Kaum war er aber in ihr Zimmer getreten, so schlug ihn der Parvenu wieder in den Nacken, und mit seinem gewönlichen ungezogenen Ungestümm fragte er die Herzoginn: „Wie konnte Ihr Gemahl so verwegen seyn, mich bekriegen zu wollen?" — „Sire, erwiederte die Herzoginn, Sie würden ihn haben verachten müssen, wenn er es nicht gethan hätte." — „Wie so?" fiel Napoleon hastig ein. „Mein Gemahl, fuhr die Herzoginn mit Würde fort, ist seit etwa 30 Jahren in der preußischen Armee. Jetzt war nicht der Augenblick, wo er den König von Preußen mit Ehre verlassen konnte." Diese Antwort überraschte den Emporkömmling, und einlenkend sagte er: „Wie kommt es, daß der Herzog es mit dem Könige von Preußen hält?" — „Ew. Majestät werden es erfahren, wenn Sie sich erkundigen wollen, war die Antwort der Herzoginn, daß die jüngern Zweige des Hauses Sachsen, die Herzoge, immer dem Beispiele des Kurfürsten gefolgt sind, und in der jetzigen Lage haben Gründe

der

der Klugheit den Kurfürsten vermocht, sich mit Preußen, statt mit Oesterreich zu verbinden."

Nachdem die Unterredung über diesen Gegenstand noch eine Weile gedauert hatte, sagte Napoleon: „Sie sind eine achtungswerthe Dame, Sie haben jetzt Ihren Gemahl gerettet." Nun wiederholte er seine Versicherungen von Hochachtung, setzte aber impertinent hinzu: „Ich verzeihe ihm, aber blos um Ihretwillen, denn er ist ein mauvais sujet."

3.

Die Franzosen in Moskau.

Mit einer halben Million Krieger zog Napoleon im Jahre 1812 aus, um Rußland zu bekämpfen. Sein Heer bestund aus dem Kern Frankreichs und aller Nationen, die er unter sein ehernes Joch gebeugt hatte; es waren jene alten Schaaren, in hundert Schlachten erprobt, die so oft den Sieg an seine Fahnen gefesselt hatten. Wohl mußte ein solches Heer, durch berühmte Feldherren angeführt, unüberwindlich scheinen! Nachdem er sich den russischen Grenzen genähert hatte, sagte er in einer Proklamation an sein Heer: „Rußland ist von seinem Verhängnisse fortgerissen; sein Schicksal muß erfüllt werden. Der Friede, den wir schließen werden, wird seine Garantie mit sich führen, und dem traurigen Einflusse, welchen Rußland seit 50 Jahren auf die Angelegenheiten Europa's ausgeübt hat, ein Ziel setzen." So sprach der sieggewohnte Eroberer, dessen eigenes Schicksal durch diesen Krieg bestimmt, und der, bevor zwei Jahre abgelaufen waren, genöthigt ward, auf Frankreichs und Italiens Kronen zu verzichten.

Die

Die ersten Nachrichten, welche von dem verbündeten Heere aus Rußland kamen, verkündigten nichts als Sieg, und schon am 14 September erschien Napoleon in der Nähe von Moskau, das im Glanze und Stolze voriger Jahrhunderte in einem Umfange von sec 3 deutschen Meilen mit 1600 Kirchen und 9000 Häusern und Palästen vor ihm sich ausdehnte. Hier gedachte Napoleon von den Anstrengungen der bisherigen Kämpfe auszuruhen, den Winter zuzubringen, und Rußland den Frieden zu dictiren.

Ohne Widerstand zog der französische Vortrab in Moskau ein; alles öde und leer, von 350,000 Einwohnern waren kaum 30,000, zum Theil Ausländer, in der Stadt geblieben, und auch diese in ihren Wohnungen verschlossen. Alle Obrigkeiten, alle begüterten Einwohner, alle, die irgend Zeit zum Entfliehen gehabt, waren ausgezogen; man hatte zwar vieles geflüchtet, aber dennoch befand sich noch eine unermeßliche Beute in der Stadt, einer der größten und reichsten von Europa. Stutzig gemacht durch das tiefe aller Orten herrschende Schweigen, durch die öde Leere der Gassen und Plätze, und Verrath und Hinterhalt fürchtend, zog Murat, der den Vorrab kommandirte, in geschlossenen Reihen gegen den Kreml, das alte Residenzschloß der russischen Czare, das gleichsam eine kleine Stadt ausmacht, mit dreifachen dicken Mauren und einem tiefen Graben umgeben ist. Hier fand er einigen Widerstand. Einige tausend Einwohner hatten das Schloß besetzt, und empfiengen die Feinde mit einem lebhaften Feuer; allein bald waren die Thore des Kremls durch Kanonen gesprengt, stürmend drangen die Franzosen ein, und der größte Theil der Vertheidiger fiel als Opfer ihres unbesonnenen Muths.

Schon jetzt standen die Börse und einige Vorrathshäuser und Waarenlager, welche die Russen bey ihrem Abzuge angezündet hatten, in Flammen; die Franzosen achteten dessen jedoch nicht.

Inzwischen war Napoleon, von seinen Marschällen begleitet, an der smolenskischen Vorstadt angekommen und erwartete dort, so wie er gewohnt war, die Abgeordnete der Stadt und die Behörden. Niemand erschien; vergeblich harrte er diesen und einen Theil des folgenden Tages. Endlich um drei Uhr des Nachmittags, am 15ten September, zog er, von seinen Garden umgeben, in Begleitung des größten Theils seines Heeres in die große öde Stadt. Kein jubelnder Zuruf ertönte, keine wogende Menge drängte sich um den gefürchteten Zwingherrn; in dumpfer Stille gieng der Zug nach dem Kreml. Schon stiegen hin und wieder einzelne mit Flammen untermischte Rauchsäulen langsam empor, und lagerten sich in dicken Dampfwolken über die Stadt. Starr und finster war Napoleon bis zum Kreml gekommen, als endlich sein Unmuth in wilde Verwünschungen gegen die Russen ausbrach, daß sie dem von halb Europa hochgefeierten Eroberer keinen pomphaften Empfang bereitet hatten. Allein bald ward seine ganze Aufmerksamkeit durch die immer weiter um sich greifende Feuersbrunst gefesselt, die, indem sie ihm den tiefen Racheplan der Russen offenbarte, zugleich den furchtbaren Abgrund enthüllte, an dessen Rand ihn sein ungemessener Uebermuth geführt hatte.

Schon in der nächstvorhergehenden Nacht war auf das Aufsteigen mehrerer Feuerkugeln auf der südlichen Seite der Stadt, unweit dem Findelhause, eine Feuersbrunst ausgebrochen, jedoch schon nach einigen Stunden gedämpft worden. Allein bald gieng

in mehreren Quartieren der Stadt Feuer auf. An Löschen ward nicht gedacht, weder von den wenigen zurückgebliebenen Einwohnern, welche die Furcht vor Mißhandlungen und Plünderung in ihren Wohnungen zurückhielt, noch von den fremden Soldaten, denen die Verwirrung des Brandes willkommen war. So grief der Brand ungestört immer weiter um sich. Mit unglaublicher Gleichgültigkeit verließen die wenigen zurückgebliebenen Bewohner ihre Häuser, wenn sie das Feuer ergrief, und die Franzosen in den entfernteren Quartieren sahen gleichgültig dem gräßlichen Schauspiele zu. Da erhob sich plötzlich am zweiten Tage ein fürchterlicher Sturm über Moskau, und zugleich brach beinahe an 500 Orten Feuer aus.

Der Gouverneur von Moskau, Graf Rostopschin, hatte schon im August eine Menge brennbarer Stoffe bereiten lassen, zum unfehlbaren Verderben Napoleons und seiner Schaaren, wie er versicherte. Sobald die Franzosen einrückten, wurden auf seinen Befehl die Gefängnisse geöffnet, und nicht nur die in Freiheit gesetzten Verbrecher, sondern auch die achtungswürdigsten Bürger der Stadt, Edle und Leibeigene, Arme und Reiche, machten sich ein Geschäfte daraus, einen furchtbaren Brand anzurichten, und das Feuer zu unterhalten. *) Von Einem Gefühle

*) Die französischen Berichte brachten die Entstehung dieses Feuers geradezu auf den Befehl des Grafen Rostopschin, und 300 ergriffene Brandstifter wurden von den Franzosen erschossen, ob sie gleich erklärten, auf Befehl der Regierung gehandelt zu haben; auch haben die Russen dieser Behauptung nie geradezu widersprochen, und in der Folge selbst erklärt, daß sie der Erhaltung des Reichs die Hauptstadt der alten Czare aufgeopfert hätten; doch bemühte

fühle waren alle beseelt, freudig zerstörte jeder seine Habe, damit diese nur nicht die verhaßten Fremden bereichere, und bald stellte die ganze große Stadt nur ein ungeheures, wogendes Feuermeer dar. Die Glut verbreitete sich mit einer so reissenden Schnelligkeit, daß die Truppen, die sich in die verlassenen Häuser einquartirt hatten, zum Theil nur mühsam dem Verderben entrannen.

„Alles ist verloren, die Armee hat keinen Rückzug mehr!“ rief Berthier, als er die furchtbare Zerstörung sah. Selbst den Kreml suchten die Russen in Brand zu stecken, und Napoleon verließ eilends die Stadt, und begab sich nach dem nahegelegenen Petrowskoy. Auch der größte Theil des Heeres lagerte um die Stadt. Umsonst hatte Napoleon die Feuersbrunst zu löschen befohlen; alle Feuerspritzen und Löschungswerkzeuge waren entfernt worden, und die nur nach Beute gierigen Schaaren zeigten keine Geneigtheit, dem Befehle zu gehorchen. Als jede Rettung unmöglich war, gebot Napoleon selbst zu plündern, wiewohl schon vorher die ungeduldige Raubsucht des wilden Heeres die Erlaubniß ihres Führers dazu nicht abgewartet hatte. So wurden die Schrecken der Verwüstung noch durch die fürchterlichste Plünderung erhöhet. Nach einander wurden die verschiedene Schaaren des französischen Heeres zur Plünderung des brennenden Moskau's losgelassen, zuerst die Garden, dann die andern Truppen nach der Ordnung, und zuletzt die Hülfsvölker. Die Verheerung und die Greuel stiegen mit jedem

---

bemühte man sich anfangs, die Schuld des Brandes auf das einrückende französische Heer zu bringen. Wahrscheinlich lag auch nicht die ganze Zerstörung Moskau's in dem Plane der russischen Befehlshaber, sondern nur das Aufbrennen der Magazine und Waarenlager, um der französischen Armee die Mittel ihres Unterhalts zu entziehen.

jedem Tage, jemehr jede neue Schaar schon von ihren Vorgängern ausgeleert fand. Zugleich aber wuchs mit jeder Stunde die Noth des Heeres, denn schon jetzt waren Roß und Mann in dem kläglichsten Zustande, ermattet und abgetrieben, zerrissen und zerlumpt: ein buntscheckigter Haufe, nur noch durch gleiche Raubsucht und gleiche Zügellosigkeit vereint. Bald stellte sich der Hunger mit allen seinen Schrecknissen ein, und Mord, Schändung, Raub und Brand, die Auflösung jeder Ordnung und jeder Scheu, machten Moskau in diesen Tagen zu einem Schauplatz namenloser Greuel. Die Raubgier überstieg in dieser Zeit selbst noch die Wollust. Sogar Officiere und Generale plünderten nicht nur in Quartieren, sondern öffentlich von Haus zu Haus. Jeder Heerhaufen hatte seine eigene Beuteniederlage; in dem Kreml waren Schmelzöfen angelegt, in denen die Heerführer, und unter ihnen vorzüglich auch Murat, das aus Häusern und Kirchen geraubte goldene und silberne Geschirr in Barren schmelzen ließen, um es desto bequemer fortzuschaffen. Fünf Sechstheile der Stadt waren in Asche gesunken, als man sich nach zwei Wochen allmählich des Feuers bemächtigte. Die Straßen und öffentlichen Plätze waren mit Leichen von Menschen und Thieren übersäet; nur der Kreml stand noch, und ein Theil der Häuser jenseit der Moskwa. Napoleon kam, als sich der Brand einigermaßen gelegt hatte, in den Kreml zurück, und ein Theil des Heeres wurde in die von den Flammen nicht gänzlich verheerten Quartiere der Stadt verlegt. Zum Schein gab man sich Mühe, Ruhe und Sicherheit wieder herzustellen, und eine regelmäßige Verwaltung in der Stadt anzuordnen. Napoleon organisirte einen Verwaltungsrath, und dieser, meist aus Franzosen bestehend, erließ am ersten October folgende Proklamation: Be-

Bewohner Moskau's! Eure Unglücksfälle sind hart; aber Seine Majestät, der Kaiser und König, will ihnen Einhalt thun. Schreckliche Beispiele haben euch gelehrt, wie er Ungehorsam und Verbrechen bestraft. Strenge Maasregeln sind getroffen, um der Unordnung Einhalt zu thun, und die allgemeine Sicherheit wieder herzustellen. Eine väterliche Administration, aus euch selbst gewählt, wird eure Municipalität oder Stadtverwaltung bilden, sie wird über euch, eure Bedürfnisse und euer Wohl wachen. Die Mitglieder derselben werden sich durch ein rothes Band auszeichnen, das sie über die Schultern schlagen, das Stadthaupt außerdem noch durch einen weissen Gürtel. Außer der Dienstzeit werden sie aber nur ein rothes Band um den linken Arm gebunden haben. Die Stadtpolicey ist nach ihrer frühern Verfassung eingerichtet, durch ihre Thätigkeit herrscht schon größere Ordnung. Die Regierung hat zween Generalkommissaire oder Policeyminister und zwanzig Kommissaire oder Stadttheil-Aufseher ernannt, die in alle bisherigen Stadttheile vertheilt worden. Ihr werdet sie an einem weissen Bande erkennen, das sie um den linken Arm tragen. Von allen Konfessionen sind Kirchen eröffnet und in ihnen wird der Gottesdienst unausgesetzt gehalten werden. Eure Mitbürger kehren täglich in ihre Wohnungen zurück, und es sind Befehle gegeben, daß sie in ihnen Hilfe und Schutz finden, die dem Unglücke gebühren. Dieses sind die Mittel, welche die Regierung angewendet hat; um aber dahin zu gelangen, ist es nothwendig, daß ihr eure Bemühungen mit den ihrigen vereinigt, daß ihr euer erlittenes Unglück, wenn es möglich ist, vergesset, euch der Hoffnung eines minder harten Looses überlasset, versichert seyd, daß alle diejenigen ein unvermeidlicher, schimpflicher

Tod trift, die sich an euer Leben und Vermögen wagen, endlich aber nicht daran zweifelt, daß Beides erhalten werden wird, denn dieses ist der Wille des größesten und gerechtesten Monarchen. — Einwohner, von welcher Nation ihr auch seyd, stellet das öffentliche Vertrauen wieder her, das die Quelle des Glücks aller Reiche ist, lebet mit unsern Soldaten als Brüder, verleihet euch gegenseitig Hülfe und Schutz, vereinigt euch, die Vorsätze Uebeldenkender zu vereiteln, unterwerft euch der Militair- und Civilobrigkeit, und eure Thränen werden bald aufhören zu fließen. Der Intendant oder Verwalter der Stadt und Provinz Moskau, Lasseps.

Auf diese Proklamation erließ der Graf Rostopschin, der sich immer in der Nähe von Moskau aufhielt, folgende energische Antwort:

Landsleute, Bewohner des Moskauischen Gouvernements! Der Feind der Menschheit, die Zuchtruthe Gottes für unsere Sünden, die Versuchung des Teufels, der boshafte Franzose ist in Moskau eingedrungen, und hat es dem Schwerdte, den Flammen Preis gegeben. Er hat die Tempel Gottes beraubt, er hat die Altäre durch Liederlichkeiten, die Kelche durch Trunkenheit und Spott geschändet. Die Gewänder sind zu Pferdedecken entweihet, die Kränze und Einfassungen von unsern Heiligenbildern zerrissen, die Pferde in unsere rechtglaubigen Kirchen gestellt; die Häuser hat er geplündert, Weiber, Mädchen und junge Kinder gemißbraucht. Die Gottesäcker hat er besudelt und sich an den Gebeinen unserer Vorfahren, unserer Eltern vergriffen. Jeden, den er erreichen konnte, hat er eingefangen, und durch ihn das Geraubte, statt der Pferde, wegschleppen lassen. Die Unsrigen ließ er durch Hunger umkommen, jetzt aber, da es mit ihm selbst so weit ist,

daß er nichts mehr zu beißen hat, läßt er seine Soldaten wie wilde Thiere los, um die Gegend um Moskau auszuzehren, und glaubt, euch listigerweise zum Markte herbeilocken zu können, sich Handlanger für seine Bedürfnisse zu verschaffen, indem er euch Ruhe und allen möglichen Schutz verspricht. Werdet ihr Rechtgläubigen, ihr treuen Diener unsers Fürsten, unsrer uns pflegenden Mutter, Moskau; werdet ihr seinen Worten trauen, euch dem Betruge des listigen Feindes, des blutdurstigen Böswichts Preis geben? Er nimmt euch die letzte Brodkrüme ab, setzt euch dem Hungertode aus, täuscht euch durch Versprechungen, und giebt er euch Geld, so ist es falsches, das euch in's Unglück bringt. Verbleibet, Brüder, als christliche Krieger, der Mutter Gottes ergeben, höret nicht auf seine leeren Worte. Ehret eure Vorgesetzten und Herren, sie sind euer Schutz, eure Hülfe, bereit, euch zu kleiden und zu ernähren. Laßt uns die übrig gebliebene Macht des Feindes vernichten, und in unserm heiligen Rußland zu Grabe tragen, laßt uns sie schlagen, wo wir sie finden; ihrer sind ohnehin nur noch wenige, wir aber haben noch vierzig Millionen Menschen, die von allen Seiten, wie eine Heerde Adler, herbeifliegen. Laßt uns das fremde Ungeziefer vertilgen und ihre Körper den Wölfen und Raben Preis geben. Moskau wird wieder geschmückt werden durch vergoldete Thürme und steinerne Häuser, es wird das Volk von allen Seiten dahin strömen. Wird unser Vater Alexander Pawlowitsch es auf einige Millionen Rubel ankommen lassen, um Moskau wiederum von Steinen aufzubauen, wo er gesalbet, wo er mit der Krone der Czare gekrönt ist? Er hofft auf den allmächtigen Gott, auf den Gott Rußlands, auf sein ihm ergebenes Volk, das ein

Hel-

Heldenherz im Busen trägt. Er allein ist sein Gesalbter, und ihm haben wir Treue geschworen; er ist der Vater, wir sind seine Kinder; der französische Bösewicht aber ist ein ungetaufter Räuber, der bereit ist, selbst seine Seele zu verkaufen. In Egypten wurde er ein Unglaubiger, Moskau beraubte er und ließ die Einwohner nackt und entblößt zurück; jetzt aber schmeichelt er und sagt, es soll nichts mehr geraubt werden, aber alles hat der Hund bereits genommen, es soll ihm aber nichts nützen. Bittere Thränen soll der grimmige Wolf weinen. Nur noch ein paar Wochen, so werden sie um Gnade flehen. Ihr aber höret nicht darauf, sie haben nur ein Schicksal; wie die Heuschrecken haben sie alles verschlungen, und ihre Leichname werden nun reihenweise unbegraben liegen; wo sie hinkommen, da werfet sie, Lebendige und Todte, in eine tiefe Grube. Die russischen Soldaten werden euch helfen. Der vor euch fliehet, wird von den Kosaken gezüchtiget; ihr aber, tapfere Brüder, moskauische Milizen, verzagt nicht, vertilgt, wo es sich wehret, dieses abscheuliche Lumpengesindel, dieses schmutzige Ungeziefer, und stellt euch dann in Moskau vor dem Czaren und rühmt euch eurer Thaten! Er wird euch wieder in eure vorige Lage versetzen, und ihr werdet euer altes lustiges Leben führen. Wer aber unter euch auf den Bösewicht hört, und sich zu den Franzosen hinneigt, der ist ein unwürdiger Sohn des Vaterlandes, ein Abtrünniger von den göttlichen Gesetzen, ein Verbrecher an seinem Monarchen, der sich dem Gerichte und der Beschimpfung übergiebt, und dessen Seele in die Hölle mit andern Bösewichtern kommen wird, die brennt, wie unsere Mutter Moskau gebrannt hat. — Graf Fedor Rostopschin.

Vier Wochen verweilte Napoleon in Moskau, aber mit jedem Tage wurde seine Lage bedenklicher, der Mangel an allem Nothwendigen drückender, der Feind furchtbarer. Dreimal sandte er Abgeordnete mit Friedensanträgen in das russische Hauptquartier, aber jeder Antrag wurde mit der kräftigen Antwort abgewiesen: es sey jetzt an gar keinen Frieden zu denken, für Rußland beginne jetzt erst der eigentliche Krieg. Eine solche Sprache zu hören, war für Napoleon etwas Neues. Getäuscht in seiner Erwartung, zu Moskau den Mittelpunkt der Mißvergnügten des russischen Reichs zu finden, und in der Hoffnung, daß sich die reichen inländischen und fremden Kaufleute Moskaus dem mächtigen Sieger anschließen, und die Leibeigenen von ihm die Befreiung aus ihrer Knechtschaft verlangen würden, erkannte er jetzt, daß er auf dem Kreml das Gesetz des Friedens nicht nach der Art und Weise seiner frühern Kriege dictiren könne, und daß der aufgeregte Nationalhaß und religiöse Fanatismus ihn hier aller, ehemals mit Glück gebrauchten Mittel beraube, wodurch er unter mehr civilisirten und an ihrem Eigenthum hängenden Völkern seit 16 Jahren zum Ziele seiner Absichten gelangt war. Der Brand von Moskau und Alexanders Aufruf entflammte ganz Rußland zu den größten Anstrengungen, und Napoleon sah nichts vor sich, als die Erneurung des Kampfes, oder den Rückzug nach Smolensk. Gegen die Erneurung des Kampfes sprach die verminderte Truppenzahl, der Mangel an Lebensmitteln und der bevorstehende Winter mit gleich starken Gründen; der stolze Gebieter der Welt mußte sich also entschließen, am 19 October dahin zurückzugehen, wo er hergekommen war, nachdem er einige Tage zuvor die Artillerie, die Kranken und die

Beute von Moskau nach Smolensk vorausgeschickt, und den Marschall Mortier mit dem Befehl zurückgelassen hatte, nach seiner Abreise den Kreml in die Luft zu sprengen. Er versprach zwar, im künftigen Frühjahre mit einer Armee wieder zu kommen, deren Avantgarde 300,000 Mann stark seyn sollte; als er aber endlich auf der Flucht in Paris ankam, und vor einem Kaminfeuer in den Tuillerien stand, rieb er sich die Hände und sagte: „Hier ist's doch behaglicher, als an der Beresina."

4.

Napoleons Menschenopfer.

I. Der Krieg auf St. Domingo vom Jahre 1801 bis 1806 mit Toussaint Louverture, und, nach dessen Abführung, mit seinen Nachfolgern, vernichtete

1) französische Soldaten und Matrosen 60,000 Mann,
2) weisse Bewohner der Insel, wenigstens 50,000 M.,
3) Neger, ebenfalls 50,000 Mann.

II. Der Seekrieg mit England von 1802 bis 1814 tödtete in Schlachten, durch Krankheiten, in Gefangenschaften, ferner durch Verheerungen in Städten und auf den Küsten, mäßig gerechnet, von Franzosen, Engländern und den beiderseitigen Bundesgenossen 200,000 Mann.

III. Der kurze aber sehr blutige und im Spätherbst geführte Krieg des Jahres 1805 tödtete auf beiden Seiten gewiß 150,000 Mann, wenn man die zerstörten Einwohner und die durch Lazarethseuchen Getödteten mitrechnet.

IV. Der

IV. Der Aufstandskrieg in Kalabrien von 1805 bis 1807 verdarb wenigstens 100,000 Mann.

V. Der nordische Krieg von 1806 bis 1807 nahm in Deutschland, Polen, Rußland und Frankreich gewiß 300,000 Mann weg.

VI. Der spanische Krieg. Wenn man nach Napoleons eigenen Berichten rechnet, so wird man allerdings die Zahl zu groß finden. Wären seine Berichte wahr gewesen, so hätte nach zwei Jahren in Spanien kein Mann mehr gefunden werden müssen. Nach einem sehr mäßigen Ueberschlage sind 209,000 Franzosen und französische Bundesgenossen, und eben so viele Engländer, Spanier und Portugiesen, jedes Alters und Geschlechts, durch Schlachten, Verwüstung, Hunger, Mord und Seuchen alljährlich umgekommen. Dieß macht vom Herbst 1807 bis zum Herbst 1813 in sechs Jahren die ungeheure Summe von 2'400,000 Menschen.

VII. Der Krieg in Deutschland und Polen im Jahr 1809 lieferte auf beiden Seiten gewiß 300,000 Mann.

VIII. Der Feldzug von 1812 kostete, wenn man die ungeheure Begleitung des Trosses mitrechnet, das Leben von 500,000 Franzosen und Verbündeten; 300,000 Russen in Schlachten, in Lazarethen, verbrannten Städten und Dörfern; wenigstens 200,000 von Polen, Deutschland und Frankreich durch die pestartigen Krankheiten, welche die verhungerten französischen Pferdefleischfresser allenthalben hintrugen, also 1'000,000 Menschen.

IX. Den Feldzug von 1813 kann man, alles in allem gerechnet, geringe angeschlagen auf 450,000 Menschen schätzen.

Die kleinen Kriege dieser Jahre, welche Napoleon

poleon auch angezettelt und unterhalten hat, sind hierzu nicht gerechnet. Wenn man diese Summen zusammen nimmt, so giebt es ein Facit von

fünf Millionen und 80,000 Menschen,

die der französische Tyran in ungefähr 10 Jahren vom Leben zum Tode gebracht hat. Vertheilt man diese Summen, so bekommt jedes Jahr richtig seine halbe Million Menschen. Wie viel Menschenleben und Menschenglück er dadurch im Keime erstickt hat, liegt auffer aller menschlichen Berechnung.

Fünfte Abtheilung.

Reise-Abentheuer.

I.

Schicksale eines reisenden Schottländers in Spanien.

Der Schottländer William Lithgow verließ im Jahre 1609 sein Vaterland, und schweifte viele Jahre lang, ohne Zweck und Absicht, in Deutschland, Böhmen, der Schweiz, den Niederlanden und Frankreich herum, ja, seine Reiselust trieb ihn sogar in verschiedene Gegenden von Asien und Afrika. In der, ziemlich werthlosen Beschreibung, die er von seinen Reisen drucken ließ, finden sich einige freie Aeußerungen über das Pabstthum, die freilich nur in dem bigotten Spanien als strafwürdig erscheinen, und dem Schreiber namenlose Leiden zuziehen konnten.

Lithgow wollte um's Jahr 1620 mit einem französischen Schiffe nach Alexandrien reisen, und von da sich nach Abyssinien begeben. Als das Schiff

in dem Hafen von Malaga zum Absegeln fertig lag, wurde Lithgow am Abend vor seiner Abreise unvermuthet von einigen Personen ergriffen, und zum Statthalter geführt. Aus dem Verhör, das mit ihm angestellt wurde, ergab sich, daß man ihn für einen englischen Kundschafter hielt, ein Verdacht, der zwar ganz grundlos war, dem aber die unvermuthete Erscheinung einer englischen Flotte in der Nähe des Hafens einigen Schein gab. Lithgows Zeugnisse und Pässe zu einer Reise nach Abyssinien bewiesen seine Unschuld, fruchteten aber nichts. Er wurde in dem Hause des Statthalters gefänglich verwahrt, genau visitirt, und seiner ganzen Haabe beraubt; von 584 Dukaten, die er bei sich hatte, bekam er nie einen Pfennig wieder. Man warf ihn in Fesseln, und verwahrte ihn so geheim als möglich, damit die Engländer nicht erfahren sollten, wo er geblieben wäre. Sieben und vierzig Tage lang hatte man ihn in dem elendesten Gefängnisse verwahrt, als er in stiller Nacht, in einem Wagen, nach einem einzeln stehenden Hause gebracht wurde, das eine Meile von der Stadt entfernt lag. Dahin begab sich der Statthalter von Malaga in Gesellschaft mehrerer Richter, und stellte mit dem Unglücklichen ein Verhör an, das beinahe den ganzen Tag währte. Da er sich in seinen Aussagen immer gleich blieb, so sagte man ihm, er habe sie auswendig gelernt, und sey doch ein Betrüger. Auf Befehl seiner barbarischen Richter mußte ihn der Henker auf die Folter legen, auf welcher man ihm fünf Stunden lang alle ersinnliche Quaalen anthat, um ihm das Geständniß eines Verbrechens abzupressen, von dem er nichts wußte.

Da Lithgow unter allen Quaalen bei dem Bekenntnisse seiner Unschuld unerschütterlich beharrte,

so wurde er wieder in sein voriges Gefängniß zurückgebracht. Hier ließ man ihn beinahe vor Hunger und Elend umkommen, und gab ihm nur so viel Speise, als nöthig war, um ihn beim Leben zu erhalten.

Der englische Admiral Hawkins, dessen Flotte den Verdacht der Spanier erregte und Lithgow ins Unglück gebracht hatte, erschien nach Weihnachten wieder in der Nähe von Malaga. Als er hörte, daß man ihm böse Absichten zur Last lege, setzte er den Statthalter deswegen zur Rede. Dieser entschuldigte sich, so gut er konnte, allein das Schicksal des Gefangenen wurde dadurch nicht gebessert, denn man quälte ihn so heimlich, daß die Engländer nichts davon erfuhren, vielmehr meinten sie, er befinde sich längst auf seiner Reise nach dem Innern von Afrika. Sobald die englische Flotte abgesegelt war, erneuerte man die Versuche, ihn mit Gewalt zum Geständnisse zu bringen. Um ihn recht zu martern, wurde er alle acht Tage mit Ungeziefer beschüttet — eine Barbarey, die wenige ihres gleichen kennt.

Der Statthalter hatte inzwischen Lithgows Reisebeschreibung ins Spanische übersetzen lassen. Die Bemerkungen, welche der Reisende über Einiges, was ihm in katholischen Ländern aufgefallen war, hatte einfließen lassen, gab Veranlassung, daß er den Händen der Inquisition übergeben wurde. Der Statthalter war froh, daß er auf diese Art eines Gefangenen los wurde, von dem doch nichts zu erfahren war. Er meinte, die Ketzerrichter würden es schon so anzufangen wissen, daß der Unglückliche nie wieder an das Tageslicht käme, und er dadurch aller Verantwortung ergienge, einen Unschuldigen aufs grausamste mißhandelt zu haben.

Als

Als Lithgow der Inquisition ausgeliefert worden war, besuchten ihn zween Jesuiten mehrmals in seinem Gefängnisse, und bemühten sich, ihn theils durch Drohungen, theils durch Versprechungen zu bewegen, seine Religion zu ändern. Da aber das Bekehrungsgeschäft der frommen Väter gar keinen Fortgang hatte, so wurde dem verstockten Ketzer aufs neue die Folter zuerkannt, und zugleich beschlossen, daß er nach den Osterfeiertagen zu Granada mit andern Ketzern lebendig verbrannt werden sollte, wofern er nicht unter den Schmerzen der Folter das Leben aushauchte. Der Unglückliche wurde des Nachts aus seinem Gefängnisse geholt, von den Henkern entkleidet, an den Händen in die Höhe gewunden, und gezwungen. so viel Wasser zu trinken, daß es ihm zuletzt wieder aus dem Munde stürzte. Hierauf schnürte man ihm die Kehle mit einem Stricke zu, um das Wasser zurück zu halten, und wälzte ihn dann einigemal auf dem Boden des Gemachs hin und her, bis er ersticken wollte. Jetzt ergriefen ihn die Henker, banden ihm Schnüre an die großen Zehen, und hiengen ihn damit an der Decke auf, daß der Kopf gegen die Erde hieng. Als er in dieser Lage einige Zeit zugebracht hatte, schnitt man die Schnüre durch, löste den Strick, der um den Hals gewunden war, und ließ den Bejammerungswürdigen so lange auf der Erde liegen, bis ihm das Wasser wieder aus dem Munde geflossen war. Dann legte man ihm seine Fesseln wieder an, und warf ihn in sein Gefängniß.

Am folgenden Morgen kam ein türkischer Sklave, der einzige Mensch, der damals Mitleiden mit dem Gefangenen hatte, zu ihm, und brachte ihm heimlich einige Früchte zur Erquickung. Kaum hatte der Elende so viel Kräfte, sie in den Mund zu

nehmen,

nehmen, und den Saft derselben auszusaugen. Wahrscheinlich hätte er in seinem Gefängnisse umkommen müssen, wenn ihm nicht dieser türkische Sklave zuweilen heimlich einige Erfrischungen gebracht, und durch andere Liebesdienste sein Elend erleichtert hätte. Als aber die unmenschlichen Richter davon benachrichtigt wurden, durfte der Türke nicht mehr zu dem Gefangenen gehen. Statt seiner kam eine mohrische Sklavinn zu ihm, ein gutmüthiges Geschöpf, das sich ebenfalls beeiferte, die Leiden des Unglücklichen zu mindern, nnd ihm wenigstens hie und da einige Erquickung zu verschaffen.

Die Zeit kam indessen herbei, da Lithgow auf Befehl der Inquisition, als ein verstockter Ketzer und Lästerer der allerheiligsten Religion, hingerichtet werden sollte. In wenig Tagen sollte der Scheiterhaufen angezündet werden, der für die Ketzer erbaut worden war, als unvermuthet die Stunde der Rettung schlug.

Ein angesehener Mann aus Granada kam um diese Zeit nach Malaga, und speisete bei dem Statthalter. Dieser erzählte ihm Lithgows Geschichte, und versicherte, er würde ihn gerne in Freiheit gesetzt haben, wenn nicht die Inquisition in seiner Reisebeschreibung Ketzereyen entdeckt, und ihn deswegen verdammt hätte. Diese Erzählung hörte ein junger Mensch aus Flandern mit an, der bei Tische aufwartete, und bei dem Fremden in Diensten stund. Sein ganzes Gefühl wurde dadurch aufgeregt, und die Nacht hindurch beschäftigte ihn unaufhörlich der Gedanke, ob es nicht möglich wäre, den Unglücklichen zu retten. Um wenigstens einen Versuch zu machen, erkundigte er sich am folgenden Morgen nach den englischen Factoren, deren sieben in Malaga lebten. Zu einem derselben, Namens Wild, begab

er

er sich unverzüglich, und erzählte ihm die ganze Begebenheit, wie er sie aus dem Munde des Statthalters vernommen hatte. Unglücklicher Weise konnte er sich auf den Namen des Gefangenen nicht mehr besinnen; indessen schloß Wild aus verschiedenen Umständen, die der junge Mensch anführte, daß es Lithgow seyn müßte, den er wohl kannte. Er berathschlagte sich mit den übrigen englischen Factoren, und sie schickten sogleich einen Expressen an den englischen Gesandten nach Madrid, mit der Bitte, sich für den Gefangenen zu verwenden. Es gelang dem Gesandten, am Hofe einen Befehl an den Statthalter von Malaga auszuwirken, daß Lithgow in Freiheit gesetzt, und an die englischen Factoren ausgeliefert werden sollte. Der Unglückliche war so entkräftet, als man ihn losließ, daß ihn ein Sklave auf dem Rücken aus dem Gefängnisse tragen mußte.

Die Empfindungen des Geretteten, der so lange hoffnungslos, dem schröcklichsten Tode entgegengesehen hatte, bedürfen keiner Beschreibung. So bald er sich einigermaßen erholt hatte, eilte er auf einem englischen Schiffe, deren mehrere im Hafen lagen, in sein Vaterland zurück. Nach seiner Ueberfahrt befand er sich noch in so elenden Umständen, daß eine lange Zeit erfordert wurde, bis er wieder zu Kräften kam, ohngeachtet man auf alle Weise für seine Gesundheit Sorge trug. Selbst der König Jakob der Erste von England besuchte ihn, und bezeugte ihm sein Mitleiden. Von seinem Geld und übrigen Eigenthume, das man ihm in Malaga genommen hatte, bekam er nie wieder was, ohngeachtet der König von England deshalb durch seinen Minister zu Madrid die ernstlichsten Vorstellungen machen ließ.

II.

Schiffbruch, Hungersnoth und andere Drangsale einiger Engländer in Amerika.

Beschrieben

von dem Schiffskapitain Johann Dean.

Ich verließ England am 25sten September 1710 mit einem Schiffe von 120 Tonnen, zehen Kanonen und vierzehen Mann, um Tauwerk, Butter, Käse, und andere Nothwendigkeiten nach Boston in Neuengland zu bringen. Da uns Wind und Wetter entgegen waren, so kamen wir erst im Anfange des Decembers, gegen Osten von Piscataqua in Newhampshire, ans Land. Von hier aus nahmen wir unsern Weg gegen die Massachusetsbay, unter einem scharfen Winde aus Nordost, der mit Regen, Hagel und Schnee begleitet war. Da wir zehen Tage lang keine Beobachtungen anstellen konnten, so zogen wir am eilften die Segel ein, und stellten eine Wache aufs Verdeck, um sich umzusehen. Als ich gewahr wurde, daß sich die Wellen gerade vor uns an einem Felsen brachen, befahl ich sogleich hin umzulenken; aber ehe dieß geschehen konnte, saß das Schiff auf der östlichen Spitze des Felsen, vier Seemeilen ostwärts von Piscataqua.

Die See gieng so hoch, und das Schiff schwankte so sehr, daß wir nicht im Stande waren, auf dem Verdeck zu stehen; überdieß war der Himmel so verfinstert, daß wir nicht einmal den nahen Felsen sa-

hen. Voll Bestürzung und Schrecken konnten wir kaum etwas anderes erwarten, als unverzüglich von den Wellen verschlungen zu werden. Indem wir Masten und Segel abhieben, sagte mir einer von unsern Leuten, er sehe dem Schiffe gegen über etwas Schwarzes, und wenn jemand ihn begleiten würde, so wollte er versuchen, an die Küste zu kommen. Ich forderte zwey der besten Schwimmer zu seiner Begleitung auf, und befahl ihnen, sobald sie den Felsen erreicht hätten, uns den sichersten Ort anzuzeigen. Kaum hatten sie sich in die Wellen gestürzt, so gieng das Schiff plötzlich von allen Seiten aus einander, und unser Untergang schien unvermeidlich. Dennoch erreichten wir alle, auf den Trümmern unsers Schiffes, das Land, und keiner verlor das Leben. Als wir in finsterer Nacht den Felsen hinankletterten, fanden wir daselbst auch unsere drei Freunde, die sich zuerst der Wuth der Wellen preis gegeben hatten.

Sobald der Tag angebrochen war, gieng ich nach dem Orte hin, wo wir ans Ufer gekommen waren. Ich zweifelte nicht, daß wir Lebensmittel genug aus dem zertrümmerten Schiffe zu unserm Unterhalte finden würden; aber ich fand nichts, als Tauwerk, zertrümmerte Masten und Segelstangen, Bretter, Balken und Leinwand. Von Lebensmitteln war nichts zu finden, als einige kleine Stücke Käse, die wir zwischen dem Unkraut am Felsen auflasen. Wir bemühten uns darauf, da die Kälte sehr empfindlich war, Feuer zu bekommen, theils durch Stahl und Feuerstein, die wir bei uns hatten, theils durch einen Drillbohrer, den wir mit größter Schnelligkeit herumdrehten. Da wir aber nichts hatten, was nicht ganz vom Wasser durchnäßt war, so strengten wir uns vergebens an.

Als

Als es Nacht war, legten wir uns so gut als möglich einer hart neben dem andern, und bedeckten uns mit dem aufgefangenen Segeltuch, um uns warm zu erhalten. Am folgenden Morgen klärte sich das Wetter auf, und neigte sich mehr zum Frost. Jetzt erst wußte ich wo wir waren, und ermunterte meine Leute durch die Hoffnung, daß wir durch Fischerschaluppen bald entdeckt werden würden. Wir suchten indessen von Brettern, Zimmermannswerkzeugen und andern Geräthschaften alles zusammen, was ans Ufer geworfen war, um ein Zelt und ein Boot zu bauen. Schon an diesem Tage starb unser Koch an Entkräftung, und zween andern lähmte der Frost die Füße. So sehr uns alle der Hunger drückte, so konnten wir uns doch nicht entschließen von dem Leichname zu essen, sondern wir legten ihn an einen Ort, wo ihn die See bequem wegspielen konnte. Ausser dem Hunger litten wir vornemlich von der Kälte, die sehr strenge anhielt. Schon in den ersten zwei oder drei Tagen waren den meisten von uns die Hände und Füße so durchfroren, daß sie ohne Gefühl und dabei so starr und schwarz waren, daß wir den kalten Brand daran zu bekommen fürchten mußten. Wir zogen unsere Schuhe aus, und schnitten uns die Stiefeln von den Beinen; indem wir aber die Strümpfe auszogen, rissen viele, deren Beine mit Blasen bedeckt waren, die Haut und einige sogar die Nägel der Zehen mit ab. Wir wickelten darauf unsere Beine, so warm wir nur konnten, in Werg und Segeltuch ein.

Jetzt fiengen wir an unser Zelt zu bauen; wir gaben ihm eine dreieckigte Form, und bedeckten es mit allem Segeltuch und Leinwand, was die See ans Ufer getrieben hatte. Das Zelt hatte nur so viel Raum, daß wir uns darinn niederlegen konnten,

und zwar jeder auf eine Seite, so daß keiner sich umkehren konnte, wenn nicht zugleich alle sich wendeten, welches ohngefähr alle zwei Stunden geschah. Wir befestigten auf dem Zelt auch ein Stück Zeug in Form einer Flagge, um uns irgend einem Fahrzeuge zu entdecken, das sich nähern möchte. Um aber kein Mittel zu unserer Rettung zu versäumen, bemühten wir uns, aus den Brettern des zertrümmerten Schiffes ein Boot zu bauen. Unsere Werkzeuge dazu waren die Klinge eines Hirschfängers, die wir mit unsern Messern zu einer Säge gemacht hatten, ein Hammer und ein hölzerner Schlägel; einige Nägel fanden wir in den Ritzen des Felsen, andere zogen wir aus den Brettern. Wir fügten drei Dielen flach zusammen zum Boden, und zwei richteten wir an jeder Seite auf, die wir in den Boden einfügten und durch Stützen befestigten; um das Einspritzen des Wassers zu verhüten, machten wir um die Seiten her eine Einfassung. Alle Fugen verstopften wir theils mit Werg von den alten Tauen, theils mit langen Stücken Segeltuch; dann errichteten wir einen kurzen Mastbaum, und verfertigten sieben Ruder. Zum Unglück war unser Zimmermann, der uns jetzt die besten Dienste hätte thun sollen, so krank, daß er uns kaum zu rathen vermochte. Auch die übrigen waren so erstarrt und schwach, daß sie sich nicht von der Stelle bewegen konnten, ausgenommen mich und zwei andere. Bei der furchtbaren Kälte konnten auch wir selten länger als vier Stunden des Tags außer den Zelten ausdauren, ja an manchem Tage konnten wir gar nichts thun.

So verfloß eine traurige Woche, in der wir unser elendes Leben mit den wenigen Käsen, die wir am Ufer gefunden hatten, und einigen Ochsenknochen hinhielten, welche wir zerschlugen und verzehrten. In-

dem wir einem jammervollen Hungertode entgegen sahen, und an unserer Rettung zu verzweifeln anfiengen, erblickten wir — wer mißt unsre Freude! — etwa fünf Seemeilen von uns drei Böte. Alle krochen aus dem Zelte hervor, wir erhoben zusammen ein so lautes Geschrei, als es unsere Kräfte vermochten, und gaben zugleich durch alle mögliche Zeichen unsere Noth zu erkennen. Aber ach, alles umsonst! man hörte und bemerkte uns nicht. Gleichwohl gab uns diese Erscheinung einigen Trost, indem wir hofften, die an die Küste getriebenen Trümmer würden zur Entdeckung unserer Noth Gelegenheit geben. Leider war auch diese Hoffnung vergebens.

Als unser Boot größtentheils fertig war, warfen die Wellen die Axt des Zimmermanns ans Ufer, welches unsere Arbeit sehr beschleunigte. Am ein und zwanzigsten Dezember war das Werk vollendet, und wir brachten nun sogleich unser Fahrzeug, nicht ohne die äußerste Anstrengung, ins Wasser. Die See war stille, der Himmel heiter, und wir berathschlagten, wer es wagen sollte, sich mit dem elenden Fahrzeuge den Wellen anzuvertrauen, um für die ganze Gesellschaft Hülfe zu suchen. Die Wahl fiel auf mich, meinen Bruder, den Bootsmann und vier andere, die noch am meisten Kräfte hätten. Da die Brandung sehr hoch gieng, so mußten wir tief ins Wasser gehen, um das Boot flott zu machen. Kaum hatten wir dasselbe bestiegen, so hob es die schwellende See wieder an die Küste, zertrümmerte es in Stücken, und mit großer Anstrengung entgiengen wir dem Ertrinken.

Alle unsere Hoffnung war nun vernichtet, und unsere Aussicht auf Rettung um so trüber, da wir mit dem Boot auch unsere Axt und unsern Hammer verloren hatten. Bald fanden wir indeß Ursa-

che, die Vereitlung unserer Unternehmung zu segnen, denn es erhob sich noch an demselben Nachmittage ein sehr heftiger Wind, der wahrscheinlich unser elendes Fahrzeug umgestürzt hätte, wenn wir mit demselben auf der See gewesen wären. Aber unser Zustand war jetzt im höchsten Grade jammervoll. Hunger und Kälte quälten uns fürchterlich, fast alle hatten erfrorne Hände und Füße, mit großen und tiefen Geschwüren in den Beinen, deren Geruch unerträglich war, und nichts sie zu verbinden, als das ans Ufer geworfene Linnen. Kein Feuer, und das Wetter äußerst kalt; unser kleiner Vorrath von Käse war verzehrt, und wir hatten nichts, unser elendes Leben hinzuhalten, als Unkraut, das an dem Felsen wuchs, und einige wenige Muscheln, die sehr selten und schwer zu bekommen waren. Um unsern Jammer wo möglich noch zu erhöhen, mußten wir überdieß befürchten, daß die See bei der bevorstehenden Nachtgleiche, besonders wenn heftige Winde einträten, uns ganz überschwemmen würde. Schneidende Kälte und nagender Hunger, höchster Grad von Entkräftung und Schmerz, und die Aussicht auf einen quaalvollen, aber langsamen Tod, ohne die entfernteste Aussicht auf Rettung: läßt sich wohl eine schröcklichere Lage denken? Die meisten von un süberließen sich ganz der Verzweiflung.

Das letzte Rettungsmittel, welches wir noch ersinnen konnten, war die Verfertigung eines Floßes, welcher zwey Menschen tragen könnte. Einer unserer Leute, ein Schwede, ein starker braver Kerl, der aber seit unserm Unglück den Gebrauch seiner Füße durch den Frost verloren hatte, drang besonders stark darauf, und erbot sich, mir Gesellschaft zu leisten, oder, wenn ich nicht wollte, allein abzufahren. Nach reifer Ueberlegung entschlossen wir uns

dazu;

dazu; allein da der arbeitenden Hände so wenige, und diese so entkräftet waren; so konnten wir nur mit der äußersten Anstrengung die Arbeit vollenden.

Um diese Zeit sahen wir, etwa sieben Seemeilen gegen Westen, ein Segel aus dem Pisctaquaflusse auslaufen. Wir gaben wieder alle mögliche Zeichen, verloren aber das Schiff aus den Augen, ohne daß es uns je wieder nahe kam. Da am folgenden Tage die Witterung gelinde war, und Nachmittags ein leichter Wind gerade gegen das Land zuwehete, drangen zwei von unserer Gesellschaft darauf, das fertige Floß in See zu lassen. Es geschah, der Schwede setzte sich mit einem seiner Kameraden darauf, aber die hochgehenden Wellen warfen das Floß, wie vorher unser Boot, bald über den Haufen. Der Schwede schwamm ans Land, sein Begleiter aber, der kein Schwimmer war, konnte kaum den Wellen entrissen werden. Da der letztere keinen zweiten Versuch wagen wollte, so erbot sich ein Anderer zur Begleitung. Ich stieß sie ab, und schloß aus ihrer Fahrt, daß sie bei Sonnenuntergang die Hälfte des Weges bis zum Hauptlande zurückgelegt haben, und etwa um zwei Uhr Morgens die Küste erreichen möchten. Vermuthlich aber geriethen sie unter die am Gestade sich brechenden Wellen, oder die unruhige See warf sie um und verschlang sie; denn zwei Tage nachher wurde (wie wir in der Folge erfuhren,) das Floß an der Küste, und der eine Mann etwa eine Viertelstunde davon, mit einem an der Hand befestigten Ruder, todt gefunden; von dem Schweden aber, der so großen Eifer für dieß Unternehmen bewiesen hatte, haben wir nie wieder etwas gehört.

So lange uns dieses Schicksal unserer kühnen Gefährten unbekannt war, harrten wir mit unbeschreib-

schreiblicher Sehnsucht auf Erlösung. Unsere Erwartung stieg um so höher, als wir am zweiten Tage in den Wäldern einen Rauch, als das zwischen uns verabredete Zeichen ihrer glücklichen Ankunft, aufsteigen sahen. Da dieser Rauch auch die folgende Tage fortdauerte, und wir einmal geneigt waren zu glauben, daß er um unsertwillen gemacht würde, ungeachtet wir nichts zu unserer Rettung geschehen sahen, so vermutheten wir, die Verzögerung rühre blos dah r, weil sie nicht so bald, als wir wünschten, ein Fahrzeug anschaffen könnten. Diese Hoffnung trug viel dazu bei, unsern Muth aufrecht zu erhalten. Aber der Mangel an Lebensmitteln stieg immer höher, und brachte uns beinahe zur Verzweiflung. Wir hatten durchaus nichts anders zu essen als Felsenkraut, und sehr wenige Muscheln, die immer seltener wurden. Ich gieng, da sonst niemand die Kräfte dazu hatte, einige Tage ins Wasser, um Muscheln zu suchen, fand aber nie mehr als zwei oder drei; oft war ich dabei in Gefahr, meine Hände und Arme zu verlieren, weil ich sie so oft ins Wasser steckte. Bei unserer ersten Ankunft auf dieser öden Insel hatten wir einige Meerschweine auf dem Felsen gesehen, und da ich vermuthete, daß sie vielleicht in der Nacht sich daselbst aufhalten möchten; so gieng ich um Mitternacht herum, konnte aber nie das geringste finden. Wir bemerkten auch eine Menge Vögel; da sie uns aber den ganzen Tag auf dem Felsen sahen, so kamen sie nie wieder hin, und wir konnten also keine fangen.

Diese Vereitlung unserer Wünsche war in unserer jammervollen Lage höchst schmerzhaft, und vermehrte natürlich unsere Leiden. Am herbsten war dieses Schicksal für meinen Bruder und einen andern

jungen

jungen Herrn, da beide nie zur See gewesen waren. Alles, was wir nur finden konnten, mußte jetzt dazu dienen, unsern wüthenden Hunger einigermaßen zu stillen. Als die Wellen ein Stück von einer rohen Haut an unsern Felsen warfen, wurde es sogleich zerschnitten und verschlungen. Die anhaltende kalte Witterung mußte uns immer drückender werden, da alle unsere Versuche, Feuer zu bekommen, vergeblich waren. Um uns vor den kalten schneidenden Winden besser zu verwahren, drehten wir das alte Tauwerk aus einander, und verstopften mit dem daraus gewonnenen Garn das Zelt, so gut es unsere Kräfte vermochten.

Das Ende des Decembers kam jetzt heran, und unsere Hoffnung auf Erlösung wurde immer schwächer. Unser Zimmermann, der sich seit unserer Ankunft sehr übel befunden, und den Gebrauch seiner Füße verloren hatte, klagte jetzt über heftigen Schmerz im Rücken und Steifigkeit im Nacken. Der Schleim, den er nicht auszuwerfen im Stande war, drohte ihn zu ersticken, und wirklich starb er noch in derselben Nacht. Als es Tag war, bat ich diejenigen, welche noch Kräfte genug dazu hätten, den Leichnam hinweg zu schaffen. Ich selbst kroch indessen umher, um zu sehen, ob uns nicht die Vorsehung etwas beschert hätte, um unsern immer heisser werdenden Hunger zu stillen. Als ich gegen Mittag zurück kam, und den Leichnam noch im Zelte fand, fragt' ich, warum sie ihn nicht hinausgeschafft hätten? Die Antwort war, weil sie dazu nicht Kräfte genug hätten. Ich befestigte ihm daher einen Strick um den Leib, und so gelang es uns endlich, ihn mit vieler Mühe hinauszuschaffen. Die große Anstrengung hatte mich aber so erschöpft, daß ich fast ohnmächtig hinsank, als ich wieder in das Zelt hineinkroch.

Da

Da unser Elend kaum noch eines Zuwachses fähig war, und wir den jammervollesten Hungertod vor Augen sahen, so äußerten meine Unglücksgefährten einstimmig den Wunsch, den Leichnam zu essen, um ihr Leben noch etwas zu fristen. Ein kalter Schauer überfiel mich bei diesem entsetzlichen Wunsche, und ich war im Innersten tief erschüttert, indem ich mich und meine Gesellschaft, die wir erst vor drei Wochen mit Lebensmitteln beladen hieher gekommen waren, jetzt in so bedauernswürdige Umstände versetzt sah, daß wir, nachdem zwei von uns verhungert, zwei vermuthlich von den Wellen verschlungen, und die Uebrigen, wiewohl noch lebend, doch in einem schröcklichern Zustande waren, als der Tod selbst, endlich wünschen mußten, die Todten zu unserer Erhaltung zu essen. So groß aber unser natürlicher Abscheu gegen eine solche Nahrung seyn mochte, so siegte doch unsere unwiderstehliche Begierde über alle andere Betrachtungen, und wir beschlossen einmüthig, unser halb erloschenes Leben durch den Leichnam hinzuhalten. Ich befahl daher, daß erst seine Haut, der Kopf, die Hände, Füße und Eingeweide in die See begraben, der Körper aber, um ihn desto besser trocknen und aus der Stelle bringen zu können, geviertheilt werden sollte. Aber niemand hatte dazu Kräfte genug, und ich allein mußte ein Geschäfte verrichten, das mein Innerstes empörte.

Als ich gegen Abend mit der Arbeit fertig war, theilte ich ein Stück des Fleisches in dünne Schnitten, wusch es in Salzwasser, und bracht' es ins Zelt, befahl aber den Leuten, statt des Brodes, Felsenkraut dazu zu essen. Der Bootsmann und zween andere konnten sich diesen Abend nicht entschließen, etwas davon zu genießen, allein schon am folgenden Mor-

gen

gen verzehrten sie ihren Antheil mit eben der Begierde, wie die übrigen. Da sie alle nicht genug bekommen konnten, und mit der größten Gierigkeit aßen, so mußt' ich die Viertheile an einen Ort bringen, zu dem sie nicht gelangen konnten, damit unser kleiner Vorrath nicht zu frühe aufgezehrt würde. Um allem Zank auszuweichen, schränkte ich jeden Mann auf eine gleiche Portion ein; allein mit Wehmuth bemerkte ich eine schröckliche Veränderung in der Gemüthsart meiner Unglücksgefährten. Die liebreiche, friedliche Gesinnung, die sie bisher immer geäußert hatten, verlor sich in wenig Tagen gänzlich. Ihre Augen waren starrend und wild, ihre Gesichtszüge grausam und barbarisch, und ich hörte nichts als pöbelhaftes Schimpfen und Zanken, und schröckliche Flüche und Verwünschungen. Damit nicht einer oder der andere, wenn seine Kräfte es ihm erlaubten, sich über den Leichnam hermachen, und wir nach Verzehrung des Todten genöthigt seyn möchten, uns an den Lebenden zu vergreifen, verwahrte ich die Ueberreste unserer traurigen Mahlzeit mit vieler Sorgfalt. Doch jetzt führte die Vorsehung die Stunde unserer Retrung herbei, indem sie es den guten Leuten an der Küste, wohin unser Floß verschlagen war, ins Herz gab, uns aufzusuchen.

Als ich am zweiten Januar des Morgens aus dem Zelte heraus kroch, sah ich, etwa die Hälfte des Weges von der Küste, eine Schaluppe, die gerade auf uns zukam. Wie groß unsere Freude war, welches Entzücken wir empfanden bei der Aussicht einer so nahen und unerwarteten Rettung, das vermag keine Zunge auszudrücken, keine Einbildungskraft sich vorzustellen. Unsere Retter legten gegen Südwest, etwa hundert Schritte von uns, vor Anker,

ker, da die schwellende See ihnen nicht erlaubte, näher zu kommen, und weil ihr Anker wich, mußten sie sich noch weiter entfernen.

Unterdessen wurden wir von den heftigsten Leidenschaften in Bewegung gesetzt. Hoffnung der Errettung und Furcht vor Verunglückung bestürmten abwechselnd unsere schwachen und zerrütteten Lebensgeister. Als sich gegen Mittag die Wellen ein wenig legten und unsere Retter wieder näher kamen, beschrieb ich ihnen unsere jammervolle Lage, und beschwur sie aufs dringendste, ihre Hülfe zu beschleunigen und uns vor allen Dingen mit Feuer zu versehen. Mit äußerster Gefahr gelang es endlich einem Manne in einem kleinen Kahne das Ufer zu erreichen. Er war über meine scheuslich verfallene Gestalt so erschrocken, daß er Anfangs kaum ein Wort vorbringen konnte; noch größer aber war sein Erstaunen, als er in dem Zelte so viele Menschen in dem bejammernswürdigsten Zustande erblickte. Unsere Leiber waren so ganz bis auf die Knochen abgezehrt, und unsere Blicke so gräßlich und fürchterlich, daß der Anblick wirklich grausenhaft war.

Es wurde sogleich Feuer angemacht, und ich beschloß, mit dem Manne an Bord zu gehen, um die Abholung meiner Unglücksgefährten zu veranstalten. Kaum hatten wir beide aber den Kahn bestiegen, so warf uns die See mit solcher Gewalt an den Felsen, daß wir umschlugen und in's Wasser fielen. Bei meiner großen Entkräftung währte es lange, bis ich mich empor arbeiten konnte, und mit genauer Noth entgieng ich dem Ersaufen. Mein Begleiter kehrte nun, nachdem er mit großer Mühe wieder an Bord gekommen war, allein zurück, versprach aber am folgenden Tage, wenn es das Wet-

ter

ter erlaubte, mit bessern Anstalten zu unserer Rettung zurückzukommen.

Es war ein sehr betrübter Anblick, als wir unsere Freunde in der Schaluppe ohne uns an's Land zurückkehren sehen mußten. Allein diese Verzeitlung unserer heissesten Wünsche war ein Glück für uns. Gegen die Nacht war das Wetter so stürmisch und finster, daß unsere guten Freunde mit ihrer Schaluppe strandeten, und nur mit genauer Noth ihr Leben retteten. Wären wir bei ihnen gewesen, so wären wir wahrscheinlich allesammt umgekommen, da wir nicht Kräfte genug hatten, uns selbst zu helfen. Sobald sie ans Land kamen, schickten sie einen Expressen nach Portsmouth in Piscataqua, wo die guten Leute nicht zögerten, zu unserer Rettung herbeizueilen, sobald das Wetter es ihnen verstattete. Zu unserer großen Bekümmerniß aber, und zur fernern Prüfung unserer Geduld, blieb der folgende Tag sehr stürmisch. Ob wir nun gleich nicht zweifeln konnten, daß man an der Küste von unserer Lage unterrichtet sey, und uns sobald als möglich helfen werde, so war doch unser Zustand unbeschreiblich elend, da unser Fleisch beinahe verzehrt war, und wir nicht wissen konnten, wie lange das ungünstige Wetter anhalten möchte. Eine große Erleichterung verschaffte uns indessen das Feuer, weil wir uns doch nun wärmen und unser Fleisch braten konnten.

Am folgenden Tage drangen meine Leute sehr ungestümm auf Fleisch, und ich gab ihnen etwas mehr als gewöhnlich, doch nicht zu ihrer Befriedigung; denn gewiß würden sie jetzt alles auf einmal verzehrt haben, wenn ich sie nicht sorgfältig bewacht hätte. Bei der Besorgniß, daß die stürmische Witterung noch länger anhalten möchte, beschloß

ich

ich, ihnen das Uebrige am nächsten Morgen zu geben. Doch diese Vorsicht war überflüssig. Noch in der Nacht legte sich der Wind, und am folgenden Morgen frühe kam eine Schaluppe mit einem großen Kahne, in welchem wir, binnen zwey Stunden, alle an Bord gebracht wurden. Die meisten von uns waren so schwach, daß sie vom Zelt bis zum Kahne getragen werden mußten.

Sobald wir an Bord der Schaluppe kamen, aß jeder von uns einen Bissen Brod, und trank einen Schluck Rum. Die meisten von uns wurden sehr seekrank, und fielen in die äußerste Schwäche. Nachdem wir aber unsern Magen gereiniget, und warme nahrhafte Speise gekostet hatten, wurden wir so heißhungrig und gefräßig, daß wir uns gewiß zu Tode gegessen haben würden, wenn nicht unsere Retter uns unter strenger Diät gehalten, und zwei oder drei Tage lang die Quantität der Speisen uns gehörig zugemessen hätten.

Um acht Uhr Abends kamen wir an's Land, wo wir sehr liebreich aufgenommen wurden. Die Regierung selbst trug die Kosten unserer Verpflegung, und versorgte uns mit allen Nothwendigkeiten. Einige edelmüthige Männer beriefen auf eigene Kosten einen geschickten Wundarzt, und sorgten für die Wiederherstellung und Bekleidung der gesammten Mannschaft. Außer einem jungen Menschen, der einen großen Theil des einen Fußes verlor, behielten zwar die Uebrigen ihre Glieder, aber ohne jemals den völligen Gebrauch derselben wieder zu bekommen, da dem einen die Finger, dem andern die Zehen erfroren waren.

III.

Traurige Schicksale eines Seefahrers, der auf eine wüste Insel verschlagen wurde.

Ein Paketboot, das von England nach Dublin segelte, wurde 1715 von einem französischen Kaper genommen. Ein Sturm zwang diesen jedoch, seine Prise wieder fahren zu lassen. Nur drei Menschen befanden sich noch am Bord, welche das Schiff dem Winde und den Wellen überlassen mußten, und in der offenen See trieben. Sit hatten weder Lebensmittel, noch Wasser, etwas Zucker ausgenommen, der sich zufällig im Boote befand. Hievon lebten sie, und tranken dabei ihren eigenen Urin; allein nicht lange währte es, so wurde ihr Körper bis auf den Grad ausgetrocknet, daß sie nichts mehr genießen konnten. In dieser traurigen Lage gab einer von ihnen den Geist auf; seine Gefährten warfen den Leichnam über Bord; aber bald darauf wurde auch der zweite so schwach, daß er sich im Boote niederlegen mußte, und jeden Augenblick den Tod erwartete.

In dieser traurigen Lage erblickten die Unglücklichen endlich eine Insel an der äußersten nördlichen Spitze von Schottland. Das Land der Rettung war zwar noch weit entfernt, indessen beseelte sie doch diese Entdeckung mit neuer Hoffnung, und der Sterbende richtete sich wieder in die Höhe. Sie hatten die unaussprechliche Freude, sich der Insel

allmäh-

allmählich zu nähern. Zuletzt stieß das Schiff auf einen Felsen und zertrümmerte. Die beiden Männer strengten alle ihre Kräfte an, und retteten sich glücklich auf die Insel. Sie fanden eine öde Wüste; weder Gras, Bäume, noch sonst ein Gewächs zur Nahrung war zu sehen; ja nicht einmal Schutz gegen den Ungestümm des Wetters konnten sie sich verschaffen. In der Mitte der Insel waren zween große Steine in den Grund befestiget, ein dritter lag darüber, das Ganze glich einem Tisch, und schien von Fischern zum Trocknen der Fische errichtet zu seyn. Unter dieses Obdach begaben sie sich, um bei Nacht zu schlafen. Zum Unterhalt dienten ihnen Seemöven, die sie im Winde und in der Sonne trockneten, und roh aßen; auch hatten sie das Glück, sich einiger Seehunde zu bemächtigen, und Eier in den Felsen an der Seeseite zu finden. Sie hatten also wenigstens etwas zu leben, das sie vor dem Hungertode schützte; allein am unerträglichsten war ihnen der Mangel des Wassers. Es gab weder Quelle noch Bach auf der Insel, und sie mußten sich mit dem wenigen Regenwasser begnügen, das sich manchmal in den Felsenhölen sammelte. Doch auch hieran gebrach es sehr oft, weil die Insel oder Klippe so niedrig war, daß bei stürmischem Wetter die See darüber strömte, und die Hölen mit Salzwasser füllte.

Nachdem sich die beiden Verschlagenen einigermaßen erholt hatten, erbauten sie sich eine Art Hütte, aus den Trümmern des Boots, welche an den Strand getrieben worden waren; dadurch erhielten sie ein bequemeres Obdach gegen die Anfälle des rauheren Wetters und die Nachtheile des Regens.

Gegen sechs Wochen lebten die beiden Einsamen so zusammen, und einer suchte den andern zu

trösten,

trösten, so gut er konnte. Ihr Beisammensein machte ihnen ihre elende Lage etwas erträglicher, aber auch dieser Trost verschwand, denn eines Morgens vermißte der Engländer seinen Gefährten. Er gieng durch die ganze Insel hin, suchte in allen Felsenhöhlen nach, und rief mit lauter Stimme seinen Namen: aber alles ohne Erfolg, er sah ihn nicht wieder. Jetzt ergrief die finsterste Verzweiflung seine Seele, verschiedenemal beschloß er, sich ins Meer zu werfen, um auf diese Art auf einmal ein elendes Leben zu enden, dessen Schreckniße ihn den Verlust seines Gefährten erst in seiner ganzen Stärke erkennen ließ. Es war ihm unerklärlich, was aus dem Verlornen geworden seyn möchte; ob er sich aus Verzweiflung in's Meer gestürzt, oder, als er Nachts aufstund, in die See gefallen war. Am wahrscheinlichsten schien es, daß er beim Suchen nach Eiern von dem Felsen herabgestürzt war, denn dieser war an der Seeseite sehr steil.

Es läßt sich leicht denken, wie sehr dieser Verlust den armen Uebergebliebenen schmerzen mußte, und ein anderer Unfall machte sein Unglück vollkommen. Sein einziges Messer, womit er die Seehunde und Möven zerlegte, verschwand, wahrscheinlich durch einen Raubvogel weggeführt, indem er es in ein blutiges Tuch gewickelt hatte. Dieser Verlust machte es ihm eine zeitlang unmöglich, sich Lebensmittel zu verschaffen; er half endlich dem Mangel ab, indem er einen großen Nagel aus einer Diele der Hütte zog, und auf Steinen so lange schlief, bis er die Schärfe eines Messers hatte. Aber jetzt trat der Winter ein, und die sonst schon traurige Gegend erhielt ein noch melancholischeres Ansehen. Die Leiden des armen Verlassenen erreichten die höchste Stufe. Seine Kleider waren zerris-

sen, die Nahrungsmittel wurden immer seltener, und manchmal deckte tiefer Schnee die Felsen und seine Hütte dergestalt, daß es ihm unmöglich war, auszugehen und seinen Lebensunterhalt zu suchen. Er verfiel daher auf ein sonderbares Mittel, sich seine nothdürftige Nahrung zu verschaffen. Er stieß durch die Spalten seiner Hütte einen Stab, und bestrich ihn mit Seehundsfett. Bald versammelten sich Seemöven dabei, welche er unmerklich mit der Hand unter den Schnee zog, und dadurch schützte er sich vor dem Hunger. An hinlänglichem Wasser, oder an Schnee gebrach es ihm nun auch nicht; desto peinlicher aber wurde ihm die heftige Kälte, da er nichts hatte, sich Feuer zu machen.

In dieser einsamen, traurigen Lage verlebte der Unglückliche eilf Monate; jeder Tag vermehrte seine Leiden. Er ergab sich schon darein, hier seine Tage beschliessen zu müssen, als die Vorsehung ein Schiff nach der Insel führte, welches ihn aus einem Elende erlösete, so groß, wie es nur höchst selten ein Mensch erfahren haben mag.

Ein holländischer Schiffer, genannt Pickmann, welcher von Dronthelm in Norwegen mit einer Ladung Holz abgesegelt war, wurde von einer Windstille überfallen, und durch die Strömungen nach dem Felsen getrieben, worauf der einsame Engländer sein trauriges Leben dahinschleichen sah. Die Schaluppe wurde ausgehoben, um das Schiff vom Felsen zu bugsiren; nachdem dieß glücklich geschehen war, begab sich die Mannschaft des Boots nach dem Felsen, um Vogeleier zu suchen. Als sie oben waren, bemerkten sie in einiger Entfernung eine menschliche Gestalt; erschrocken über diese Ansicht, da sie sich einbildeten, daß hier Seeräuber auf sie lauerten, flohen sie eilig wieder in ihr Boot, und giengen

gen nach dem Schiffe zurück, ohne auf den Mann zu achten, der ihnen nachlief.

Da die Windstille anhielt, und der Strom das Schiff von neuem nach dem Felsen trieb, so mußten sie wieder das Boot aussetzen und das Schiff wegbugsiren. Die Gestalt, welche sie vorher gesehen hatten, war bis an den äussersten Rand der Insel gekommen; der Unglückliche machte Zeichen, und schien sie mit aufgehobenen Händen anzuflehen, näher zu kommen; er fiel auf seine Kniee, faltete seine Hände, und schrie ihnen zu, so gut er nur konnte. Die Schiffsmanschaft hatte Anfangs nicht viel Lust, zu ihm zu gehen; doch endlich, gerührt durch sein klägliches Geschrey und seine jammervollen Geberden, besiegten sie alle Bedenklichkeiten und giengen zur Insel. Sie fanden einen Menschen, beinahe nackt, schwärzlich von Farbe und mit Haaren bewachsen; hohle verdrehte Augen starrten aus einem magern, gespensterartigem Gesicht. Sie fühlten das äußerste Mitleiden und bemühten sich, ihn in ihr Boot zu nehmen, allein der Felsen war so steil, daß es unmöglich war zu landen; sie fuhren deshalb um die Insel herum, und entdeckten zuletzt ein flaches Ufer, wo sie den Unglücklichen einnahmen und nach dem Schiffe brachten. Ein günstiger Wind sprang in demselben Augenblicke auf, und führte sie von der Insel weg.

Der Kapitain behandelte den Geretteten mit der liebevollesten Aufmerksamkeit, und hatte die Freude, ihn in einigen Tagen ganz verändert zu sehen. Er setzte ihn bei Londonderry ans Land. Einige Zeit hernach fand er ihn zu Dublin wieder, vollkommen hergestellt von seinen Beschwerden, und im Begriff nach England zurück zu kehren.

IV. Be-

IV.

Begebenheiten des Kapitains Bligh und seiner Unglücksgefährten auf einer Seereise.

1.

Geheime Verschwörung gegen den Kapitain Bligh und einige seiner Gefährten. Sie werden aus dem Schiffe verstossen.

Eines der wohlthätigsten Gewächse, das die väterliche Hand des Schöpfers hervorbrachte, ist der Brodfruchtbaum. Er ist in dem großen Inselhaufen des stillen Weltmeers, von der westlichen amerikanischen Küste bis zur Ostküste von Asien, zu Hause. Die heilsame Frucht desselben dient Millionen Menschen, die unsern Roggen und Weitzen nicht kennen, zum Brod, vielen Kranken aber, vornemlich den Scharbockpatienten, zum kräftigen Arzneimittel. Seiner großen Nutzbarkeit wegen beschloß die englische Regierung, diesen Baum auf die englisch-westindischen Inseln zu verpflanzen. In dieser Absicht nahm sie im Jahre 1787 das Schiff Bounty von 215 Tonnen in Dienst, bemannte es mit 46 Leuten, und übergab das Kommando dem Kapitain William Bligh, einem erfahrnen Seemann,

mann, der schon mit Cook eine Reise um die Welt gemacht hatte.

Im December 1787 segelte das Schiff von England ab, verweilte einige Zeit am Vorgebirge der guten Hoffnung, und erreichte ohne widrige Zufälle im October 1788 die reitzende Insel Otaheiti. Hier sammelte Kapitain Bligh binnen 23 Wochen 1015 junge Brodfruchtbäume nebst andern Obstarten, und segelte dann, nachdem er sie in Kübeln, Töpfen und Kisten an Bord gebracht hatte, weiter, um seine Bäumchen unter einen andern Himmelsstrich zu bringen. Er ankerte am 24 April 1789 bei Anamaka, einer von den freundschaftlichen Inseln, nahm daselbst frisches Wasser ein, und steuerte darauf nach Tofoa, gleichfalls eine der freundschaftlichen Inseln.

Auf dem Schiffe befand sich als Steuermannsgehülfe ein gewisser Flecher Christian, der aus einer ansehnlichen englischen Familie abstammte, und schon dreimal mit dem Kapitain Bligh die Reise nach der Südsee gemacht hatte. Alle Kenntnisse, die er besaß, verdankte er dem Kapitain, der ihm überhaupt stets viel Güte bewiesen hatte. Dieser Mensch trat am 28 April vor Sonnenaufgang mit dem Exerciermeister, dem Konstabelgehülfen und einem Matrosen in die Kajüte des Kapitains, der noch schlief. Sie banden ihm die Hände auf den Rücken und drohten ihn augenblicklich niederzustossen, wofern er den geringsten Laut von sich geben würde. Nicht in Furcht gesetzt durch diese Drohung, rief der Kapitain mit lauter Stimme um Hülfe; allein die Empörer hatten sich bereits aller derjenigen bemächtigt, die nicht mit ihnen übereinstimmten. Sie rissen den Gebundenen aus dem Bette, schleppten ihn im bloßen Hemde aufs Verdeck,

deck, und übergaben ihn einer Wache. Darauf befahlen sie dem Bootsmann, augenblicklich das große Boot ins Meer zu lassen. Als dieß geschehen war, stieß man diesen, nebst noch einigen andern Officieren und Matrosen vom Bord hinunter in's Fahrzeug, und gab ihnen verschiedene Schiffsbedürfnisse und einen geringen Vorrath an Wasser, Brod, Fleisch, auch etwas Rum und Wein mit, und dem Schiffszimmermann erlaubte man, seinen Kasten mit Handwerkszeug mitzunehmen.

Der Kapitain fragte mehrmals um die Ursache dieser Gewaltthätigkeiten, und suchte die Aufrührer zu ihrer Pflicht zurückzubringen, man hörte aber nicht auf ihn, und rief nur: „Schweig, oder du bist des Todes." Nicht lange stund es an, so brachte man ihn ebenfalls in das Boot, und jetzt erst band man ihm seine Hände los. Einige von der Mannschaft des Schiffes gaben ihm durch stumme Zeichen zu erkennen, daß sie unschuldig an der Verschwörung wären, und wollten sogar hinunter springen, allein die Verräther rissen sie zurück. Aus Erbarmen warfen sie noch einige Kleidungsstücke, etwas gesalzenes Schweinefleisch und vier Hirschfänger in das Boot, stießen dasselbe eine Strecke hinter das Schiff, kappten das Tau, und wünschten den Verstossenen höhnisch eine glückliche Reise.

Es war schwer zu sagen, was zu der Meuterey Veranlassung gegeben haben möchte, da zwischen dem Kapitain und seinen Leuten während der ganzen Reise das beste Vernehmen geherrscht hatte, nie eine Klage zu seinen Ohren gekommen, und kein Mißvergnügen bemerklich geworden war. Aus dem Freudengeschrey, das die Verstossenen noch in einiger Entfernung vom Schiffe hörten: „Hussa, nach Otaheiti!" schloß man, daß die Rebellen gesonnen wären,

wären, sich daselbst niederzulassen. Das fruchtbare, anmuthige Eiland schmeichelte ihrer Liebe zum Müssiggange, und das harmlose, schöne und zutrauliche weibliche Geschlecht reitzte ihre Sinnlichkeit. Die Oberhäupter der Insel hatten große Zuneigung gegen die Engländer zu erkennen gegeben, und sie häufig ermuntert bei ihnen zu bleiben. Dieß mochte wohl den Gedanken erregt haben, daß man auf Otaheiti gemächlicher als in England leben könnte, und so entspann sich ein Komplott, das so geheim gehalten wurde, daß niemand auch nur den entferntesten Verdacht schöpfte, obgleich die Officiere und Matrosen immer unter den Bösewichtern lebten.

Auf dem Schiffe hatte Christian, das Haupt der Verschwornen, sechs und zwanzig Personen behalten, im Boote befanden sich neunzehen. An Lebensmitteln besaßen die letztern 150 Pfund Schiffszwieback, 32 Pfund Schweinefleisch, sechs Quart Rum, sechs Flaschen Wein, eine Tonne Wasser, und außerdem noch vier leere Tonnen. Da die Insel Tofoa nur etwa zehen Seemeilen entfernt war, so beschloß der Kapitain dahin zu steuern, einen Vorrath von Wasser und Brodfrucht zu holen, und dann es zu versuchen, die nächsten holländischen Besitzungen zu erreichen. Er kam gegen Abend in die Nähe von Tofoa, es war der neun und zwanzigste April; allein die einbrechende Dunkelheit und das steile Ufer erlaubte ihm nicht, sogleich zu landen, und als es endlich Tag wurde, sah er, daß die Brandung an der Küste sehr hoch schlug. Gleichwohl wollte er Lebensmittel von der Insel haben, es koste auch was es wolle: denn er war fest entschlossen, den kleinen Vorrath auf dem Boote nur im äußersten Nothfalle anzugreifen. Zu seinem großen Troste hatten alle seine Leute guten Muth, und von diesem

beseelt,

beseelt, sprang sein ehemaliger Schiffsschreiber Samuel, nebst einigen Andern aus dem Boote, und kletterte die hohen Felsen hinan. Gegen Mittag kamen sie zurück, brachten aber nichts als einige Bouteillen Wasser, das sie in Felsenklüften gesammelt hatten. Von einer Quelle, von Früchten, von Einwohnern auf der Insel wußten sie nichts zu sagen. Bligh wäre daher gerne weiter gesegelt, aber der Wind war ihm zuwider.

Am folgenden Tage ruderte er an der Küste weiter, um wo möglich einige Fruchtbäume zu entdecken. Wirklich fielen ihm einige Kocosbäume in die Augen, allein sie standen an jähen Abgründen, und am Ufer war die Brandung fürchterlich. Gleichwohl wagten es Einige, die steilen Felsen hinaufzuklimmen. Sie sammelten etwa zwanzig Nüsse, und wurden mit Stricken wieder ans Boot gezogen. Tags darauf übernahm Bligh selbst das gefährliche Wagestück, mit einigen seiner Gefährten ans Land zu klettern. Nur mit großer Mühe erreichten sie die Spitzen der Felsen, und brachten nach langem mühsamen Suchen drei kleine Pisangtrauben und 36 Quartier Wasser mit, welches letztere sie aus Klüften geschöpft hatten.

2.

Gefahren und Abentheuer auf der Insel Tofoa.

Wind und Wetter waren anhaltend so stürmisch und ungünstig, daß die Gesellschaft es nicht wagen konnte, sich mit dem schwachen Fahrzeuge dem hohen Meere anzuvertrauen; und gleichwohl gewährte das dürftige Tofoa nicht einmal einen frischen Wassertrunk. Demohngeachtet verlor der Kapitain

pitain die Hoffnung nicht, hier etwas zu entdecken, was ihm in seiner traurigen Lage Unterstützung geben konnte. Vornemlich wünschte er, daß die Insel einige wenige Bewohner haben möchte, mit denen er Bekanntschaft machen und einen vortheilhaften Tausch eingehen könnte: denn mit zahlreichen Einwohnern durfte er, beim gänzlichen Mangel des Feuergewehres, sich schlechterdings nicht messen. Er war zwar ehedem mit dem Kapitain Cook auf dieser Insel gewesen, allein bei der Bekanntschaft mit so vielen größern und kleinern Ländern auf der Erde, erinnerte er sich nicht mehr, ob dieses Eiland bewohnt sey oder nicht; nur so viel wußte er noch, daß es eine der schlechtesten aus dieser Inselgruppe war. In dieser Ungewißheit setzte er seine Untersuchungen fort, und fand am ersten May am Ufer eine von steilen Wänden umgebene Höhle. Er entschloß sich, die Nacht mit einem Theile seiner Leute darinn zu bleiben, damit die übrigen im Boote mehr Raum zum schlafen hätten. Sie zündeten ein großes Feuer an, litten aber gleichwohl sehr viel von den Stichen der türkischen Muskiten.

Bei Tagesanbruch machten sich Einige von der Gesellschaft auf, die Insel zu durchstreichen, um Lebensmittel und Wasser zu entdecken. Nach langem Umherirren hörten sie Menschenstimmen, und bald darauf stießen sie auf eine Familie von zwey Männern, einem Weibe und einem Kinde. Die Männer giengen mit ihnen zu der Gesellschaft nach der Bucht, und brachten zwey Kokosschalen voll Wasser mit. Bligh machte sogleich Bekanntschaft mit ihnen, und schickte sie dann wieder fort, damit sie Pisangs, Brodfrucht und Wasser bringen sollten. Gegen Mittag waren schon dreissig Eingebohrne da, aber der Nahrungsmittel, die sie mitbrachten, waren

nur

nur wenige. Er tauschte jedoch alles, was sie hatten, gegen alte Knöpfe, Korallen und andere Kleinigkeiten ein. Diese Besuche dauerten am folgenden Tage fort, und Bligh erhielt eine kleine Anzahl Pisangs, Kocosnüsse und Brodfrüchte. Einer der Eingebohrnen kannte den Kapitain noch, und erkundigte sich theils nach dem Befinden des großen Cook, theils nach dem Orte, wo denn das große schwimmende Haus der Gesellschaft sey. Auf den letzten Punkt antwortete Bligh, er habe es im Sturme verloren. Die Eingebohrnen schienen durch die Erzählungen der Fremdlinge befriedigt, doch zeigte sich kein Merkmal von Freude oder Betrübniß in ihrem Gesicht.

Es kamen inzwischen immer mehrere Insulaner herbei, und unter denselben einer, den Bligh auch schon ehemals auf einer benachbarten Insel gesehen hatte. Dieser Mensch äußerte einiges Vergnügen, als er den Kapitain erblickte, welches dieser seiner Seits erwiederte. So angenehm ihm verschiedene Freundschaftsbezeugungen waren, welche ihm die Insulaner zu erkennen gaben, so konnte er sich doch eines gerechten Mißtrauens um so weniger erwehren, da ihm nach frühern Erfahrungen ihr Charakter nicht von der besten Seite bekannt war. Seine Besorgnisse vermehrten sich, da immer mehrere von ihnen herbeikamen, und zwar bewafnet. Sie machten auch unversehens einen Versuch, das Boot ans Land zu ziehen.

Bligh warf sich bei aller seiner Wehrlosigkeit in die Brust, und drohte einem der Anführer mit dem Hirschfänger, wenn Gewalt gebraucht würde. Dieß hatte die Folge, daß die Insulaner vom Boote wegliefen. Da aber der Haufe sich beständig vergrößerte, so beschloß der Kapitain, die Insel in der

Nacht

Nacht zu verlassen. Er entdeckte dieß seinen Gefährten, mit dem Befehl, beständig auf der Hut zu seyn. Gegen die Eingebohrnen aber ließ er sich merken, daß er noch nicht an's Abreisen denke, und setzte seinen Handel mit ihnen beständig fort. Durch diesen Verkehr erhielt er gegen alte Hemden, Tücher, Korallen nnd Knöpfe einen kleinen Vorrath von Früchten, desgleichen auch einige Speere, die ihm in seiner Wehrlosigkeit sehr willkommen waren. Jetzt war es Mittags den dritten May. Der Strand war ganz mit Eingebohrnen besetzt, und sie schlugen unaufhörlich Steine, die sie in der Hand hielten, zusammen, welches, wie der Kapitain wußte, ein Zeichen zum Angriffe war. Gleichwohl hielt er mitten unter ihnen mit anscheinender Ruhe seine Mittagstafel, die für den Mann in einer Brodfrucht und einer Kokosnuß bestand. Auch die nachstehenden Indianer bekamen etwas davon, weil sich Bligh noch immer stellte, als traue er ihnen nichts als Gutes zu. Sie drangen wiederholt sehr ungestümm in ihn, daß er sich niedersetzen möchte, allein er weigerte sich, aus Besorgniß, daß sie dann Hand an ihn legen möchten.

Obgleich der Sturm noch immer anhielt, und die Brandung am Ufer fürchterlich hoch schlug, so ließ der Kapitain dennoch sogleich nach Tische die kleinen erhandelten Vorräthe mit guter Manier an Bord bringen. Während dieses gefahrvollen Geschäftes ließ er kein Auge von den Zuschauern, deren Zahl immer zunahm. Er bemerkte nicht nur, daß sie die Köpfe zusammen steckten, sondern auch, daß die meisten ein Feuer anmachten, zum Beweise, daß sie die Nacht über den Strand nicht zu verlassen gedachten. Er ließ daher dem im Boote befindlichen Schiffsmeister sagen, daß er das Boot beständig

dig nahe am Ufer halten möge, damit das Einschiffen so schnell als möglich geschehen könne. Nicht lange vor Sonnenuntergange befahl er seinen Leuten aufzubrechen und nach dem Boote zu gehen, welches mit anscheinender Sorglosigkeit geschah. Einige Oberhäupter der Insel fragten den Kapitain, ob er nicht die ganze Nacht bei ihnen bleiben wollte. Er antwortete ihnen, daß er nie außer dem Boote schlafe, daß er aber morgen wieder kommen wolle, um mit ihnen zu handeln, und daß er so lange an der Insel zu bleiben gedenke, bis das Wetter günstig werde. Da trat einer unter ihnen näher, und sagte: „Du willst nicht am Lande schlafen? dann matti!“ Das hieß geradezu: wir tödten dich. Mit diesen Worten gieng der Wilde auf den Haufen zu, und alle rüsteten sich zum Angriffe. Der Kapitain behielt seine Fassung, nahm einen der Nahestehenden bei der Hand, und gieng mit ihm zum Strande hinunter. Als dieser merkte, daß Bligh im Ernst auf dem Boote bleiben wollte, suchte er ihn zu bereden, daß er noch zuvor mit den Oberhäuptern sprechen sollte. Allein der Kapitain hatte bemerkt, daß er insgeheim seine Gefährten zum Kampfe aufmunterte, und war entschlossen, ihm für seine Verrätherey den Kopf zu spalten, sobald die Wilden einen Angriff machten. Doch der mannhafte Insulaner riß sich plötzlich los, und mit wenigen Sprüngen war er bei seinen Landsleuten. Eben so geschwind war auch Bligh mit seinen Begleitern im Boote; nur der Quartiermeister Norten befand sich noch am Strande, um das Tau, womit das Boot am Lande befestiget war, loszubinden. Der Unglückliche ward sogleich niedergeworfen und mit Steinen zu Tode geworfen.

Jetzt machten etwa zweihundert Insulanee einen furchtbaren Angriff auf das Boot; einige von ihnen hielten das Tau fest, um das Fahrzeug ans Land zu ziehen; aber Bligh hatte zum Glück ein Messer in der Tasche, womit er das Tau kappte. Nun gieng zwar das Boot vom Lande, aber ein Steinregen verfolgte die Fliehenden, und die meisten wurden verwundet, doch keiner gefährlich. Fünf Canots verfolgten die Unglücklichen sogar zu Wasser, und die Steine fielen wie Kugeln. Die wehrlosen Verfolgten konnten sich auf keine andere Art rächen, als mit den wenigen Steinen, die in's Boot fielen. Glücklicherweise fiel dem Kapitain bei, einige Kleidungsstücke über Bord zu werfen, um die Aufmerksamkeit der Wilden dahin zu lenken. Unterdessen sie sich mit dem Auffischen der Kleider beschäftigten, trat die volle Nacht ein, und die Insulaner gaben den Angriff auf.

Die Gefahr war nun glücklich genug überstanden, aber es war jetzt zu überlegen, wohin man sich wenden wollte. Alle kamen darinn überein, daß man es in dem Zustande der Wehrlosigkeit nicht wagen könnte, eine andere benachbarte Insel aufzusuchen, weil ohne Feuergewehr auf das freundschaftliche Benehmen dieser und anderer Insulaner gegen die Europäer nicht zu rechnen wäre. Daher bat die ganze Gesellschaft den Kapitain, sie nach Europa zu führen. So schwach auch ihr Fahrzeug, so groß ihr Mangel an Lebensmitteln, und so gering ihre Bewaffnung sey, so wolle doch jeder von ihnen ihm bis in den Tod getreu seyn, und sich mit demjenigen begnügen, was er ihnen täglich an Lebensmitteln zumessen würde. Der Kapitain lobte zwar ihren Vorsatz, verbarg ihnen aber keineswegs das Bedenkliche und Gefahrvolle des Unternehmens. Die

nächste Zuflucht, sagte er, sey die Insel Timor, eine von den moluckischen oder Gewürzinseln, wo sich eine holländische Niederlassung befände; allein diese sey noch zwölfhundert große Seemeilen (neunhundert deutsche oder geographische Meilen) entfernt.

So niederbeugend diese Eröffnung war, so schien sie doch die Mannschaft nicht abzuschrecken; im Gegentheil versicherte jeder mehrmals, sich alles gefallen zu lassen, und alle waren bereitwillig, mit zwey Loth Brod und einem halben Nössel Wasser sich täglich zu begnügen. Dieß war allerdings der höchste Grad von Genügsamkeit, den man erwarten konnte, aber es mußten sich viele, kaum zu erwartende, glückliche Umstände vereinigen, wenn das Unternehmen gelingen sollte. Auf einem noch wenig befahrnen Meere, in einem drei und zwanzig Fuß langen elenden Boote, ohne Kompaß, Karten und Wegweiser, ohne Kleidung und Waffen und fast ohne alle Lebensmittel, wollten es achtzehen Menschen wagen, auf ein Land loszusteuren, das neunhundert Meilen von ihnen entfernt war. Der ganze Mundvorrath, den der Kapitain musterte, und der durch den verrätherischen Angriff der Insulaner etwas gelitten hatte, bestund aus hundert und fünfzig Pfund Schiffszwieback, hundert und zwölf Quartier Wasser, zwanzig Pfund Schweinefleisch, einigen Brodfrüchten, die aber beim Kampfe mit den Insulanern zertreten worden waren, drei Flaschen Wein und fünf Quartier Rum. So trübe indessen die Aussichten waren, so munterte doch einer den andern auf, und im Vertrauen auf einen höheren Schutz wurde die Reise muthvoll angetreten.

3.

Harte Kämpfe mit den Elementen, dem Hunger und andern Beschwerden.

Die Standhaftigkeit der Gesellschaft wurde gleich anfangs auf eine schwere Probe gesetzt. Kaum hatte man die Insel Tofoa aus den Augen verloren, so verkündigte die blutrothe Gestalt des Himmels einen nahen Sturm. Wirklich erhob sich schon um acht Uhr des Morgens (es war der dritte May) ein heftiger Wind, der mit jeder Minute sich verstärkte. In Kurzem schlugen die Wellen über dem Fahrzeuge zusammen, so daß alle den ganzen Tag und die folgende Nacht Wasser ausschöpfen mußten. Das wenige Brod, was sie hatten, befand sich in Säken, und verdarb dieses, so erwartete sie ein quaalvoller Hungertod. Um das Fahrzeug zu erleichtern, ließ Bligh alle Kleidungsstücke, die nur irgend entbehrt werden konnten, nebst einigen Segeln und Tauen über Bord werfen. Dadurch ward das Boot etwas leichter, die Arbeitenden hatten mehr Platz, das Wasser auszuschöpfen, und der Kapitain nützte die erste Pause, welche die tobenden Wellen machten, das Brod in des Zimmermanns Kasten zu schaffen, der zum Glück wasserfest und groß war. Hierauf reichte er seinen völlig durchnäßten und vom Froste klappernden Gefährten zum Mittagsmahl jedem einen Theelöffel voll Rum, und ein Stück Brodfrucht. Bei einer Reise von wenigstens acht Wochen mußte die äußerste Sparsamkeit beobachtet werden.

Der Sturm dauerte auch am folgenden Tage fort, und mit ihm die höchst ermattende Arbeit, das Wasser auszuschöpfen. Am fünften May gegen

Abend

Abend wurde endlich die See ruhig, und die Fahrt gieng glücklich vor verschiedenen kleinen Inseln vorbei. Wie gerne hätten sie, um ihren Durst zu löschen, an einer derselben gelandet; aber bei dem lebhaften Andenken an das, was sie auf Tofoa erfahren hatten, wagten sie es nicht. Am sechsten May fiengen sie einen großen Fisch. Die ganze Gesellschaft erhob ein Jubelgeschrey; allein, als man ihn ins Boot werfen wollte, entschlüpfte er wieder, und der Jubel gieng in Klagen über. Am folgenden Tage gieng das Boot beständig zwischen Inseln, auf welchen die Vorbeisegelnden die reitzendsten Haine und Fruchtbäume erblickten. Eine einzige Viertelstunde in diesen gesegneten Wäldern würde die Armen reich gemacht haben, aber ihre Angst war doch größer als ihr Hunger. Wenn sie des Tags genug gehungert hatten, so erwarteten sie bei Nacht neue Beschwerden. Sie lagen in dem engen Boote, wie zusammen gepackt, unter freiem Himmel auf dem nassen Boden in ihren feuchten Kleidern, und waren zuweilen ganz erstarrt, wenn sie aufstunden. Um doch einigen Raum zu gewinnen, trafen sie die Einrichtung, daß ein Theil der Gesellschaft am Tage, der andere in der Nacht schlafen sollte.

Das Land im Westen, bei welchem die Fahrt vorbei gieng, zeigte sich in mannigfaltigen Gestalten; an einigen Stellen waren außerordentlich hohe Felsen, und der Boden angenehm, mit hohem und niedrigem Lande abwechselnd, auch an einigen Stellen mit Holz bedeckt. Zwey Kanots kamen mit aufgespannten Segeln hinter dem Boote her, erreichten sie aber nicht.

Ein willkommenes Ereigniß für die Lechzenden, die nur für die äußerste Noth zu trinken bekamen, war ein starker Regen, der am achten May fiel.

Sie

Sie fiengen in ihren Gefässen über hundert Quartier Wasser auf, und tranken sich an diesem Tage zum erstenmal wieder recht satt. Die Folge dieser Labung war aber sehr beschwerlich, denn da die Durchnäßten ihre Kleider nicht wechseln konnten, so litten sie in der darauf folgenden Nacht sehr viel von Kälte und Schauer. Etwas Rum belebte die Erstarrten wieder, und was dieser nicht that, bewirkte die milde Sonne, die sich des Morgens am reinen Himmel zeigte.

Bisher hatte der Kapitain die Portionen der Lebensmittel nach dem Augenmaße vertheilt. Jetzt machte er aus zwey leeren Kokosnüssen eine Wagschale, und eine Pistolenkugel, die sich zufällig im Boote fand, diente zum Gewicht. Oft sprach er mit seinen Leuten, über die Lage von Neuguinea und Neuholland, und gab ihnen die nöthigen Belehrungen, damit, falls ihm ein Unglück begegnete, die Ueberlebenden den Weg nach Timor finden könnten, welches ihnen nur dem Namen nach bekannt war. Der heitere Himmel trübte sich in Kurzem wieder, es fiel ein starker Regen, der zwar den Wasservorrath im Boote vermehrte, aber auch die kaum trocken gewordenen Kleider völlig wieder durchnäßte. Es folgten einige stürmische und regnigte Tage, und die Kälte war so empfindlich, daß beinahe niemand mehr ein Glied rühren konnte; einige klagten über große Schmerzen in den Eingeweiden. Der wenige Schlaf, den die Unglücklichen hatten, erquickte sie fast gar nicht, da sie immer von der See und vom Regen überschwemmt waren, so daß beständig zwey Personen das Wasser ausschöpfen mußten. Der brave Kapitain, der mit allen seinen Leuten darbte, mit allen arbeitete und mit allen litt, mußte sich die größte Gewalt anthun, seine Thränen zurück zu hal-

ten, wenn er mit jedem neuen Tageslicht die immer bleicher und hagerer werdenden Gesichter seiner unglücklichen Gefährten sahe. Da sie die Kleider nicht trocknen konnten, so rieth er ihnen, sie auszuziehen und in das Seewasser zu tauchen. Dadurch bekamen sie eine Wärme, die sie vom Regen nicht gehabt hatten, und verwahrten sich vor Verkältung und rheumatischen Zufällen. Es war übrigens ein Glück für die Verlassenen, daß es oft regnete, denn außerdem würden sie wahrscheinlich vor Durst gestorben seyn. Auch der Rum that große Dienste, und nach einer elenden Nacht waren einer oder zwei Theelöffel voll ungemein stärkend.

Das stürmische und regnigte Wetter hielt unterdeß immer an, und zuweilen schienen wahre Wolkenbrüche das schwache Fahrzeug in den Grund ziehen zu wollen. In der Nähe zeigten sich verschiedene Inseln, von denen man Rauch aufsteigen sah, ein Beweis, daß sie bewohnt waren. Bligh hielt sie für Eilande, die noch nicht entdeckt wären, die sich aber nahe bei den neuen Hebriden befinden mußten. Fische sahen die Fahrenden genug, auch allerlei Vögel, aber sie konnten durchaus nichts fangen. Da der Hunger ihnen immer beschwerlicher wurde, so baten sie den Kapitain, er möchte ihnen doch nur einmal satt zu essen geben; allein die eiserne Nothwendigkeit zwang ihn, das festgesetzte Maaß nicht zu überschreiten. Ein heftiges Gewitter, das den Nachmittag und die ganze Nacht und den folgenden Tag anhielt, vermehrte das allgemeine Elend. Die Ermatteten empfanden starken Frost, und mußten mit dem Wasser in den Kleidern und in dem Boote kämpfen. Um sie etwas zu erquikken, gab der Kapitain eine Festmahlzeit, d. i. zwei Loth Fleisch. Der Regen strömte aber fortdaurend

so

so heftig, daß sie mitten im Wasser schlafen mußten, und alle Augenblicke von Schrecken und Krämpfen aufgeschreckt wurden. Zum Glück für sie fieng die Sonne auf einige Stunden an zu scheinen, um die nach Hülfe Schmachtenden mit einiger Wärme zu erquicken, und ihre Kleider zu trocknen. Aber dieß Glück dauerte nicht lange, denn bald kam wieder ein anhaltender Platzregen, und am drei und zwanzigsten May stieg das Elend zu einer solchen Höhe, daß alle versicherten, wenn die kommende Nacht der bisherigen gleich seyn werde, so müßten sie nothwendig vor Schwäche, Schmerzen, Krämpfen und Angst vergehen.

Der Kapitain, obgleich selbst des Trostes bedürftig, suchte die niedergeschlagenen Herzen seiner Unglücksgefährten so viel möglich aufzurichten. Er gab ihnen zugleich eine doppelte Portion Rum und stärkte dadurch die Matten. Bald darauf zeigte sich die milde Sonne, und die ganze Mannschaft jauchzte ihr entgegen. Dieß Glück genossen sie einige Tage hinter einander in abwechselnden Graden. Am erquickendsten für sie war der fünf und zwanzigste May, an welchem sie sich zum erstenmal am Feuer der Sonne recht satt wärmten. Sie zogen ihre Kleider aus, und hängten sie zum trocknen aus, welche jetzt so abgenutzt waren, daß sie weder Nässe noch Kälte mehr abhalten konnten.

Da die See jetzt ruhig war, so machte der Kapitain ein Inventarium über den vorhandenen Mundvorrath. Er fand, daß er gerade für neun und zwanzig Tage hinreichen würde, wenn er bei den bisherigen Portionen bliebe. Ob es gleich möglich war, in dieser Zeit Timor zu erreichen, so war es doch eben so leicht möglich, durch Stürme und andere Gefahren länger aufgehalten zu werden. Er kün-

 digte

digte also der Gesellschaft an, daß die traurige Nothwendigkeit befehle, die Mundportionen zu verkleinern. Man seufzte, aber man versprach zu gehorchen, besonders da der Kapitain sich selbst durchaus keinen Vorzug gestattete. Es bekam demnach von nun an ein Mann den fünf und zwanzigsten Theil von einem Pfund Brod zum Frühstück und eben so viel zum Mittagsessen; des Abends aber fiel das Brod ganz weg. Auf die Art blieb auf drei und vierzig Tage Vorrath.

Ein glückliches Ereigniß für die Hungrigen war es, daß sie einen Tölpel, obgleich nur von der Größe einer Taube, fiengen. Bligh zerlegte den Vogel mit dem Eingeweide in achtzehen Portionen, und vertheilte sie durch das Loos. Der Vogel wurde mit Knochen und allem rein aufgegessen, wobei Seewasser als Brühe diente, und außerdem bekam die Mannschaft die gewönliche Portion Brod und Wasser. Am folgenden Tage fieng man einen noch größern Tölpel, der wie der vorige vertheilt wurde, das Blut aber bekamen diejenigen drei aus der Gesellschaft, die am meisten über Schwäche klagten, als Arzney. Um das Brod etwas schmackhafter zu machen, tauchten es die meisten in Seewasser, der Kapitain hingegen brach es gewönlich in kleine Stücke, und aß es mit seinem Antheil Wasser aus einer Kokosschale, wobei er sich jedoch wohl hütete, nicht ein zu großes Stück auf einmal zu nehmen, so daß er so lange bei der Mittagsmahlzeit zubrachte, als wenn er an einer ordentlich besetzten Tafel gesessen hätte.

4.

Ankunft auf Neuholland.

Das schöne Wetter hielt mehrere Tage an, allein die Sonne stach so heftig, daß mehrere in eine Ermattung und Kraftlosigkeit fielen, die an Fühllosigkeit grenzte. Aus dem Zuge der Vögel, die man häufig erblickte, und aus dem Treibholze schloß der Kapitain, daß Neuholland in der Nähe seyn müsse. Wirklich entdeckte man am acht und zwanzigsten May dieß große Land, worüber die ganze Mannschaft sich freute, als ob man in die Themse einzulaufen im Begriff wäre. Doch die Freude wurde einigermaßen gemäßigt, da man nicht wußte, wie man mit dem schwachen Boot über die hohen Brandungen, die vom Ufer schlugen, herüber kommen sollte. Nach vielen Versuchen fand endlich die Gesellschaft am folgenden Tage eine nahe an der Küste befindliche Insel, und an derselben eine Bay, in welche das Boot einlief. Es war schon spater Abend und man fieng sogleich einige Austern, die einen frohen Abendschmauß gaben. Nach einem erquickenden Schlafe stellte man vor allen Dingen Untersuchungen darüber an, ob nicht etwa Eingebohrne in der Nähe wären. Da nirgend eine menschliche Spur entdeckt wurde, so schickte der Kapitain einen Theil der Mannschaft aus, Lebensmittel aufzusuchen, andere aber beschäftigten sich mit der Ausbesserung des sehr beschädigten Steuerruders. Die ausgeschickte Mannschaft kam mit der frohen Nachricht zurück, daß Austern und Wasser in großer Menge vorhanden seyen. Der Kapitain hatte indessen mit Hülfe eines kleinen Vergrößerungsglases, Feuer angezündet; Schwefel und eine Zunderbüchse befand sich unter den

den Sachen im Boot, wodurch man immer Feuer unterhalten konnte. Da einer der Verbannten auch einen kupfernen Topf mitgenommen hatte, so hatte man die nothwendigsten Erfordernisse, um eine Mahlzeit zu halten. Der Kapitain bereitete aus Brod und Schweinefleisch ein Geschmortes, wovon jeder ein volles Nöffel bekam; nie glaubten die Armen köstlicher gespeist zu haben. Sie legten sich darauf im Schatten der Bäume auf die Erde nieder, und genossen eines kurzen erquickenden Schlafes.

Die Austern, auf welche vornemlich Jagd gemacht wurde, saßen an den Felsen so fest, daß man sie nicht ohne Schwierigkeit losbrechen konnte; daher wurden sie da geöffnet, wo sie waren. Wasser war leicht zu bekommen; im Innern des Landes wuchs nemlich einiges Riedgras, welches einen feuchten Boden erwarten ließ, man brauchte daher nur zwei oder drei Fuß tief zu graben, um so viel Wasser zu bekommen, als man wünschte, und zwar von gutem Geschmacke. Die Insel mochte etwa zwo Seemeilen im Um ange haben; sie bildete eine hohe Masse von Felsen und Steinen, und hatte nur kleine Bäume, einige Kohlpalmen ausgenommen, deren Gipfel einiges wohlschmeckendes Gemüse darbot. Spuren von Menschen, als alte Hütten, Kokosnußschalen, Stangen und dergl. bemerkten die Ankömmlinge zwar, sie vermutheten aber, daß jetzt keine Einwohner da seyn möchten, sondern daß nur dann und wann Neuholländer auf diese Insel herüber kämen.

Der Kapitain hatte seine Leute zwar wohlmeinend gewarnt, nichts zu essen, was ihnen unbekannt wäre, allein als sie einige Sträuche mit Beeren fanden, siegte die Begierde über die Vernunft, und jemehr ihnen die Frucht behagte, desto unmäßiger genossen sie davon. Die Wirkungen blieben nicht aus:

aus; mehrere klagten über Beschwerden im Magen, und sie besorgten, die Frucht möchte giftig seyn, doch kamen sie mit dem Schrecken davon, und die Beschwerden waren bald überstanden.

Auf ein herrliches Abendessen von Austern und Palmenkohl folgte ein erquickender Schlaf, und am andern Morgen war auf allen Gesichtern eine heitere Gemüthsstimmung zu lesen. Der Rest des Schweinefleisches ward vertheilt, alle Gefäße wurden mit Wasser gefüllt, und das Boot zur Abreise in Stand gesetzt. Als alles fertig war, verrichtete der Kapitain ein feierliches Gebet, und das Fahrzeug fuhr ab. In diesem Augenblicke zeigten sich unfern des Ufers etwa zwanzig Eingebohrne, welche hin und her liefen und ein Geschrey erhoben. Sie waren mit Speeren und einem Säbel bewaffnet, und winkten den Abfahrenden, ans Land zu kommen, allein niemand fand es rathsam, der Einladung zu folgen. Sie waren nackend, dem Ansehen nach schwarz und hatten kurzes buschichtes Haar. Am folgenden Tage bemerkte man andere Haufen, die ebenfalls winkten, und zum Zeichen der Freundschaft grüne Zweige um die Köpfe schwangen. Der Kapitain wünschte einiges Verkehr mit ihnen zu haben, und fuhr nahe ans Ufer, aber nun nahmen sie die Flucht.

Die Fahrt gieng in der Nähe mehrerer Inseln hin. Einige Zeit hatten die Fahrenden eine armselige, niedrige, sandige Küste im Gesicht, auf der nur sehr wenig Grün zu sehen war, und kein Kennzeichen, daß sie für ein menschliches Wesen bewohnbar wäre, einige einzelne Flecken mit kleinen Bäumen und Gesträuchen ausgenommen. Weiterhin zeigten sich einige Inseln, zum Theil hübsch und mit Holz bewachsen. An einer derselben beschloß

Bligh

Bligh zu landen, in der Hoffnung einige Lebensmittel zu finden. Das Ufer war felsicht, doch gab es dazwischen manchmal einen sandigen Strand. Sobald man gelandet hatte, schickte der Kapitain zwei seiner Leute nach Süden und Norden, um Lebensmittel aufzusuchen, und blieb mit den übrigen im Boot zurück. Allein bei dieser Gelegenheit überwältigten Müdigkeit und Schwäche die Subordination so sehr, daß die Aufgeforderten im Unmuthe erklärten, sie wollten lieber kein Mittagessen haben, wenn sie es selbst suchen müßten. Einer erdreistete sich sogar, zu dem Kapitain zu sagen: „Ich bin so gut wie Sie!" Eine solche Sprache hatte Bligh noch nie vernommen; aber so sehr ihn diese Rede überraschte, so schnell wußt' er sich zu fassen. Da er die Gefahr einer allzugroßen Nachgiebigkeit erkannte, so beschloß er dem Ding auf einmal ein Ende zu machen, und entweder sein Ansehen zu retten, oder in dem Versuche umzukommen. Er ergrief einen Hirschfänger, befahl dem Rebellen einen andern zu nehmen und sich zu vertheidigen. Dieß wirkte; derselbe Mensch, welcher vor wenig Augenblicken eine so dreiste Sprache geführt hatte, schlug jetzt die Augen nieder und fieng an nachzugeben. Der Kapitain verzieh ihm, und alles ward wieder ruhig.

Die Ausbeute, welche auf dieser Insel gewonnen wurde, bestund in einigen Austern und Muscheln, ein paar kleinen Hayfischen und zwei Tonnen Regenwasser. Tags darauf wurde an einer andern Insel gelandet, auf welcher häufige Spuren von Schildkröten zu sehen waren. Ein Theil von der Mannschaft wurde ausgeschickt, so viel als möglich von diesem leckern Wildpret zu fangen; allein die Jäger kamen mit leeren Händen und traurigen Gesichtern zurück.

zurück. Unter ihnen war der Botanikus Nelson, den der Sonnenstich so entkräftet hatte, daß er von zweien seiner Gefährten geführt werden mußte. Ein weiches Lager im kühlen Schatten und einige Theelöffel voll Wein, den der Kapitain für solche Fälle aufgehoben hatte, gaben ihm einige Linderung. Kaum hatte sich dieser Patient erholt, so legte sich der Bootsmann und der Zimmermann. Auch diesen gab der Kapitain die gewöhnliche Arznei, und beiden verlieh der Schlaf wieder einige Kräfte. Unterdessen war eine andere Anzahl Leute ausgeschickt worden, um, wo möglich, einige Tölpel oder andere Vögel von ihren Nestern wegzuhaschen. Sie brachten zwölf Stück und außerdem eine Art kleiner Bohnen, die häufig auf dieser Insel wuchsen.

Der Kapitain mußte sich einen ganzen Tag hier verweilen, da verschiedene seiner Leute über Kopfschmerz klagten, andere aber vom Stuhlzwang litten. In der Hoffnung, daß Ruhe das beste Heilmittel seyn dürfte, beschloß er, auch die Nacht am Lande zuzubringen, da das feste Land zu entfernt war, um von den Eingebohrnen einige Gefahr zu befürchten. Gegen Abend legten sich alle nieder, nachdem der Kapitain befohlen hatte, kein großes Feuer anzuzünden, und dasselbe, wenn es schon finster sey, nicht auflodern zu lassen. Kurz darauf schien plötzlich die ganze Insel in Flammen zu stehen. Einer von den Leuten hatte gegen den ausdrücklichen Befehl des Kapitains Feuer angemacht. Die Flamme ergrief das dürre umherstehende Riedgras, und verbreitete sich über einen ansehnlichen Theil der Insel. Dadurch wurde nicht nur ein zweiter Versuch zum Schildkrötenfang völlig vereitelt, indem das Feuer alle diese Thiere ins Wasser scheuchte, sondern die Gesellschaft mußte auch eilig wieder in See gehen, weil

weil zu besorgen stand, daß dieser Zufall die Neugierde und zugleich die Rache der Eingebohrnen reitzen würde. Als man an Bord gieng, wollte man erst nach der einzigen Uhr sehen, die man hatte, allein sie war leider stille gestanden. Diese Uhr, die der Constabel bei der Verjagung aus dem Schiffe gerettet hatte, war bisher zur Eintheilung der Zeit gebraucht worden. Von nun an mußte also die Sonne, wenn diese anders schien, zum Wegweiser dienen.

5.

Ende der gefahrvollen Fahrt. Ankunft im Vaterland.

Sechs Tage lang hatten die Reisenden an den Küsten von Neuholland zugebracht, und sie waren in dieser Zeit neben einer Menge Inseln hingefahren, welche dieses einem Welttheile an Größe gleichkommende Land umgeben. Während dieser Tage hatten sie hinlängliche Lebensmittel und Vorrarh gefunden. So klein diese Beihülfe war, so diente sie doch zu einer großen Erleichterung; ohne sie würde die ganze Gesellschaft der äußersten Ermattung und dem Hunger unterlegen seyn. Auch die ruhigen Nächte am Lande waren sehr erquickend.

Am vierten Junius kam das Boot wieder auf den großen freien Ocean. Das Wetter war abwechselnd schön und regnigt, zuweilen mit Windstößen begleitet. Nachts hatten die Reisenden viel von der Kälte zu leiden, auch wurden sie häufig durchnäßt, da die Wellen oft über Bord schlugen. Die Kräfte der Mannschaft nahmen nach und nach ab; der Wundarzt und der Segelmacher, ein alter versuchter Seemann wurden zuerst krank, und erhielten

ten

ten zur Stärkung etwas Wein. Andere hatten beständig Neigung zum schlafen, ein Beweis, daß ihre Lebensgeister sich erschöpften. Der Kapitain untersuchte am siebenten Junius den Proviant, und da noch auf neunzehen Tage Vorrath da war, so wagte er es wieder, wie im Anfange der Reise, drei Mahlzeiten zu geben. Am neunten Junius machte die Gesellschaft einen ganz unerwarteten Fang mit einem jungen Delphin, wovon jeder zwei Unzen bekam, und den folgenden Tag das übrige. Der Regen hielt jetzt beständig an, und mit ihm die Arbeit der matten, ausgemergelten Reisenden. Ihr Herz ergoß sich in bittere Klagen, manche fiengen an über die Vorsehung zu murren, und andere stürzten sprachlos im nassen kalten Boote nieder. Selbst der Kapitain ward krank, aber er machte sich stärker als er war, und suchte die Leidenden mit der Hoffnung zu trösten, daß sie das sehnlich gewünschte Timor bald erreichen würden. Wirklich konnten die Bejammerungswürdigen ihren Zustand nicht lange mehr aushalten. Ausserordentliche Schwäche, geschwollene Beine, hohle gespensterartige Gesichter, starke Schlafsucht und Schwäche des Gedächtnisses waren traurige Vorboten einer tödtlichen Krankheit, welcher nur durch baldige Entdeckung der Insel Timor vorgebeugt werden konnte. Am schwächsten war der Wundarzt. Der Kapitain verdoppelte daher die Dosis der einzigen Arzney, die er hatte, und was diese nicht vermochte, das suchte er durch Ermunterungsgründe zur Gedult zu erreichen, indem er die Gesellschaft zu überzeugen suchte, daß das Ziel ihrer Reise nicht mehr fern seyn könne.

Wirklich wurden am folgenden Tage viele Rothgänse gesehen, welche Beobachtung, da sie das Zeichen eines sehr nahen Landes ist, eine sehr heil-

same Wirkung auf die Kranken machte. Abends wurde ein Tölpel gefangen, und indem man ihn am frühen Morgen des dreizehenten Junius verzehrte, rief einer von den Matrosen Land! Alle blickten auf, und Land! Land! war der jauchzende Widerhall der Kranken und der noch wenigen Gesunden. Es war wirklich die Insel Timor. Der allgemeine Jubel läßt sich nicht mit Worten ausdrücken; einige weinten vor Freuden, andere wollten in ihrem Taumel hüpfen, aber ihre Mattigkeit hielt sie zurück, alle aber umarmten einander. Kaum schien es glaublich, daß die Verstossenen fähig gewesen wären, mit einem offenen so armselig ausgerüsteten Boote einen Weg zurückzulegen, der 3618 Seemeilen betrug, ohne daß, der großen Noth und des Elendes ohngeachtet, einer gestorben wäre.

Der Kapitain bot seine ganze Klugheit auf, diejenige Gegend der Insel zu finden, wo das holländische Etablissement war, damit er nicht etwa am Ziel dieser gefahrvollen Reise den barbarischen Insulanern in die Hände fallen möchte. Sein Gedächtniß sagte ihm, wiewohl doch nur zweifelhaft, daß diese Pflanzung am südwestlichen Theile der Insel seyn müsse; er fuhr also auf diese Seite zu, fand aber an diesem Tage noch nichts, was europäische Industrie verrieth. Am folgenden Mittage aber zeigte sich eine schöne geräumige Bay, und an der Küste in einer unabsehlichen Weite prangten bebaute Aecker und Fluren, auch sah man eine weidende Heerde Rinder unter der Aufsicht eines Hundes, und in der Ferne eine Hütte. Es wurde sogleich gelandet, und der Kapitain schickte den Bootsmann und Konstabel auf Kundschaft aus. Sie kamen mit fünf Indianern zurück, und erzählten vergnügt, daß sie zwei Familien gefunden hätten, und von

den

den Frauenzimmern mit europäischer Höflichkeit behandelt worden wären. Von den Indianern erfuhr man, daß der Gouverneur dieser holländischen Pflanzung zu Coupang, der Hauptstadt dieser Kolonie, wohne, und einer derselben erbot sich, die Reisenden dahin zu begleiten, welches dankbar angenommen wurde. Diese Indianer waren dunkel von Farbe, hatten langes schwarzes Haar, trugen um die Hüfte ein viereckigtes Stück Zeug, in dessen Falten ein Messer steckte, und um den Kopf hatten sie ein Schnupftuch.

Als die Reisenden, nach einem erquickenden Schlafe, längs der Küste hinfuhren, hörten sie zwei Kanonenschüsse krachen, und bald darauf sahen sie zwei Kriegsschiffe und einen Kutter vor Anker liegen. In der Freude hierüber tractirte der Kapitain seine Leute mit einem Frühstück von Brod und Wein. Jetzt gieng die Sonne auf, und der Indianer zeigte ihnen die Stadt Coupang. Der Kapitain steckte eine Flagge als Nothzeichen auf, weil er nicht ohne Erlaubniß in den Hafen einlaufen wollte. Das Zeichen ward verstanden, denn bald erschien ein holländischer Soldat, welcher der Mannschaft zurief, daß sie landen könne. Eine große Schaar neugieriger Indianer bedeckte das Ufer, um die Fremdlinge zu sehen, und ihre Mienen verriethen zugleich Erstaunen und Mitleiden. Jetzt drängte sich auch ein Mensch im englischen Matrosenhabit herbei, durch dessen Ankunft die Engländer aufs angenehmste überrascht wurden. Dieser willkommene Mann stund in den Diensten des holländischen Kapitains Spikermann, der zu Coupang im Range nach der zweite war. Bligh wünschte diesem Herrn vorgestellt zu werden, und der englische Matrose führte ihn sogleich zu demselben. Er fand hier die

gütig-

gütigste Aufnahme, denn kaum hatte der Holländer einige wenige Nachrichten über das klägliche Schicksal des Kapitains und seiner Leute gehört, so machte er sogleich die thätigsten Anstalten, die Unglücklichen ans Land bringen und sämtlich in sein Haus führen zu lassen.

Für einen unbefangenen Beobachter gab es kaum einen überraschendern Anblick, als die Engländer, nachdem sie ihr Boot verlassen hatten, und in dem Hause ihres freundlichen Wohlthäters mit Thee und Butterbrod erquickt wurden. Auf der einen Seite sah man eine Anzahl verhungerter Gespenster, deren hohle Augen bei dem Anblick der lange entbehrten Nahrung funkelten; auf der andern ihre Erretter, die sich vor dem Anblicke entsetzten, da die geisterähnlichen Gesichter jener Gruppe, wenn man die Ursache davon nicht gewußt hätte, eher Schrecken als Mitleid erregt haben würden. Wirklich war der Zustand der Ankömmlinge im höchsten Grade schröcklich. Ihr Körper war nichts als Haut und Knochen, die Farbe war grau, die Augen lagen in tiefen Höhlen, aus denen helle Thränen hervorquollen, ihr Bart war verwirrt und lang, die Glieder waren mit Geschwüren bedeckt, ihre Haltung war wankend und zitternd, und ihre Kleidung bestand in Lumpen.

Kapitain Bligh begab sich zu dem Gouverneur von Coupang, der an einer harten Krankheit darniederlag. Er fand auch hier die wohlwollendste Aufnahme, wurde mit einem vortrefflichen Mahle bewirthet, und mit der Versicherung des fernern thätigsten Beistandes entlassen. Es ward ein Wundarzt gesandt, der die Geschwüre verband, und zur Reinigung und Bedeckung der Entblößten wurde die nöthige Wäsche und gute Kleidung gebracht.

Dem

Dem Kapitain selbst wurde ein gutes Haus angewiesen; die Mannschaft aber sollte, weil man dieß Haus für alle zu klein hielt, in der Stadt einzeln untergebracht werden. Bligh, der bisher mit achtzehen Leuten in einem drei und zwanzig Fuß langen Fahrzeuge gewohnt hatte, war der Meinung, daß sein ihm angewiesenes Haus für ihn und seine Gefährten groß genug sey, und nahm sie alle zu sich.

Die gute Behandlung und Pflege, welche die Engländer fortdauernd genossen, hatte so gute Folgen, daß sie sich in Kurzem fast ganz wieder erholten. Nur der Botaniker Nelson unterlag seiner Schwäche. Er war seit der Abreise von Neuholland äußerst matt und schwach geworden, und zog sich durch unvorsichtiges Ablegen der wärmern Kleidung eine Erkältung zu, die ihn ins Grab legte. Er war ein eben so geschickter als rechtschaffener Mann, der schon unter dem unsterblichen Cook die Reise um die Welt gemacht hatte, und der jetzt wieder von der Regierung in diese entfernten Weltgegenden geschickt worden war, um durch Entdeckung und Einsammlung fremder Gewächse die Kräuterkunde zu vermehren. Sein Tod gieng allen sehr nahe, und er wurde so feierlich, als es die Umstände erlaubten, beerdiget. Zwölf schwarz gekleidete Soldaten trugen die Leiche. Unmittelbar auf den Sarg folgte der Vicegouverneur mit dem Kapitain Bligh, darauf zehen Herren aus der Stadt in Paaren, dann die Officiere der im Hafen liegenden Schiffe, und endlich die trauernden Landsleute des Entseelten.

Da Kapitain Bligh wünschte, noch mit der Octoberflotte, die jährlich von Batavia nach Europa geht, absegeln zu können, so kaufte er am ersten Julius für tausend Reichsthaler einen vier und dreissig Fuß langen Schooner, und rüstete ihn so schnell

als möglich aus. Weil er selbst von allem Gelde entblößt war, so dankte er auch diese Unterstützung dem Wohlwollen und Zutrauen der Holländer. Am zwanzigsten August nahmen die Reisenden mit gerührtem Herzen Abschied von den gastfreien und freundschaftlichen Einwohnern Coupangs, und begaben sich an Bord. Beim Ausegeln aus dem Hafen begrüßten sie das Fort und die Schiffe, und wurden wieder von ihnen begrüßt. Die Fahrt war glücklich, denn am ersten October lief das Schiff zu Batavia ein. Bligh hatte sich beim Ausschiffen an dem ungesunden Orte so angegriffen, daß er von einem starken Fieber befallen wurde. Er fand aber auch hier mitleidige Menschen, denn der Gouverneur ließ ihn auf ein Landhaus bringen, und schickte ihm den obersten Arzt der Stadt. Er wurde soweit wieder hergestellt, daß er am vierzehenten October wieder absegeln konnte, seine völlige Genesung jedoch erhielt er erst am Vorgebürge der guten Hoffnung, wo er den sechzehenten December ankam. Auch hier fand er an dem Gouverneur einen gütigen Mann, der ihm bis zum zweiten Januar ungemein viel Freundschaft erwies. An diesem Tage gieng er völlig genesen wieder mit günstigem Winde in See, und kam am vierzehenten März 1790 in Portsmouth an.

Sechste Abtheilung.

Ausserordentliche Naturereignisse.

I.

Beschreibung der fürchterlichen Pestseuche, welche 1656 zu Neapel wüthete.

1.

Veranlassung zum Ausbruch der Pest. Sorglosigkeit der Regierung.

Das Königreich Neapel, dieses entzückende Land, von der Natur zum Paradiese Europa's gebildet, und von gutmüthigen aber sinnlichen, unthätigen und bigotten Menschen bewohnt, wurde im Jahre 1656 von einer schröcklichen Pestseuche heimgesucht und verwüstet. Die ersten Spuren dieser fürchterlichen Krankheit zeigten sich an den spanischen Küsten am Mittelmeere, und nachdem sie mehrere der schönsten Provinzen Spaniens verwüstet hatte, drang sie nach

Sardinien, und verwandelte dieses Eiland in einen Aufenthalt des Schreckens. Um der fernern Verbreitung des alles verheerenden Uebels Einhalt zu thun, brachen die italienischen Staaten allen Verkehr mit der unglücklichen Insel ab, und suchten sich durch Anwendung der in solchen Fällen gewönlichen Maaßregeln vor der Ansteckung zu retten. Dieß geschah auch im Königreiche Neapel, aber leider ohne den gewünschten Erfolg.

Eines Tages erschien im Hafen der Hauptstadt ein Schiff, welches Kriegsleute am Bord hatte. Der Befehlshaber desselben zeigte Pässe und Gesundheitsscheine von Genua vor, und die Aufseher des Hafens verstatteten ohne weitere Untersuchung die Ausschiffung der Mannschaft. Zu spat erfuhr man, das Schiff sey nicht von Genua, sondern von der sardinischen Küste gekommen, denn kaum war die Mannschaft ausgeschifft, so erkrankte einer der gelandeten Soldaten, und starb nach drei Tagen im Hospitale. Ein Krankenwärter daselbst ward von einem heftigen Schwindel befallen, und starb nach vier und zwanzig Stunden. Gleiches Schicksal traf die sogenannte Krankenmutter, und einige Bewohner der Häuser in der Nähe des Hospitals.

Das Gerücht von diesen schnell auf einander folgenden Todesfällen verbreitete sich, mit mancherlei vergrößernden Zusätzen, in wenigen Tagen durch die ganze große Stadt, und erregte vielerlei ängstliche Besorgnisse. Die Aerzte, welche über die eigentliche Beschaffenheit der Krankheit vernommen wurden, erklärten dieselbe blos für ein bösartiges Fieber oder einen Schlagfluß. Es lag dem spanischen Vicekönige von Neapel, Grafen von Castrillo, viel daran, diese Meinung geltend zu machen, denn als einer der zur Rathe gezogenen Aerzte sich dahin äußer-

te,

te, er halte das Uebel für pestartig, ließ ihn der stolze Spanier in ein Gefängniß werfen, wo der Unglückliche erkrankte und starb. Vielleicht hätte der weitern Verbreitung der Krankheit jetzt noch Einhalt gethan werden können, aber da man alle Maaßregeln einer klugen Vorsicht vernachläßigte, so dehnte sich die Ansteckung bald über mehrere Quartiere der Stadt aus. Weder die Sache selbst, noch die ängstlichen Besorgnisse der Einwohner blieben dem Vicekönige unbekannt, aber er verharrte mit anscheinender Ruhe bei seiner Indolenz. Entweder hielt er wirklich die Gefahr nicht für so groß und dringend, oder er wollte die Stadt nicht in den Ruf bringen, daß sie wirklich von der Pest angesteckt sey.

Je größer indessen die Gefahr wurde, desto unruhiger wurde das Volk, und ergoß sich in laute Klagen und Verwünschungen gegen die Regierung. Der Erzbischof Filomarino machte dem Vicekönige die bittersten Vorwürfe über seine Gleichgültigkeit gegen das Schicksal einer so großen, und mit einer ungeheuren Menschenmasse angefüllten Stadt, und forderte ihn zur Anwendung schleuniger und kräftiger Rettungsmittel auf. Was die Vorstellungen des Prälaten nicht vermochten, bewirkte doch endlich die Furcht vor einem allgemeinen Aufstande des Volks. Um wenigstens etwas zur Beruhigung der aufgebrachten Gemüther zu thun, veranstaltete der Vicekönig eine Versammlung der erfahrensten Aerzte, und forderte ihr Gutachten über die wahre Beschaffenheit der ausgebrochenen Krankheit. Es läßt sich nicht sagen, ob die Aerzte bestochen waren, oder ob es ihnen an hinreichender Einsicht fehlte, oder ob ihnen die Furcht die Zunge band — genug, sie urtheilten: die in Neapel herrschende Krankheit sey keine Pestseuche. Um jedoch die weitere Verbreitung

 des

des epidemischen Uebels zu hindern, erklärten sie es für rathsam, durch angezündete Feuer in den Strassen die Luft zu reinigen, und den Verkauf gesalzener Fische zu untersagen.

Der Vicekönig glaubte jetzt alles gethan zu haben, was man von ihm erwarten könnte. Er hatte den Ausspruch der Aerzte für sich, und achtete daher das Geschrey des unwissenden Volkes nicht. Allein das vorgeschlagene Mittel blieb nicht nur völlig wirkungslos, sondern die Seuche nahm vielmehr einen immer furchtbareren Charakter an. An jedem Tage starben mehrere Hunderte, und alle angewendeten Heilmittel waren fruchtlos. Unaufhörlich tönten die Todtenglocken, und in den Straßen sah man nur Leichenzüge und das Sakrament, welches zu den Sterbenden getragen ward. Furcht und Entsetzen bemächtigten sich aller Klassen der Einwohner, überall sah man sich nach Rettung um, und suchte endlich Hilfe, nicht im Gebiete der Vernunft, sondern vor den finstern Altären des Aberglaubens. Zahlreiche Processionen von Männern, Weibern, Jungfrauen und Jünglingen zogen durch die Strassen, und flehten mit Gebet und Gesang Gott und die Heiligen um Schutz und Hülfe an.

2.

Unwirksame Maaßregeln zur Ausrottung des Uebels. Schröcklicher Charakter desselben.

Unumschränkt ist die Herrschaft, welche der Wunderglaube über schwache und gemeine Geister ausübt, und nichts läßt den Menschen so ganz seine Vernunft verläugnen, und würdigt ihn tiefer unter sich selbst herab, als mißverstandene Religionsbegriffe.

begriffe. Dieß zeigte sich jetzt auch in Neapel. Je fürchterlicher die Pest zu wüthen fortfuhr, desto mehr sehnte man sich nach Hülfe. Was die Klugheit an die Hand gab, wurde wenig geachtet oder gänzlich vernachläßigt; aber was der Wunderglaube rieth, wurde mit Enthusiasmus ergriffen und mit wunderbarer Anstrengung vollzogen.

Kurz vor dem Ausbruche der Pest war eine fromme Schwärmerin, die Schwester Ursula, welche als Einsiedlerinn auf dem St. Martinsberge unfern Neapel gelebt hatte, im Geruche der Heiligkeit gestorben. Sie hatte eines Tages mit prophetischer Begeisterung, feierlich und pathetisch versichert: „Wenn einst die Stürme der heftigsten Drangsale über Neapel zusammen schlagen, dann wird man meine Einsiedeley in ein schönes und prächtiges Gotteshaus verwandeln.“ Diese Worte der hochverehrten Schwester Ursula wurden jetzt, zur großen Freude der geängsteten Menge, als ein Wink angesehen, dem gänzlichen Verderben zu entgehen. „Zuverlässig, sagten die Diener des Aberglaubens, hat die Heilige auf den gegenwärtigen unglücklichen Zustand Neapels gedeutet. Eilet, riefen sie daher dem Volke zu, und verschönert die Wohnung der Heiligen auf dem Martinsberge. Dieß ist das einzige Mittel, wodurch dem allgemeinen Elend ein Ziel gesetzt werden kann.“

Diese Worte des Wahnglaubens fanden in ganz Neapel, nicht nur unter dem Pöbel, sondern auch bei den höchsten Ständen, empfängliche Gemüther. Jedermann horchte auf die Worte der fanatischen Pfaffen, und auf ihren Rath wurde sogleich der Grundriß zu dem aufzuführenden heiligen Gebäude entworfen. Der Vicekönig selbst bewies jetzt eine ungemeine Thätigkeit, und trug mit eige-

ner

ner Hand die ersten zwölf Körbe voll Erde nach der Baustelle. Wer wollte es, nach diesem leuchtenden Beispiele, dem bethörten Volke verdenken, daß es dem Rathe seiner Priester folgte, deren Worte es wie Orakelsprüche zu verehren gewohnt war? Ritter und Handwerker, Greise und Jünglinge, Matronen und Jungfrauen, alles was von gesunden Einwohnern in Neapel war, ohne Unterschied des Ranges, Alters und Geschlechts, strömte nach dem Martinsberge hinaus, alles bot willig seine Kräfte und Schätze zur Errichtung eines neuen Denkmals des Aberglaubens dar. Das weibliche Geschlecht beraubte sich seines besten Geschmeides und Schmuckes, selbst der ärmste Bettler opferte freudig seinen letzten Heller, und die zur Annahme der Beiträge in den Straßen ausgestellten Becken füllten sich in wenigen Stunden mit Gold, Silber- und Kupfermünzen an. Eben so bereit war jeder zu den beschwerlichsten und niedrigsten Handdiensten. Dort sah man Grafen und Marchesen, die reichsten Kaufleute und wohlhabensten Bürger Steine, Kalk und Sand herbeitragen; hier dienten andere den Zimmerleuten als Handlanger, und keuchten unter der ungewohnten Last der Balken und Breter, womit der fromme Wahnsinn ihre Schultern beladen hatte. So sehr besiegten Todesangst und Aberglaube den Stolz und die Trägheit dieser Menschen.

Kein Wunder, daß bei so angestrengter vielfacher Thätigkeit die Mauren des neuen Gotteshauses schnell emporstiegen. Aber nie rächte sich die beleidigte Vernunft so furchtbar als hier. Das thörichte Mittel, von welchem die verblendeten Neapolitaner Rettung erwarteten, brachte das Verderben nur noch gräßlicher über sie. Der Zusammenlauf des Volks bei dem Bau und den Processionen, und die

heftige

heftige Anstrengung und Erhitzung während der, den meisten ganz ungewohnten Arbeiten, mußte natürlich das Gift der Seuche immer mehr entwickeln und die Empfänglichkeit für die Ansteckung vermehren. Bisher war die Sterblichkeit noch auf einige Quartiere eingeschränkt gewesen, jetzt wüthete der Tod in der ganzen großen Stadt. Die Bösartigkeit der Seuche stieg zu einem solchen Grade, daß täglich Tausende davon hingerafft wurden. Und nicht in der Hauptstadt allein war das Pestübel verbreitet, sondern auch die Provinzen des Reichs wurden von demselben verwüstet.

Da Schwester Ursula keine Hülfe schaffte, der ihr errichtete Tempel keine Rettung brachte, und alle Processionen und Bittgänge vergebens waren, so ergrief man endlich Maaßregeln, von denen am ehesten Rettung hätte erwartet werden können, wenn sie früher in Anwendung gebracht worden wären. Der Vicekönig ernannte, durch die dringendsten Vorstellungen der Stadtobersten und anderer rechtlicher Männer dazu aufgefordert, eine eigene Kommission, die sich ausschließend mit der Seuche, und der zur Verhinderung ihrer fernern Verbreitung zu treffenden Maaßregeln beschäftigen sollte. Sie fiengen ihre Arbeiten damit an, daß sie nochmals die Aerzte aufforderten, die Natur der Krankheit genau zu untersuchen, und ihr Gutachten darüber abzugeben. Es hätte dieser Untersuchung kaum bedurft, denn das Resultat war, was schon längst kein Vernünftiger mehr bezweifelt hatte, daß nämlich die Krankheit eine wirkliche Pest sey, und die Rettung der davon Befallenen außer den Grenzen der Heilkunst liege; es bleibe daher nichts zu thun übrig, als durch kräftige Maaßregeln der weitern Verbreitung derselben wo möglich Schranken zu setzen.

Die

Die Pestkommission traf nun, nach dem Rathe der Aerzte, die Veranstaltung, daß in allen Städten und Plätzen des Königreichs Wachen ausgestellt wurden, um jeden Reisenden zurückzuweisen, der nicht mit gültigen Gesundheitszeugnissen versehen sey. In der Hauptstadt selbst wählten Adel und Bürgerschaft gemeinschaftlich einen Bevollmächtigten für jedes Quartier, dem alle Kranken gemeldet werden sollten. Zugleich ward festgesetzt, daß jeder Angesteckte in das Hospital des heiligen Januarius außerhalb der Stadt gebracht werden sollte. Den Bemittelten wurde zwar erlaubt, in ihren Wohnungen zu bleiben, jedoch nur bei verschlossenem Hause, und von allen übrigen Einwohnern abgesondert. Kein Arzt oder Wundarzt durfte die Stadt verlassen, keiner sich weigern, einem Pestkranken beizustehen. Hunde und andere Thiere, welche durch ihr Umherlaufen die Ansteckung befördern konnten, mußten abgeschafft oder sorgfältig eingeschlossen werden.

So zweckmäßig diese und andere Verfügungen waren, welche die Pestkommission traf, so blieben sie doch ohne die gehoffte Wirkung, und schienen auf alle Fälle zu spat zu kommen. Die Seuche erreichte den höchsten Grad von Bösartigkeit, und nichts war im Stande, ihren Verheerungen Grenzen zu setzen. Die sämtlichen Hospitäler der Stadt wurden auf einmal von ihr ergriffen. Man legte neue an, aber sie hatten nicht Raum genug, die ungeheure Zahl der Kranken zu fassen, welche sich täglich mehrten, denn es war kein Quartier der Stadt, ja in manchen Bezirken kein Haus von der Ansteckung frei. Leute, welche ganz gesund zu seyn schienen, sanken, von einem heftigen Schwindel befallen, plötzlich todt zu Boden; andere starben erst nach einem mehrtägigen Krankenlager. Bürger und

öffent-

öffentliche Beamte, Aerzte und Wundärzte, Vornehme und Bettler, Priester und Layen wurden ohne Unterschied hinweggerafft. Jeder Tag zählte mehrere tausend Leichen, und manche Häuser waren oft in wenig Tagen ganz ausgestorben und menschenleer. Bald fehlte es an Gräbern und Begräbnißplätzen, und an Händen, die Menge der Todten zu beerdigen. Die letztern blieben daher zum Theil in den Häusern, auf den Kirchthürstufen, wohin viele Kranke sich flüchteten, in den Straßen, oder wo sie sonst ihr Ende gefunden hatten, unbegraben liegen. Nur wenige der Reichsten erhielten mit großen Kosten in den Kirchen ein Grab, aber ihre Beerdigung geschah ohne Geistliche und Gefolge, und statt des Sarges diente ein einfaches Brett. Die Beichten geschahen öffentlich, und das Sakrament ward ohne Begleitung zu den Kranken getragen, und ihnen an der Spitze eines Stabes gereicht.

3.

Innerliche Unordnung und Zerrüttung. Allmähliche Abnahme.

Selten kommt ein Unglück allein; eines erzeugt immer das andere, und vermehrt das allgemeine Elend. Auch in Neapel war die schröckliche Krankheit nicht das einzige Ungemach, unter welchem die unglückliche Stadt seufzte. Es kamen noch andere Drangsale hinzu, welche durch die Seuche veranlaßt und genährt wurden.

Die Neapolitaner trugen das spanische Joch schon lange mit äußerstem Widerwillen, und der jetzige Vicekönig sorgte auf keine Weise dafür, dasselbe erträglicher zu machen. Drückende Auflagen und

grausame

grausame Erpressungen der spanischen Ober- und Unterbedienten hatten das, von Natur zum Aufruhr geneigte Volk, schon mehrmals zu Empörungen gereitzt. Erst vor wenigen Jahren hatte ein Fischer, Namens Masaniello *), schröckliche Unordnungen und ein fürchterliches Blutbad veranlaßt. Das Feuer glimmte jetzt abermals unter der Asche, und drohte von neuem aufzulodern. Die Mißvergnügten benutzten nemlich das Unglück des Tages, um die Empfindungen des Hasses wider die Spanier, welche in ihrem Busen glühten, ihren Mitbürgern mitzutheilen, und sie zur Empörung wider ihre tyrannischen Herren zu reitzen. Sie behaupteten, die Spanier hätten absichtlich die schröckliche Plage über Neapel gebracht, um die Einwohner für ihre frühere Widersetzlichkeit zu bestrafen. Allerlei Thatsachen, die freilich nicht zu leugnen waren, wurden vorgebracht, um dieses Vorgeben zu beschönigen. Ein schwerer Verdacht ruhte auf dem Vicekönige, daß er das Einlaufen des Schiffes, welches soviel Unglück über Neapel gebracht hatte, hätte verhindern können, daß er aber insgeheim die Erlaubniß dazu ertheilt habe. Seine Vernachlässigung aller Vorkehrungen beim Ausbruch der Seuche wurde mit den schwärzesten Farben abgemahlt, auch ließ man nicht unbemerkt, was übrigens leicht zu erklären war, daß weder die mit spanischen Soldaten besetzten Forts von Neapel, noch die von den Spaniern bewohnten höhern Gegenden der Stadt von der Pest heimgesucht wurden.

Es

---

*) Der Aufruhr, den Masaniello veranlaßte, ist ausführlich erzählt im sechsten Bande meiner Gemählde der merkwürdigsten Revolutionen. S. 283—354.

Es konnte nicht fehlen, daß solche Vorstellungen die Gemüther beunruhigten, und zu Gewaltthätigkeiten reitzten. Am stärksten aber wirkte auf das Volk die lügenhafte Versicherung der Unruhestifter, daß gewisse von den Spaniern gedungene Personen mit vergifteten Pulvern umherschleichen, und dadurch die allgemeine Ausrottuug der Einwohner beförderten. Zahlreiche Schaaren durchstreiften mit tumultuarischem Geschrei die Straßen, und suchten sich der vermeinten Giftmischer zu bemächtigen. Mehrere Personen wurden als verdächtig angehalten, und jeder, der mit einem ausländischen Kleidungsstück angethan erschien, lief Gefahr, von dem erbitterten Pöbel gemißhandelt oder gar ermordet zu werden. Ja die Regierung, um der Wuth des Volkes ein öffentliches Opfer zu bringen, sah sich genöthiget, einen gewissen Vittorio Angelucci, welcher der Giftmischerey beschuldiget war, rädern zu lassen. Glücklicherweise hatte dieser Mensch, obgleich an dem aufgebürdeten Verbrechen unschuldig, durch andere schwere Missethaten die erlittene Strafe verdient.

Da die unruhigen Bewegungen des Volks beständig anhielten, und immer bedenklicher wurden, so ließ die Regierung verschiedene von den Aufrührern einziehen, und fünf der Rädelsführer auf öffentlichem Markte mit dem Strange hinrichten. Diese Strenge brachte Schrecken über die ganze Rotte, auch mochte wohl zuletzt die Wuth der Seuche selbst alle Gedanken an eine Empörung ersticken. Es schien, als ob die ganze Stadt dem unvermeidlichen Tode geweiht sey. An einem einzigen Tage des Heumonats starben fünfzehntausend Menschen, und die Verfügungen der Pestkommission hörten gänzlich auf. Alle freundschaftlichen Verbindungen, alle Bande

der

der Ordnung waren aufgelöst; aller Verkehr, jede Art der Gemeinschaft waren gehemmt, und die Gesetze schwiegen. Die Kranken blieben ihrem Schicksale überlassen, und ohne die tröstende Pflege der Freundschaft, ohne den hülfreichen Rath eines Arztes, sahen sie sich einem gewissen Tode überliefert. Eine tiefe grauenvolle Stille lag über der ganzen unglücklichen Stadt, die jetzt in ein großes Krankenhaus, in ein ungeheures immer offenes Grab verwandelt war, wo man überall nur die schauderhaften Bilder des Todes und der Verwesung erblickte. Ganze zahlreiche Familien waren vom Schauplatze verschwunden; von andern blieb nur ein schwacher Greis oder ein hülfloser Säugling noch übrig, die ihre Rettung mit dem Verlust ihrer süßesten Verbindungen erkauften und nun einsam, aus Mangel an Nahrung und Pflege, verschmachteten. Nur für die Beerdigung so vieler faulenden Leichname ward noch gesorgt, weil der unerträglichste Gestank, der von ihnen ausgieng, die ganze Stadt erfüllte. Es wurden zu diesem Behuf hundert und fünfzig Karren aus den benachbarten Dörfern in die Stadt entboten, und ein paarhundert türkische Galeerensklaven mußten das gefährliche Geschäft übernehmen, die Todten fortzuschaffen. Mit langen Stangen und Hacken wurden sie von den Straßen oder aus den Häusern auf die Karren geschafft, und manchen noch nicht ganz entseelten Kranken traf das harte Schicksal, für todt gehalten, und mit den wirklichen Todten halblebend in die Begräbnißgruben geworfen zu werden. Die Kirchhöfe, die Grotten des benachbarten Berges Lautrec, einige andere Hölen und selbst die Steingruben um die Stadt, wurden ganz mit den Leichnamen der Pesttodten angefüllt. Ja zuletzt, da die Anzahl der Leichen sich täglich mehrte, fand

gar

gar keine Beerdigung mehr statt, sondern die Todten wurden haufenweise verbrannt oder in das Meer gestürzt. Ueber den Gebeinen derer, welche im Schooße des Berges Lautrec ruheten, ward in der Folge die Kirche der heiligen Maria des Weinens, zur Erinnerung an die schröckliche Begebenheit, welche jene Höhlen zur Todtenkammer machte, erbaut.

In den Provinzen war die Sterblichkeit fast eben so groß als in der volkreichen Hauptstadt, und die Seuche wüthete auch hier mit einer unwiderstehlichen Gewalt; nur wenige Städte und Gegenden des Königreichs hatten das Glück, davon verschont zu bleiben. Erst nach einer langen Schreckensnacht gieng endlich ein Strahl der Hofnung und des Trostes über Neapel auf.

Es war um die Mitte des Augusts, als man gewahr wurde, daß die Seuche, nach einer halbjährigen Dauer, allmählich nachzulassen anfieng. Nicht alle, welche jetzt noch angesteckt wurden, waren wie vorhin ein gewisser Raub des Todes, sondern viele von ihnen genesten wieder. Der häufige Regen im Anfange des Augusts, welcher die glühende Atmosphäre erfrischte, und von schädlichen Dünsten reinigte, schien diese glückliche Veränderung bewirkt zu haben. Am Ende des Herbstmonats zählte man in allen Quartieren der Stadt nur noch fünfhundert Kranke.

Die Pestkommission, deren Geschäfte während der größten Sterblichkeit geruhet hatten, setzte sich nunmehr auch wieder in Thätigkeit. Sie verordnete die sorgfältigste Reinigung alles Hausgeräthes in den angesteckt gewesenen Häusern, und schrieb den Einwohnern nicht nur eine Reihe diätetischer und anderer Verhaltungsregeln vor, sondern traf auch noch manche andere nützliche Verfügungen zur Verhinderung

rung einer neuen Ansteckung. Am achten December, da sich keine Spur der Krankheit mehr äußerte, ward endlich die Stadt von dem Verdachte der Pest feierlich frei gesprochen. Alle öffentlichen und Privatgeschäfte giengen nunmehr wieder ihren gewohnten Gang, und auch Fremde wagten es wieder die Stadt zu betreten. Die Freude der noch übrig gebliebenen Einwohner über ihre Rettung wurde sehr gemässigt, durch die erlittenen harten Verluste, und die Auflösung der zärtlichsten Familienbande. Auf öffentliche Veranstaltung feierte die ganze Stadt ihre Befreiung von der f..rchterlichen Seuche durch andächtige Processionen und öffentliche Dankgebete an Gott und die Heiligen, deren kräftiger Fürsprache die Rechtgläubigen das Ende der Pest und ihre Erhaltung zuschrieben. Einer der berühmtesten Mahler jener Zeit, der Ritter Calabrese, erhielt den Auftrag, die Stadtthore mit den Bildnissen der Schutzheiligen zu schmücken, und dem heiligen Kajetan ward auf dem Lorenzoplatze eine Pyramide, mit seinem Bilde und einer Innschrift, zum Ehrendenkmal errichtet.

Zu eben der Zeit, da in der Stadt die Sterblichkeit nachließ, wich die Pest auch aus den Provinzen. Sie hatte eigentlich nur sechs Monate gedauert, und doch berechnete man die Zahl ihrer Schlachtopfer während dieses kurzen Zeitraums in der Hauptstadt auf zweimal hundert und achtzig tausend, und im ganzen Reiche überhaupt auf viermal hundert tausend Köpfe. Auch über verschiedene andere Länder Italiens hatte sich, von Neapel aus, die verheerende Seuche verbreitet. In Rom starben zwey und zwanzig tausend, und im ganzen Kirchenstaate ein hundert und sechszigtausend Menschen. Nur dem Großherzog von Toskana gelang es, von seinem auf allen Seiten durch angesteckte

Län-

Länder umgebenen Staate, durch zweckmäßige Anstalten die schröcklichen Trabanten des Todes zu entfernen.

II.

Das Erdbeben zu Lissabon.

Im Jahr 1755.

Nach dem Berichte eines Augenzeugen.

1.

Gemälde der Verwüstung, welche das Erdbeben anrichtete.

Portugal wurde am ersten November des Jahres 1755 durch einen von jenen Unglücksfällen erschüttert, gegen welche der Mensch in seiner Klugheit kein Rettungsmittel findet. Ein fürchterliches Erdbeben stürzte am Morgen dieses Tages, dem Tage aller Heiligen, da die Inquisition gewönlich ihre Opfer verbrennen ließ, und wo alle Kirchen von Menschen vollgepfropft waren, in sieben Minuten zwei Drittel von Lissabon in den Abgrund des Verderbens und begrub Tausende seiner Bewohner unter den Ruinen der Tempel, Paläste und Häuser. Auch andere Städte des Königreichs, vornemlich Braga und Coimbra, empfanden die Stöße des Erdbebens und Setubal, oder St. Hubes, das durch seinen Salzhandel so wichtig ist, ward nicht allein von dem Erdbeben, sondern auch von der über alle Vorstellung aufbrausenden See, fast gänzlich verwüstet.

Den-

Dennoch war die Verheerung in der Hauptstadt am größten. Ein einziger Augenblick sah eine Menge ihrer Häuser, die Paläste und fast alle Kirchen und öffentlichen Gebäude verschwinden.

Unter allen Unglücksfällen, die ein Land betreffen konnte, war dieses ohne Zweifel das fürchterlichste, und zugleich das überraschendste. Nie sah man wohl einen schönern Morgen, als an eben dem ersten November, der eine so schauervolle Zerstörung anrichtete. Die Sonne schien in ihrer vollen Pracht, der ganze Himmel war vollkommen klar und heiter, und niemand gewahrte auch nur das geringste Zeichen, oder eine Warnung von der bevorstehenden Begebenheit, welche die einst so blühende, reiche und stolze Hauptstadt von Portugal in eine Scene des Entsetzens und der Verwüstung verwandelte. In der unglücklichen Vormittagsstunde von neun bis zehen Uhr, da die Erde erbebte, war auch der Ruin größtentheils vollendet, und kaum blieben einige Augenblicke übrig, um dem allgemeinen Verderben zu entrinnen. Das Elend war allgemein, die ganze Stadt war ein ungeheurer Schutthaufen; die Reichthümer des Fürsten, der Kirche und des Volkes hatten alle ein gleiches Schicksal, und die Erde nahm wieder die Metalle in ihrem Schooß auf, welche der Geitz ihr entrissen hatte.

Eines der ersten Gebäude, das beim Ausbruche des Erdbebens zusammen stürzte, war das Haus der Inquisition, die Santa Casa. Nicht besser gieng es dem königlichen Palaste, und es war ein Glück, daß sich die königliche Familie gerade zu Belim befand, einem reichen Kloster, wo dieselbe eine Wohnung hat. Den spanischen Gesandten, Grafen von Perelada, erschlug, als er sich retten wollte, das Thor seines Palastes. Das prächtige Jesuiterkolle-

gium

gium begrub unter seinen Trümmern alle darinn befindlichen Mitglieder der Gesellschaft. Auf dem öffentlichen Marktplatze Roscio wurden schwangere Weiber unter dem Getümmel von Geburtsschmerzen überfallen, und gebahren vor Jedermanns Augen. Die Pfaffen und Mönche liefen mit dem Crucifix in der Hand umher und riefen den Verwundeten und halb Erstickten ohne Unterlaß zu: „das Ende der Welt ist da!“ Der Jammer gieng über alle Beschreibung. Hier tönte ein dumpfes Angstgeschrey aus verschütteten Gewölben hervor, dort schlugen Flammen über den Trümmern zusammen, und verzehrten, was durch die Erderschütterung noch verschont geblieben war. Greise, Frauen, Kinder, Kranke, die noch in ihren Betten lagen, wurden erstickt, ohne daß man ihnen Hülfe leisten konnte; oder wurden zerschmettert, verschüttet, und so zu dem schmählichsten schaudervollesten Tode, dem Tode des Hungers, verdammt. Schrecken, Verwirrung, Hin- und Herlaufen, Angstgeschrey, Flehen um Hülfe und Rettung, vermehrten das Grausenvolle dieser Scene, und die Größe des Elends. Die Zahl der Umgekommenen belief sich auf dreissig bis vierzig tausend. Daß die Erschütterung gerade an einem Festtage und in einer Stunde ausbrach, wo die einstürzenden Kirchen voller Menschen waren, beförderte den Untergang Vieler, die sich vielleicht sonst hätten retten können.

Die Erde war es aber nicht allein, welche Lissabon verwüsten sollte, denn bald brach auch das Feuer an vielen Orten aus, eine Folge von dem Küchenfeuer in den umgestürzten Häusern. Da Niemand da war zu löschen, so breitete sich die Wuth der Flammen aus, so weit sie Nahrung fand. Und, als ob die mächtigsten Naturkräfte sich zum Verderben der unglücklichen Stadt vereinigt hätten,

so stieg auch das Meer sechzig Schuh höher als bei der höchsten Flut, rieß viele kleine Häuser weg, und verdarb die Waaren in den Zollhäusern und Magazinen am Tago. Zur Vollendung des Unglücks wurden Güter, welche die zerstörende Natur und das Feuer verschonte, der Bosheit der Menschen zum Raube. Denn es fanden sich Frevler genug, die sich der allgemeinen Verwirrung zu ihrem Vortheil bedienten, und fühllos bei dem allgemeinen Leiden, plünderten, wo sie konnten.

Alle Subordination hatte in diesen schröcklichen Stunden ein Ende. Der König ließ den Befehl ergehen, das Volk sollte sich von der Stadt entfernen, aber die Leute antworteten den Soldaten, sie hätten keinen König mehr. Wegen des überhand nehmenden Feuers, und der Besorgniß, daß die Pulverthürme in Brand gerathen möchten, gieng man damit um, die Stadt bombardiren und rasiren zu lassen. Der Zustand, in welchem sich die Stadt befand, war überhaupt so kläglich, daß man befürchtete, es würde nicht möglich seyn, sie je wieder in ihren vorigen Stand zu stellen. Der päbstliche Nuntius zu Lissabon datirte mit Recht seinen Brief an den zu Madrit: Dalla terra, dove Lisabona fu, von dem Platze, wo Lissabon gewesen ist.

Mit den Schrecknissen des ersten Tages war die Gefahr noch nicht vorüber, die Hülfsbedürftigkeit hingegen vermehrt und vervielfältiget. Wer sich retten konnte, war aus der Stadt geflohen, um auf einer nahe gelegenen Anhöhe Sicherheit zu suchen. Hier lagerten sich Tausende von Menschen, von beiderlei Geschlechtern aus allen Ständen und Verhältnissen, in dem seltsamsten Gemische unter einander. Es war der Zustand der vollkommensten Gleichheit, aber auch der Zustand der höchsten Verwirrung,

Hülf-

Hülflosigkeit und Unsittlichkeit. Jeder Tag brachte neue Schreckniſſe, und dennoch umhüllte jede Nacht neue Schändlichkeiten und Greuelthaten. Eine Menge Matroſen, Soldaten, Neger und Miſſethäter, die zu Tauſenden aus den geſprengten Gefängniſſen herausgekommen waren, breiteten ſich in der verödeten Stadt aus, gruben unter dem Schutte nach, drangen in die noch unbeſchädigten Häuſer, raubten, ſchändeten, mordeten, und begiengen die unmenſchlichſten Schandtthaten. Die gröſßte Sorgfalt und außerordentliche Klugheit wurde erfodert, um die öffentliche Sicherheit nur einigermaßen wieder herzuſtellen. Eine Menge Galgen wurden errichtet, und jeder Verdächtige, der gebranntes Geld bei ſich führte, oder unter dem Schutte grub, ward ohne Umſtände aufgeknüpft.

Das Erdbeben war weder mit dem erſten Tage, noch waren mit dem Erdbeben die Schreckniſſe der Natur beendet. Mehrere Monate hindurch wurden die Erderſchütterungen, in Zwiſchenräumen von wenigen Tagen, ohne Unterlaß und zum Theil mit der gewaltſamſten Heftigkeit wiederholt. Der Tago ſchwoll an und drang, mit wildem Ungeſtümm, über ſeine Ufer hinaus. Das Meer ſchien empört. Die Fluthen verſchlangen die Schiffe und überſtrömten das Land mehrere Meilen weit. Ein anhaltender Regen verfolgte die Unglücklichen auch auf die Anhöhen, wohin ſie ſich vor der Wuth des Erdbebens, der Flammen und der Fluthen geflüchtet hatten. Näſſe, Erkältung, Krankheit und Hunger brachten hier, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, unzähligen Menſchen den Tod, die ein elendes Leben noch bis dahin, gegen die Wuth des Erdbebens, geborgen hatten.

Der König Joseph, betäubt durch das allgemeine Elend, brachte die erste Nacht nach dem Erdbeben in einer Kutsche auf dem Felde zu, und darauf unter einem Zelte, in der Entbehrung fast jeglicher Bequemlichkeit. Er besaß weder die Einsicht noch die Kraft, um bei der allgemeinen Verwirrung Rath und Hülfe zu schaffen; aber sein Minister Pombal bewährte hier eine seltene Einsicht und Entschlossenheit. Ohne sich um sein Haus und das Schicksal seiner Familie zu bekümmern, hatte er es gleich bei den ersten schröcklichen Stößen des Erdbebens verlassen, um seine helfende Fürsorge der allgemeinen Noth und Gefahr zu widmen. Wiewohl seine Wohnung, bei der allgemeinen Zertrümmerung rings umher, unverletzt geblieben war, betrat er sie doch mehrere Tage lang hinter einander nicht. Mitten unter dem Chaos der Verwüstung, Tag und Nacht in einem Reisewagen wohnend, rettete er durch seine weisen Verfügungen Lissabon von seinem gänzlichen Untergange. Er allein widersetzte sich den Verzagten, die Lissabon gänzlich verlassen wollten, mit eben dem Muthe, wie einst Kamillus die verzweifelnden Römer auf den Ruinen des verwüsteten Roms zurückhielt. Er ließ die Stadt mit Truppen umgeben, welche die Fliehenden zurücktrieben, und den raubgierigen Pöbel zur Ordnung zwangen. Er sorgte für den Unterhalt und das Obdach der Lebenden, ließ die Verwundeten aus dem Schutte hervorziehen, die Todten begraben, und den verwüstenden Flammen Einhalt thun. Auf seinen Befehl mußten die Provinzen, welche das Unglück verschont hatte, den unglücklich Betroffenen beistehen. Er ließ Plane verfertigen, die Stadt auf eine regelmäßigere und bequemere Art aufzubauen, und that mit bewundernswürdiger Aufopferung alles, was dem allgemeinen Elend steuren konnte. In-

Indessen redete die Stimme des Mitleids und der Menschlichkeit in allen Ländern laut zum Besten der unglücklichen Portugiesen. Viele Privatpersonen, und selbst große Mächte, bemühten sich, ihnen Hülfe zu leisten. Die Politik wich der Menschlichkeit, und die Mächte, von welchen man hätte vermuthen können, daß sie gegen Portugal übel gesinnt wären, waren die ersten, Hülfe zu leisten. Die Engländer machten dem Könige ein Geschenk von Korn, Holz, Salz, Fleisch, Mehl und Reis, das sich an Werth auf hundert tausend Pfund Sterling belaufen mochte. Die Stadt Hamburg schickte dem Könige einige Schiffsladungen Holzwaaren, Balken und Bretter, von auserlesener Güte; und für die in Lissabon wohnenden Hamburger kam ein mit geräuchertem Fleisch, Segeltuch, Bettladen, wollenen Strümpfen, Tauen ꝛc. beladenes Schiff an, wovon die Austheilung der hamburgische Konsul besorgte. Es vergiengen aber freilich viele Jahre, ehe der Noth gesteuert wurde. Durch Pombals Thätigkeit stieg zwar Lissabon allmählig prächtiger aus seinen Ruinen wieder empor, aber auch jetzt noch erblickt man viele Spuren der schauervollen Verwüstung.

2.

Erzählung eines Augenzeugen von den ersten Ausbrüchen des Erdbebens.

Der Engländer Braddock, welcher sich eines Rechtshandels wegen in Lissabon aufhielt, als das Erdbeben ausbrach, hat eine Erzählung von dem, was er dabei sah und erfuhr, bekannt gemacht, die eine weitere Verbreitung verdient. Wer sollte nicht begierig seyn zu hören, was ein Augenzeuge von

einem

einem so außerordentlichen Ereigniß berichtet? Er erzählt im Wesentlichen folgendes.

Es war am Morgen dieses unglücklichen Tages, zwischen neun und zehen Uhr, da ich in meinem Zimmer saß, und eben einen Brief geendiget hatte, als die Papiere und der Tisch, an welchem ich schrieb, mit einer gelinden Bewegung zu zittern anfiengen. Ich war darüber verwundert, da sich, so viel ich bemerken konnte, kein Lüftchen regte. Indem ich nachdachte, woher das kommen möchte, von der wahren Ursache aber nicht die entfernteste Ahndung hatte, freng das ganze Haus an, von Grund aus zu beben. Ich schrieb dieß anfangs dem Gerassel mehrerer Kutschen auf der Hauptstraße zu, welche gewönlich um diese Zeit von Belem nach dem Schlosse fuhren. Da ich aber aufmerksamer horchte, bemerkte ich, daß es von einem ungewönlich fürchterlichen Getöse unter der Erde herrührte, das dem entfernten hohlen Brüllen des Donners ähnlich war. Alles dieß geschah in weniger als einer Minute, und mit Schrecken dachte ich, das Getöse möchte der Vorläufer eines Erdbebens seyn. Plötzlich warf ich die Feder weg, sprang von meinem Sitze auf, und war einen Augenblick unschlüssig, ob ich in meinem Zimmer bleiben, oder auf die Strasse laufen sollte, da die Gefahr an beiden Orten gleich groß zu seyn schien. In diesem Augenblicke betäubte mich ein höchst fürchterliches Gekrache, nicht anders, als wären alle Gebäude der Stadt mit einem mal zusammen gestürzt. Das Haus, in welchem ich mich befand, ward mit solcher Gewalt erschüttert, daß die obern Stockwerke gleich einstürzten, und obschon mein Zimmer, welches im ersten Stockwerk war, damals noch nicht dasselbe Schicksal hatte, so wurde doch alles dergestalt umhergeworfen, daß ich Mühe

hatte,

hatte, mich auf den Füßen zu halten. Ich konnte nunmehr nichts anders erwarten, als zerschmettert zu werden, indem die Wände auf die fürchterlichste Art hin und her schwankten, und an verschiedenen Stellen Risse bekamen, große Steine herabfielen, und die Enden der meisten Queerbalken aus der Decke hervorbrachen. Das Schröckliche dieser Scene zu vermehren, war der Himmel in einem Augenblicke so finster, daß ich keinen Gegenstand mehr unterscheiden konnte; es war in der That eine egyptische fühlbare Finsterniß, die ohne Zweifel durch die ungeheuren Wolken von Staub und Kalk, welche die heftige Erschütterung erregt hatte, hervorgebracht wurde. Zehen Minuten lang war mir nicht anders, als ob ich ersticken müßte; vermuthlich eine Folge der sich verbreitenden Schwefeldünste.

Sobald die Finsterniß nachzulassen anfieng, und die Gewalt der Erschütterung sich ziemlich gelegt zu haben schien, war der erste Gegenstand, den ich im Zimmer erblickte, eine Frau, die ganz bestäubt, blaß und zitternd, mit einem Kinde in den Armen, auf dem Boden saß. Ich fragte sie, wie sie hieher gekommen sey? aber ihre Bestürzung war so groß, daß sie mir nicht antworten konnte. Vermuthlich hatte sie bei den ersten Stößen des Erdbebens ihr Haus verlassen, und sich in das meinige geflüchtet, da die herabstürzenden Steine sie in die größte Gefahr brachten. Viel Fragen war jetzt nicht Zeit. Als das arme Geschöpf einigermaßen zur Besinnung kam, fragte es mich, ob ich nicht glaube, das Ende der Welt sey vorhanden? Zu gleicher Zeit klagte die Unglückliche über entsetzlichen Durst, und bat mich um einen Trunk Wasser. Ich gieng in mein Kabinet, allein da ich das Wassergefäß zertrümmert fand, sagt' ich ihr, sie sollte jetzt nicht daran den-

ken, ihren Durst zu löschen, sondern nur ihr Leben zu retten, da das Haus uns schon über dem Kopfe zusammen fiele, und uns, wenn noch ein Stoß käme, unfehlbar begraben würde.

Da es hier kein Säumen galt, so eilt' ich, mit der Frau am Arme, die Treppe hinab, dem Ende der Gasse zu, welche sich gegen den Tago öffnet. Allein auf dieser Seite war der Weg durch die eingestürzten Häuser bis zur Höhe ihrer zweiten Stockwerke gänzlich gesperrt. Ich wandte mich daher gegen das andere Ende, welches in die Hauptstraße (die gewönliche Passage zum Schlosse) führte. Nachdem ich hier der Frau über einen ungeheuren Haufen von Schutt und Trümmern, mit nicht geringer Gefahr meines eigenen Lebens, fortgeholfen hatte, und wir schon ganz nahe an der Hauptstraße waren, kamen wir an eine Stelle, wo ich ohne freien Gebrauch meiner Hände und Füße nicht wohl überklettern konnte. Indem nun die Frau wenige Schritte hinter mir zurück blieb, fiel von einer schwankenden Mauer ein ungeheurer Stein herab, der sie sammt ihrem Kinde zerschmetterte. Ein so schröcklicher Anblick würde zu jeder andern Zeit mir das Herz durchbohrt haben; aber die Furcht, selbst das nemliche Schicksal zu erfahren, und die vielen Beispiele gleicher Art, die sich rings umher meinen Augen darboten, betäubten mich zu sehr, als daß ich mich nur einen Augenblik bei diesem einzelnen Gegenstande hätte aufhalten können.

Es lag nun eine lange enge Straße vor mir, deren Häuser zu beiden Seiten vier oder fünf Stockwerk hoch, sämmtlich alt, größtentheils schon eingestürzt waren, oder noch beständig einstürzten, und bei jedem Schritte den Vorübergehenden unvermeidlichen Untergang drohten. Eine Menge Menschen

lagen

lagen todt vor mir, oder so zerschmettert und verwundet, daß sie sich nicht rühren konnten. Da ich keine Rettung vor mir sah, so war es mein höchster Wunsch, daß ein plötzlicher Tod mich hinwegnehmen möchte. Indessen überwältigten mich die Bilder des Schreckens, die ich um mich sah, nicht so sehr, daß sie mich ganz muthlos gemacht hätten. Ich arbeitete mich so geschwind als möglich, doch mit der äußersten Behutsamkeit fort; und nachdem ich so endlich diesen schröcklichen Weg zurück gelegt hatte, befand ich mich unversehrt auf dem großen offenen Platz vor der St. Paulskirche, welche einige Minuten vorher eingestürzt war, und einen großen Theil der sehr zahlreichen Versammlung erschlagen hatte. Hier stand ich eine Zeitlang und überlegte, was ich thun sollte. Weil ich mich hier nicht für sicher hielt, so faßte ich den Entschluß, über die Ruinen des westlichen Endes der Kirche zu klettern, um an das Ufer des Flusses zu kommen, damit ich, im Fall eines zweiten Stoßes, so weit als möglich von den schwankenden Häußern entfernt seyn möchte. Nicht ohne Schwierigkeit kam ich damit zu Stande.

Ich fand hier einen ungeheuren Zusammenfluß von Menschen beiderlei Geschlechts, von allen Klassen und Ständen. Grafen und Edelleute, die vornehmsten Chorherren der Patrialchalkirche in ihren Purpurmänteln und Leibröcken, Priester, die in ihren Meßgewändern von den Altären entflohen waren, vornehme Frauenzimmer, halb angekleidet und zum Theil barfuß, waren mit dem niedrigsten Pöbel vermischt. Alle diese Menschen, welche die gemeinsame Gefahr hier zusammengebracht hatte, lagen auf den Knieen und beteten, alle mit Todesschrecken im Gesicht. Sie schlugen an ihre Brust und rie-

fen

fen unaufhörlich: „Misericordia meu Dios! (Herr, erbarme dich meiner.)“ Ein alter ehrwürdiger Priester lief in seinem Meßgewande und Chorhemde beständig unter dem Volke hin und her, ermahnte es zur Buße, und suchte ihm Trost einzusprechen. Mit einem Strom von Thränen rief er den Versammelten zu, Gott sey im höchsten Grade erzürnet über ihre Sünden, wenn sie aber die heilige Jungfrau Maria anriefen, so würde diese für sie um Gnade bitten. Alles strömte auf ihn zu, und flehte um seinen Segen, und glücklich schätzte sich der, welcher ihm nahe genug kam, um nur den Saum seines Kleides zu berühren. Die Thränen, Seufzer, und Wehklagen der geängsteten Menge, würden das eisernste Herz erweicht haben.

Ein zweiter großer Stoß, nicht viel minder heftig als der erste, unterbrach plötzlich die allgemeine Andacht. Er vollendete den Einsturz derjenigen Gebäude, die noch standen, aber schon viel gelitten hatten. Die Bestürzung ward jetzt so allgemein, daß man das Zettergeschrei und Misericordia-Rufen von dem Gipfel des St. Katharinen-Hügels bis auf eine beträchtliche Entfernung davon, wohin sich auch eine Menge Menschen geflüchtet hatte, ganz deutlich hören konnte. Zu gleicher Zeit hörten wir den Einsturz der dortigen Pfarrkirche, wodurch auch viele Menschen auf der Stelle getödtet, und andere tödtlich verwundet wurden.

3.

Verwüstung durchs Wasser. Wanderschaft über schauervolle Ruinen.

Ein neuer Schrecken und ein neues Angstgeschrey

schrey folgte plötzlich in dieser Stunde der Vernichtung und des allgemeinen Jammers. „Das Meer bricht herein, wir sind alle des Todes!“ riefen unzählige Stimmen. Als ich nach dem Flusse blickte, der hier beinahe vier englische Meilen breit ist, sah ich ihn sich emporheben und anschwellen, welches um desto unerklärlicher war, da kein Wind sich regte. Augenblicklich erschien, in einer kleinen Entfernung, eine große Wassermasse, die wie ein Gebürge emporstieg, schäumend und brausend kam sie heran, und stürzte mit solchem Ungestümm aufs Ufer zu, daß wir alle, um unser Leben zu retten, aus allen Kräften davon liefen. Viele wurden wirklich weggeschwemmt, und die übrigen befanden sich, in beträchtlicher Entfernung vom Ufer, bis über den Leib im Wasser. Ich selbst kam mit genauer Noth mit dem Leben davon, und würde gewiß auch umgekommen seyn, wenn ich mich nicht an einem großen Balken, der auf der Erde lag, so lange festgehalten hätte, bis das Wasser in sein Bette zurückkehrte, welches fast in demselben Augenblicke mit gleicher Schnelligkeit geschah.

Da sich jetzt eben so große Gefahr vom Meere als vom Land her zeigte, so eilte ich auf den Platz der St. Paulskirche zurück. Hier stand ich eine Weile, vom Wasser triefend, und betrachtete die, wie in einem heftigen Sturm, herum tummelnden, und hin und her geworfenen Schiffe. Einige hatten ihre Ankertaue zerrissen, und wurden auf die andere Seite des Tago fortgeführt; andere wurden mit unglaublicher Schnelligkeit im Wirbel umhergetrieben; verschiedene große Böte wurden über und über geworfen, und alles dieß ohne den geringsten Wind. Um diese Zeit war's, daß der schöne neue Kay, welcher ganz von ungeheurem Marmor mit unermeßlichen

chen Kosten erbaut war, mit allen darauf befindlichen Menschen, gänzlich verschlungen ward. Auch eine Menge von Böten und kleinen Fahrzeugen, die an demselben vor Anker lagen, alle mit geflüchteten Menschen überfüllt, wurden, wie in einem Strudel, verschlungen, und kamen nicht mehr zum Vorschein.

Ein Schiffer, der einige hundert Schritte vor dem Kay vor Anker lag, und die ganze Katastrophe mit ansah, sagte mir, er habe bei dem zweiten Stoße die ganze Stadt hin und her schwanken sehen, wie das Meer, wenn der Wind sich zu erheben anfängt. Die Erschütterung der Erde sey, selbst unter dem Flusse, so groß gewesen, daß sie seinen großen Anker aus dem Grunde aufgeworfen habe. Sogleich nach dieser außerordentlichen Erschütterung habe der Fluß sich mit einemmale an zwanzig Fuß hoch gehoben, und sey augenblicklich wieder gefallen. In diesem Augenblicke habe er den Kay, mit dem ganzen Zusammenfluß von Menschen auf demselben versinken sehen, und zu gleicher Zeit wären auch alle Böte und Fahrzeuge neben demselben in den Schlund hinabgezogen worden, der sich, wie er vermuthet, gleich über ihnen zugeschlossen, so daß nachher nicht die geringste Spur von Schiffstrümmern oder Leichnamen zu finden gewesen.

Ein anderes sonderbares Phänomen erzählte mir ein Freund, der ein Haus und einige Weinkeller auf der andern Seite des Flusses hatte. Nachdem erst das Wohnhaus fürchterlich erschüttert war, so daß die ganze Familie heraus lief, fiel augenblicklich ein ungeheuer großes Felsenstück neben demselben nieder; darauf erhob sich der Fluß, sank aber sogleich wieder, und nun zeigten sich eine Menge kleiner Spalten in verschiedenen benachbarten Feldern, aus welchen eine Menge feinen weißen Sandes, wie

ein Wasserstrahl, bis zu einer erstaunlichen Höhe hervorspritzte. Die Eingeweide der Erde müssen in der heftigsten Bewegung gewesen seyn, um solche erstaunliche Wirkungen hervorbringen zu können.

Ich war noch nicht lange auf dem St. Paulsplatze, als ich den dritten Stoß empfand, welcher etwas weniger heftig war, als die beiden ersten. Gleichwohl stürzte das Meer wieder herein, und zog sich mit gleicher Schnelligkeit zurück. Ich stand bis an die Kniee im Wasser, ungeachtet ich mich auf eine kleine Anhöhe in einiger Entfernung vom Flusse begeben hatte, und seine Gewalt durch die Trümmern einiger zwischenliegenden Häuser gebrochen wurde. Das Wasser zog sich mit solchem Ungestümm zurück, daß einige Fahrzeuge, welche in sieben Faden tief vor Anker lagen, ganz auf's Trockene kamen. Der Fluß fuhr auf diese Weise fort, abwechselnd mit solcher Gewalt einzudringen und sich zurück zu ziehen, daß man mit Recht fürchtete, Lissabon würde jetzt das nemliche Schicksal erfahren, welches einige Jahre vorher Lima*) betroffen hatte. Ohne Zweifel würden wenigstens die niedrig liegenden Theile der Stadt gänzlich vertilgt worden seyn, wenn nicht die Gewalt der Wellen durch die Krümmungen der Bai etwas gebrochen worden wäre.

Ein

*) Die Hauptstadt im südlichen Amerika, im Königreich Peru, von Franz Pizarro, im Jahr 1535 angelegt, erhob sich bald zu einem hohen Flor, und zählte 1692 an 52,627 Einwohner. Am 28 October 1746 verwüstete ein schröckliches Erdbeben in wenig Stunden die ganze Stadt, 14 Kirchen und einige tausend Häuser lagen im Schutte, alle auf der Rhede liegende Schiffe und unermeßliche Schätze wurden vernichtet, und der Hafen fast gänzlich zerstört. Das Meer wüthete überhaupt mit einer nie gesehenen Gewalt.

Ein Schiffer, der gleich nach dem ersten November in Lissabon ankam, versicherte mir, er habe den Stoß über vierzig Seemeilen weit vom Lande so stark gefühlt, daß er geglaubt, er sey auf einen Felsen gestoßen, bis er das Senkblei ausgeworfen, und keinen Grund gefunden habe. Die ganze Erscheinung sey ihm so lange unerklärbar gewesen, bis der traurige Anblick der verwüsteten Stadt ihm keinen Zweifel wegen der Ursache übrig gelassen habe.

Ich befand mich jetzt in einer solchen Lage, daß ich nicht wußte, wohin ich mich wenden sollte. Blieb ich da, so war ich in Gefahr, vom Meere fortgerissen zu werden, entfernte ich mich weiter vom Gestade, so drohten mir die Häuser einen gewissen Untergang. Endlich entschloß ich mich, nach der Münze zu gehen, einem niedrigen und sehr festen Gebäude, das, einige nach dem Flusse zu gelegene Zimmer ausgenommen, keinen beträchtlichen Schaden gelitten hatte. Die Soldaten, die hier zur Wache stunden, waren alle davon gelaufen, ausgenommen den kommandirenden Offizier, eines Edelmanns Sohn von achtzehn oder neunzehn Jahren, den ich vor der Thüre stehend antraf. Da die Erde noch immerfort bebte, und der Platz, wo wir jetzt standen, sehr gefährlich war, so entfernten wir uns ein wenig. Ich ließ mich mit dem Officier in ein Gespräch ein, und da ich ihm meine Verwunderung bezeugte, daß er allein den Muth gehabt hätte, den Posten zu behaupten, gab er mir zur Antwort: „Wenn ich auch wüßte, daß sich die Erde aufthun und mich verschlingen würde, so wär' es mir doch nie eingefallen, meinen Posten zu verlassen.“ Dem Muthe dieses Jünglings war es zuzuschreiben, daß die Münze nicht beraubt wurde, in der sich um diese Zeit über zwey Millionen baaren Geldes befand.

Ich

Ich hatte diesen Mittag bei einem Freunde speisen sollen, der mitten in der Stadt in einem sehr hohen Hause wohnte, und sich eben deswegen in grosser Gefahr befinden mußte. Nachdem ich mich mehrere Stunden mit dem Officiere unterhalten hatte, trieb mich die Neugierde an, zu sehen, was aus meinem Freunde geworden seyn möchte. Da es Tollkühnheit gewesen wäre, mich durch dieselbe enge Straße, welcher ich so glücklich entkommen war, zurück zu wagen, so beschloß ich, über die Ruinen des St. Paulsplatzes nach dem Flusse hin einen Weg zu suchen, da das Wasser jetzt ziemlich ruhig zu seyn schien. Von hier aus gieng ich, nicht ohne Gefahr, bis zu dem großen Platze vor dem Irischen Kloster Corpo Santo, das eingestürzt war, und eine Menge Menschen begraben hatte. Andere stunden in Schmerz versunken, auf dem Platze, und sahen die Ruinen an. Von hier nahm ich meinen Weg nach der Gasse, die nach dem Schlosse führt, allein der Durchgang war durch die Ruinen des Opernhauses versperrt, eines der festesten und prächtigsten Gebäude der Art in Europa, das eben erst mit ungeheuren Kosten vollendet worden war. Ein anderer Weg, auf welchem ich auf den großen Schloßplatz zu kommen wünschte, war ebenfalls verschüttet. Alle Appartements des Schlosses, welche die königliche Familie zu bewohnen pflegte, lagen im Schutt, und das ganze königliche Haus hätte ein Opfer des Todes werden müssen, wenn die Glieder desselben zugegen gewesen wären. Von der Patriarchalkirche, in der Nähe des Schlosses, war das Dach und ein Theil der Frontmauern eingestürzt, und die Mauren der Hofkapelle, eines der prächtigsten Gebäude neuerer Architektur, waren, ihrer Dicke und Festigkeit ungeachtet, so sehr zerrissen, daß verschiedene große Stei-

ne herabstürzten, und alles aus einander gefugt zu seyn schien. Der ganze große Schloßplatz war voll von Carossen, Chaisen, Sänften, Pferden und Maulthieren, die von ihren Kutschern und Treibern sowohl, als von ihren Eigenthümern verlassen waren.

Der Adel, die angesehenen Bürger und Geistlichen, welche beim Anfange des Erdbebens dem Gottesdienste beiwohnten, flohen in größter Eile, wohin jeden seine Furcht trieb, und sie überließen den prächtigen Apparat der zahlreichen Altäre dem ersten dem besten, der sich seiner bemächtigen wollte. Beklagenswerth waren die armen Thiere, welche ihr hartes Schicksal zu fühlen schienen. Einige wenige derselben waren getödtet, andere verwundet, der größere Theil aber, welcher keinen Schaden genommen hatte, ward dem Hungertode überlassen

Eine lange steile und enge Straße führte mich endlich zu der Wohnung meines Freundes. Die neuen Grausen-Scenen, die ich hier antraf, gehen über alle Beschreibung. Nichts war zu hören, als Wimmern, Aechzen und Röcheln; keinen Menschen traf ich an, der nicht den Tod seiner nächsten Angehörigen und geliebtesten Freunde, oder den Verlust aller seiner Habseligkeiten, bejammerte; kaum einen Schritt konnt ich thun, ohne auf Todte oder Sterbende zu treten; hin und wieder lagen Kutschen, sammt ihren Herren, Pferden und Kutschern, fast in Stücken zerschlagen; hier Mütter mit Kindern in den Armen; dort reichgekleidete Damen, Priester, Mönche, galante Herren, Professionisten, theils in demselben Zustande, theils mit dem Tode ringend. Einigen war der Rückgrad, Andern Hüften und Schenkel zerbrochen, Andern lagen ungeheure Steine auf der Brust, Andere steckten unter Schutt vergraben, schrieen die Vorübergehenden umsonst um

Hülfe an, und wurden dem langsamen Tode überlassen.

Endlich kam ich vor das Haus, in welchem mein Freund gewohnt hatte; es war mit allen anstoßenden Gebäuden eingestürzt! Wehmüthig verließ ich diese Stätte der Verwüstung, und fand endlich ein armseliges Unterkommen in einem öffentlichen Hause, eine Viertelmeile von der Stadt. Hier lebe ich, mit einer Menge meiner Landsleute und mit vielen Portugiesen, in den elendesten Umständen. Wir liegen fast immer auf bloßer Erde, noch bin ich gar nicht unter Dach gekommen, und habe fast gar keine Bedeckung, um mich vor der rauhen Nachtluft zu schützen, welche jetzt sehr scharf und durchdringend ist.

4.

Feuersnoth und andere Ereignisse. Schluß.

Man könnte mit den Schrecken- und Grausen-Scenen des ersten Novembers einen ganzen Band füllen. Kaum fieng es an dunkel zu werden, als ein anderes Schauspiel, nicht viel weniger fürchterlich, als die bereits beschriebenen, sich darstellte.

Die ganze Stadt stund in Flammen, welche die Gegend umher so sehr erleuchteten, daß ich ohne Mühe dabei lesen konnte. Ohne Uebertreibung kann man sagen, daß die Stadt wenigstens an hundert verschiedenen Orten zugleich in Flammen stund, und so brannte sie sechs Tage hinter einander, ohne daß das Feuer nachließ, oder daß man den geringsten Versuch gemacht hätte, ihm Einhalt zu thun. Das Feuer verzehrte so nach und nach alles, was das Erdbeben noch verschont hatte, und die Leute waren so niedergeschlagen und so voll Schrecken, daß nur

Wenige den Muth hatten, sich hinein zu wagen, um noch etwas von dem Ihrigen zu retten. Jeder sah nur mit starren Augen in die Flammen, und stand da in stummen Gram versenkt, nur durch das Geheul und Gekreische der Weiber und Kinder unterbrochen, welche die Heiligen und Engel um Hülfe anriefen, so oft die Erde zu beben anfieng. Es vergieng nemlich viele Tage und Nächte durch, keine Viertelstunde, da nicht mehr oder weniger starke Erschütterungen erfolgten. So viel ich erfahren konnte, rührte dieß schröckliche Feuer nicht von Ausbrüchen der Flammen aus der Erde her, wie Einige behauptet haben, sondern von drei andern Ursachen, die, da sie alle zu gleicher Zeit zusammen trafen, die ungeheure Verwüstung, die es anrichtete, ganz natürlich erklären. Da auf den ersten November der Tag Aller Heiligen, ein großes Fest der Portugiesen, fiel, so war jeder Altar in jeder Kirche und Kapelle (und einige derselben haben ihrer über zwanzig) wie gewönlich mit einer Menge Wachskerzen und Lampen erleuchtet. Diese setzten natürlich die Vorhänge und das durch den Stoß herabstürzende Holz in Brand, welcher sich bald zu den benachbarten Häusern verbreitete, und, da sich hier das Feuer in den Küchen mit ihm verband, so wuchs die zerstörende Flamme so sehr an, daß sie leicht die ganze Stadt hätte zerstören können, wenn auch keine andere Ursache mitgewirkt hätte, besonders da niemand da war, der dem Feuer entgegen arbeitete.

Eine Bande verhärteter Bösewichter, welche beim Einsturz der Mauer, aus dem Gefängniß, wo sie verwahrt wurden, entronnen waren, bewies sich sehr geschäftig, an allen den Gebäuden, welche vielleicht der allgemeinen Zerstörung noch entgangen seyn würden, Feuer anzulegen. Ohne Zweifel suchten

ten sie dadurch den Schrecken und die Verwirrung zu vermehren, damit sie auf diese Art desto bessere Gelegenheit zum Plündern haben möchten. Aber es war unnöthig, sich diese Mühe zu geben, da sie gewiß auch ohne das ihr Geschäft hätten treiben können. Die ganze Stadt war nemlich, noch vor Einbruch der Nacht, so verlassen, daß vielleicht keine Seele in derselben zurück blieb, diese abscheulichen Bösewichte, und andere von gleichem Schlage ausgenommen. Vier und dreissig von ihnen wurden inzwischen doch ergriffen, und sogleich hingerichtet. Einer derselben bekannte noch unter dem Galgen, er habe das königliche Schloß mit eigener Hand in Brand gesteckt; der Verruchte rühmte sich seiner That, und sagte noch mit dem letzten Athemzuge, er habe gehofft, die ganze königliche Familie zu verbrennen.

Alles, was in der Stadt groß und von Werth war, wurde durch das Feuer, auf die eine oder die andere Art, zerstört. Der Schade läßt sich nicht taxiren, aber daß er unermeßlich gewesen seyn müsse, ergiebt sich schon aus einigen wenigen Angaben.

Alle die kostbaren Tapezereyen, Gemählde, Gold- und Silbergeschirre, Juwelen, Möbeln und viele andere Kostbarkeiten des königlichen Schlosses, die sich auf viele Millionen beliefen, nebst den reichen Gewändern und prächtigen Ornaten der anstoßenden Patriarchalkirche, wo der Gottesdienst mit nicht geringerm Pomp verrichtet wurde, als in des Pabsts eigener Kapelle; alle Schätze des Palastes von Braganza, wo die Kronjuwelen und Tafelgeschirre von unschätzbarem Werth, nebst einer Menge der prächtigsten mit Gold und Silber durchwirkten Tapeten und Vorhängen von Sammt und Damast aufbewahrt wurden; alle die kostbaren Waaren und Spe-

 cereey-

cereyen in den ostindischen Waarenlagern unter dem Schlosse, die den Kaufleuten verschiedener Nationen angehörten; in dem gegenüber stehenden Zollhause, wie auch die in den eigenen Häusern der Kaufleute und den unzähligen Kramläden, wurden durchaus von den Flammen verzehrt, oder verloren; selbst die wenigen Güter, welche das Glück hatten, den ersten Flammen zu entgehen, fanden keine Sicherheit auf den öffentlichen Plätzen, wohin man sie brachte, indem sie daselbst entweder durch die von allen Seiten herabfliegenden Funken in Brand gesteckt, oder in dem Gewirre worinn sich damals alles befand, verloren, oder von jenen abscheulichen Bösewichtern gestohlen wurden, die sich das allgemeine Unglück zwiefach zu Nutze machten.

In Ansehung der Gebäude hat man bemerkt, daß die festesten, überhaupt genommen, zuerst eingestürzt sind. Unter diesen befanden sich, außer den bereits angeführten, die Getreidehäuser am Kornmarkte, das große königliche Hospital im Rocieu, das sogenannte Misericordia-Hospital zur Unterhaltung armer Waisenmädchen, welche größtentheils umkamen, die schöne St. Domingokirche nebst dem Kloster und der großen Bibliothek, die große Karmeliterkirche, auf zwey Reihen weißer marmorner Säulen ruhend, mit dem wunderthätigen Bilde unsrer lieben Frauen vom Berge Karmel, welche doch ihren Lieblingstempel nicht vom Untergange retten konnte. Gänzlich verschüttet und zerstört war die alte Kathedralkirche, ein Gebäude von außerordentlicher Dicke, und die prächtige Kirche der regulirten Chorherren des heiligen Augustinus, die von Kennern für eines der schönsten Werke der Baukunst in Europa gehalten wurde, wo man die Leichname des Königs Johannes und verschiedener andern Personen von der

könige-

königlichen Familie aufbewahrte, deren Monumente durch den Einsturz der Kuppel zertrümmert wurden. Dem Verderben geweihet war auch die Citadelle, worinn die Archive und Urkunden verwahrt wurden, so wie das Gefängniß der Inquisition nebst dem des Limorina, einem Palaste der maurischen Könige, in welchem der höchste Gerichtshof zur Untersuchung der Kriminalverbrechen seine Sitzungen hielt. Aber es ist unmöglich, den Schaden, der an Gebäuden angerichtet wurde, besonders namhaft zu machen. Um alles mit einem Worte zu sagen, bemerke ich nur, daß alle Pfarrkirchen, alle Mönchs- und Nonnenklöster, Paläste und öffentlichen Gebäude, nebst einer unzähligen Menge von Privathäusern, entweder niedergeworfen, oder in einen so kläglichen Zustand versetzt wurden, daß man nicht ohne Gefahr bey ihnen vorüber gehen konnte. Und nun die Menge der Menschen, die bey dieser Gelegenheit ihr Leben verloren! Wie groß war nicht die Zahl derer, die in ihren eigenen Häusern zerschmettert wurden! Da jedes Stockwerk von einer eigenen Familie bewohnt wurde, so befanden sich in einigen nicht weniger als vierzig Personen, die entweder augenblicklich den Tod fanden, oder durch die in den Straßen herabstürzenden Steine zerschlagen wurden. Noch weit größer aber mag die Zahl derjenigen seyn, die in den Kirchen und Klöstern umgekommen sind, da der erste Stoß gerade während der hohen Messe geschah, und fast alles sich zur Verrichtung seiner Andacht in derselben versammelt hatte.

In dem großen Franciskanerkloster, in welchem sich beinahe dreihundert Mönche befanden, stürzte, als sie eben im Chore sangen, das Dach und zu gleicher Zeit eine hohe Gallerie über der Thür, dem hohen Altare gegenüber, ein, und begrub alle diese

Mönche

Mönche, höchstens achtzehen ausgenommen, sammt der großen zahlreichen Versammlung. In dem Kloster der Sancta Clara hatten hundert und fünfzig Nonnen mit ihren Aufwärterinnen, und in dem Calvarienkloster an der Heerstraße nach Belem, die meisten der damals im Chor gegenwärtigen Nonnen sowohl, als ein großer Theil der in der Kirche befindlichen Versammlung, das nemliche Schicksal. Das englische Nonnenkloster stürzte ebenfalls ein, ich habe aber nicht erfahren, wer dabei umgekommen ist. In dem Kloster der Dreyeinigkeit hingegen verloren, wie man mir glaubwürdig versichert hat, über fünfzehn hundert Menschen ihr Leben. In allen andern Kirchen und Kapellen stund die Zahl der Erschlagenen im Verhältniß mit ihrer Größe. In dem Gefängnisse der Limorina wurden, durch das plötzliche Einstürzen der Mauer, an vierhundert Verhaftete zerschmettert, es entkamen aber auch viele der ärgsten Bösewichter, um noch mehr Unheil anzurichten.

Die ganze Anzahl der umgekommenen Menschen, mit Innbegriff derjenigen, welche verbrannten, oder nachher beim Graben unter den Schutt zerschmettert wurden, berechnet man, nach dem geringsten Ueberschlage, auf mehr als sechszigtausend. Von dem übrigen Schaden, der nicht zu berechnen ist, kann man sich nur dadurch einige Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß die ganze große und reiche Stadt jetzt nichts weiter als ein ungeheurer Ruinenhaufen ist, und daß Reiche und Arme jetzt einander völlig gleich sind. Einige tausend Familien, welche noch den Tag vorher, in den gemächlichsten Umständen lebten, sind jetzt durch die Felder zerstreut, müssen jeder Bequemlichkeit des Lebens entbehren, und können niemanden finden, der ihnen zu helfen vermöchte.

Unter

Unter solchen Scenen allgemeiner Trübsal scheint das Schicksal einzelner Personen fast zu unbedeutend, als daß es besonders bemerkt zu werden verdiente; ich begnüge mich daher nur ein paar Fälle von Personen anzuführen, die ich kannte. Eine Engländerinn eilte beim Anfange des Stoßes in Gesellschaft ihres Mannes, dem sie in geringer Entfernung folgte, aus dem Hause. Sie wurde aber unter den Ruinen eines Gebäudes begraben, welches plötzlich niederstürzte, und als ihr Gatte sich umsah, war keine Spur mehr von ihr zu finden. Er mußte sie also unter dem Schutte zurücklassen, denn der geringste Versuch, sie zu suchen, würde ihm höchst wahrscheinlich selbst das Leben gekostet haben. Einen reichen Portugiesen, der achtzehen Meilen von Lissabon wohnte, trieb sein Unstern gerade am Abend von dem unglücklichen Tage nach der Residenz, um an einigen Ergötzlichkeiten Theil zu nehmen. Aber er verließ das Haus, in welchem er schlief, nicht wieder, denn noch ehe er angekleidet war, wurde er von demselben zerschmettert, und unter den Ruinen begraben. Noch trauriger war das Schicksal eines jungen englischen Kaufmanns, der gerade vor der Hauptthür einer Pfarrkirche vorüber gieng, als der erste Stoß geschah. Beide Beine wurden ihm durch einen herabfallenden großen Stein zerschmettert. In diesem elenden Zustande lag er eine Zeitlang, und flehte vergebens die erschrockenen Vorübergehenden um Erbarmen an. Endlich nahm ein weichherziger Portugiese, durch sein Geschrey gerührt, ihn auf die Arme, und trug ihn in die Kirche, weil er diesen Ort für sicherer als die offene Straße hielt. In diesem Augenblicke aber versperrte der zweite Stoß die Thür, und da die Kirche bald darauf in Flammen stand, so mußte der Unglückliche, sammt seinem edelmüthi-

gen Helfer und vielen Andern, die hier einigen Schutz zu finden geglaubt hatten, lebendig verbrennen.

Als zuverläßig kann ich einen Vorfall verbürgen, den man bezweifeln möchte, wenn er nicht vollkommen beglaubigt wäre. Ein in Liſſabon wohnender hamburgiſcher Kaufmann, Namens Burmeiſter, erhielt von ſeinem Kompagnon in Hamburg einen Brief, worinn ihn derſelbe bat, er möchte doch eine große Quantität Flachs und andere Waaren von hohem Werth, nach einigen entfernteren Waarenlagern in verſchiedenen Theilen der Stadt bringen laſſen. Als Urſache davon gab er an, es habe ihm vierzehen Nächte hinter einander geträumt, ganz Liſſabon ſtehe in Flammen. Dieſer gute Rath wurde unglücklicherweiſe nicht beachtet, daher das ganze große Magazin mit ſo vielen andern zu Grunde gieng.

Einige Tage, nachdem die erſte Beſtürzung vorüber war, wagte ich mich auf dem ſicherſten Wege, den ich nur ausfindig machen konnte, in die Stadt, um zu ſehen, ob es nicht möglich wäre, irgend etwas aus meiner vormaligen Wohnung herauszubringen. Die Ruinen hatten ſich aber durch die letzte Feuersbrunſt ſo ſehr vermehrt, daß ich unter den Bergen von Schutt und Steinen, die ſich überall erhoben, nicht einmal die Straße finden konnte, wo ich gewohnt hatte. Nach Verfluß einiger Tage machte ich einen zweiten Verſuch, der aber nicht viel glücklicher war. Ich hatte einige Laſtträger mitgenommen, die in dieſer Gegend der Stadt ſehr bewandert waren, und die Lage jedes Hauſes kannten. Mit ihrer Hülfe entdeckte ich zwar die Stelle, wo ich gewohnt hatte, allein ich überzeugte mich auch zugleich, daß es, abgeſehen von dem Gefahrvollen eines ſolchen Unternehmens, die Koſten nie lohnen

würde,

würde, hier nachgraben zu lassen. Da überdieß die Ruinen noch rauchten, so mußt' ich nothwendig daraus schließen, daß gerade dasjenige, worauf ich den größten Werth setzte, nemlich meine Manuscripte und Bücher, unwiederbringlich von den Flammen verzehrt seyn müßten.

Beide male, da ich dieses fruchtlose Nachgraben versuchen wollte, stieg ein so unerträglicher Gestank von der Menge umherliegender Leichname auf, daß ich beinahe in Ohnmacht gefallen wäre. Nach dem zweiten Besuche befiel mich ein Fieber, das ich zwar glücklich besiegte, indessen machte mich dieß auf die Zukunft so vorsichtig, daß ich mich hütete, an gewissen Orten vorbeizugehen, wo der Gestank so durchdringend war, daß man eine Epidemie besorgte. Einer meiner Bekannten sagte mir, als er einige Tage nach dem Erdbeben in die Stadt gegangen, habe er verschiedene Leichname in den Strassen liegen sehen, theils schröcklich zerstümmelt (seiner Meinung nach durch Hunde), theils halb verbrannt, theils ganz gebraten. Am zahlreichsten waren die Leichname auf den offenen Plätzen vor den Kirchen zu sehen, wo sie in großen Haufen über einander gepackt lagen. Man ist nun einige Tage her beschäftiget, die Leichname aufzunehmen, und sie auf die benachbarten Felder zu tragen; bei weitem die meisten stecken aber noch unter dem Schutte, und es möchte, des Gestankes wegen, gefährlich seyn, sie wegzuschaffen, wenn es auch in anderer Hinsicht ausführbar wäre.

Dieß ist die zuverlässige, wiewohl unvollkommene Geschichte dieser furchtbaren Begebenheit, die auf mein Gemüth einen zu tiefen Eindruck gemacht hat, als daß er jemals erlöschen könnte. Ich habe alles baare Geld verloren, welches ich vorräthig

hatte,

hatte, und keine andere Kleider gerettet, als die ich am Leibe trage; nichts aber schmerzt mich mehr, als der unersetzliche Verlust meiner Bücher und Papiere. Was meine gegenwärtige Noth vermehrt, ist, daß die Freunde, an welche ich in jedem andern Falle mich gewandt haben könnte, sich in eben so elenden Umständen befinden, als ich selbst. Indessen bin ich weit entfernt, zu verzweifeln, vielmehr preise ich mit dem gerührtesten Herzen den Allgütigen, der mich unter Gefahren bewahrte, in welchen so viele Tausende umkamen. Eben diese gütige Vorsehung wird mich gewiß auch ferner schützen, und mir Mittel und Wege zeigen, mich aus diesem Labyrinthe herauszuarbeiten. Da sich indessen jetzt alles in so großer Unordnung und Verwirrung befindet, daß die Verwaltung der Gerechtigkeit stille steht, und es nicht wahrscheinlich ist, daß in geraumer Zeit irgend ein Geschäft wird vorgenommen werden können, so bin ich Willens, bei der ersten guten Gelegenheit, die sich mir darbietet, nach England zurück zu kehren.

Siebente

Siebente Abtheilung.

Historische Kuriositäten.

1. Mönchssitten.

In jenen Zeiten der Finsterniß, welche das Alter der ersten Kreutzzüge umhüllen, mußte jeder Mönch, der einen heidnischen Schriftsteller aus der Bibliothek seines Klosters zum Lesen haben wollte, nachdem er das gewöhnliche Zeichen gemacht hatte, wodurch man zu verstehen gab, daß man ein Buch haben wollte, sich das Ohr mit dem Finger kratzen, wie ein Hund sich zu kratzen pflegt, wenn es ihn juckt, „weil, sagt die Vorschrift, ein Unglaubiger nicht ohne Grund mit diesem Thiere verglichen wird.“ — Dazumal wurde auch das Gelübde des Stillschweigens in den Mönchsorden sehr streng beobachtet, und alles durch Zeichen ausgedrückt. Begehrte man z. B. Brod, so beschrieb man mit dem Daumen und den beiden nächsten Fingern einen Kreis; Milch, so steckte man den kleinen Finger in den Mund, wie ein Kind, das saugt; Forelle, so hielt man die Hand über die beiden Augenbraunen ausgebreitet, welches Fisch bedeutete, und bedeckte sich alsdann das Gesicht, welches eine Weibsperson anzeigte, weil die Forelle unter die Fische weiblichen

Ge:

Geschlechts gezählt wurde. Das gewöhnliche Zeichen, ein Buch zu fordern, war, daß man seine ausgestreckte Hand auf die Art bewegte, als ob man Blätter umschlüge.

2. Die Wundarzneikunst in der Wiege.

Der Herzog Leopold von Oesterreich hatte bei einem Turnier zu Gräz im Jahr 1194 das Unglück, mit seinem Pferde zu stürzen, und ein Bein zu zersplittern. Da es unmöglich schien, das Bein wieder herzustellen, so verlangte der Herzog, man sollte ihm dasselbe abnehmen; allein kein Wundarzt wollte sich dazu verstehen, und der Herzog ward genöthiget, selbst Hand an das Werk zu legen, welches er, freilich nach seinem besten Wissen, aber auf eine Art that, die das Uebel nothwendig vergrößern mußte. Er setzte auf die Stelle, wo er das Bein wollte abgenommen wissen, ein Handbeil, und befahl seinem Kämmerer, darauf zu schlagen. Dieser führte drei Schläge, bis das Bein losgekommen, und eben dadurch eine neue Zersplitterung verursacht worden ist. Es währte nicht lange, so zeigte sich der Brand, und die Wundärzte sollten wieder helfen; allein die Herren gestunden, daß sie kein Rettungsmittel wüßten, und endlich überließen sie, unter dem Vorwand, daß sie den übeln Geruch des Brandes nicht vertragen könnten, den Herzog sich selbst, welcher dann auch, nachdem er viele Tage und Nächte unsägliche Martern gelitten hatte, am letzten Tage des Jahres starb.

Nach dem Hintritte des Königes Ottokar von Böhmen im Jahr 1278 kam dessen Gemahlinn, Kunigunde, in Verdacht, den königlichen Prinzen,

ihren eigenen Sohn, indem dieser plötzlich sehr unpäßlich wurde, vergiftet zu haben. Die Aerzte, welche man herbeigerufen hatte, kamen darinn überein, daß man am zuverläßigsten den Prinzen dadurch retten könnte, wenn man ihn einige Zeit rückwärts bei den Füssen aufhenkte, und ihn dadurch nöthigte, das Gift von sich zu geben. Dieß vollzogen sie auch wirklich, und da der Prinz mit dem Leben davon kam, so glaubten sie, daß sie ihn gerettet hätten.

3. Aus einer alten Rathsrechnung.

In einer Rathsrechnung der Stiftsstadt Naumburg in Sachsen von den Jahren 1349 bis 1554 finden sich unter andern folgende Beiträge zur Kenntniß des Städtepolizeywesens, der Sitten und Gebräuche, des Handels, der Bedürfnisse und Denkart damaliger Zeiten.

ad an. 1440 schicket der Rath dem Bischof Adolpho zu Zeitz — gesalzene Hechte, so zum erstenmal allhier zu feilem Kaufe gestanden.

ad an. 1455. ist Herzog Wilhelm nach Leipzig auf einen Tag zu seinem Herrn Bruder Herzog Friedrichen Kurfürsten gezogen, und ist ihm der Rath entgegen geritten, wobei aufgegangen 46 Gr. an Kirschen, Obladen, Spaißger (Speisebier) und Bier.

ad an. 1463. ist des Branteweins zuerst gedacht worden.

ad an. 1463. hat Oswald Elteste 1 gso zur Strafe erlegen müssen — daß er die Schweine so feiste gemästet.

ad an. 1476. hat es noch Strohdächer in der Stadt gehabt.

ad

ad an. 1479. Zu dieser Zeit hat regieret Henricus der fünf und dreissigste Bischoff, er war ein frischer Herr und ist oft zum Bürgermeister zur Collation gekommen.

ad an. 1480, wird vom Rath dem griechischen Kaiser Constantino ein Geschenk geschickt, als ein Stübchen Rheinwein, ein Stübchen Landwein zu 4 Pf. und ein Stübchen Bier.

ad an. 1484 galt ein Pfund Licht 10 Pf., eine Kanne Frankewein 7 Pf., ein Faß Bier 3 fl., ein Scheffel Hafer 15 Pf. — Die Juden, so hier wohnten, wurden vom Rath verheeret und verderbt. (Die Ursache wird nicht angegeben).

ad an. 1556. eine Kanne Landwein gilt 5 Pfenn.
eine Kanne Most — 6 Pf.
eine KanneFrankewein — 1 Gr.
eine Kanne Meth — 1 Gr.
ein Scheffel Haber — 2½ Gr.
(Ein alter Groschen galt um diese Zeit acht Pfenninge)

ad an 1525. sind dem Rathe in dem Bauernkriege auf allerhand Ausgaben, insonderheit auf die fünfzig Soldmannen, so sie nach Weimar schicken und unterhalten müssen, ingleichen vor vier und zwanzig Centner Pulver zurecht zu bringen, aufgegangen 194 mfso. 25 Gr. 3 Pf.

ad an. 1546. die Sederichen muß 50 Fl. zur Strafe geben, daß sie das kurfürstl. Mandat in der Kleiderordnung übertreten.

Im Jahr 1554 war der berühmte Convent zu Naumburg, wo über die in Melanchthons Lehre verdächtigen Punkte berathschlagt werden sollte. Der Herr Stadtprotokollant merkt hierüber Folgendes an:

ad an. 1554. werden ein Fäßlein Meth von 4 Fl. und 4 Faß Bier denen zusammen verschriebenen und betagten fürstlichen Personen und etlichen

Gelehrten, welche auch hierbei gewesen, nebst etlichen Kannen Wein verehrt, unter denen Theologis ist Herr Philippus Melanchthon nicht der Geringsten einer gewesen, wie denn auch die Prädicanten von Straßburg und Jena, samt denen Wittenbergischen Räthen.

4. Luthers Fehdebrief gegen Juristen und lange Processe.

Im Jahr 1541 sandte Doctor Luther an die drei Fürsten von Anhalt, Johann, Georg und Joachim, folgendes merkwürdige Schreiben:

Gnade und Friede in Christo. Durchleuchtige Hochgebohrne Fürsten, Gnädige Herrn. Es hat mich Christoph Kühne von Burau, Euer fürstl. Gnaden Unterthan, gebeten, an Euer fürstl. Gnaden zu schreiben und zu bitten, daß er in der Sachen seiner Tochter, von Hieronymus Kunzel geschwächt, zum Ende kommen möchte. Ich hab gesehen den Abscheid, darin Euer fürstl. Gnaden ihn ins Recht geweiset. Aber meine gnädige liebe Herrn, Euer fürstl. Gnaden wissen, daß er solches Recht weder ausstehen noch dulden kann, als ein armer Mann, und solch Recht, so jetzt gewönlich worden, mit Advokaten, Repliken, Tripliken und wiederum Leuterung nichts anders ist, dann ein ewiger Hader und ewiges Unrecht, daß Gott einmal wird beide, Juristen und Richter, zum Teufel jagen, die mit solcher Juristerey die Part aussaugen, und sich selbst mästen. So ist wahrlich solches weitläuftige Recht dem Armen eine Tyranney, und die Obrigkeit, so solches nicht wehret, selbst schuldig. Was wollt ihr Fürsten und Herrn die Juristen zu Kayser machen, und zu Richter setzen über euer Regiment, und ihr

selbst

selbst nicht richten noch helfen, da ihr wohl könnet? So wäre ein Fürstenthum nichts denn ein Rentmeister, der Zins einnehme und die Sache von sich auf die Juristen schiebt, mit Schaden und Verderben der armen Unterthanen. Bitte derohalben, wollten diese und dergleichen Sachen Euer fürstl. Gnaden Unterthanen selbst lassen hören, richten und entscheiden, und nicht von sich unter der Juristen Practica werfen, die kein Ende der Sachen achten noch sehen, sondern nehmen das Geld und dreschen mit der Zungen den Armen, beyde Sack und Beutel aus. Euer fürstl. Gnaden werden wohl wissen meine Meynung gnädiglich zu verstehen. Denn mich drängt mein Sinn, so kann solche juristische Plakerey nicht in die Länge bestehn, oder wir werden uns nicht wohl noch recht unter einander verstehen.

Jura sind allweg recht; Juristen und Richter sind selten recht. Gott ist gut, aber der Meucherer war nie gut. Hiemit Gott befohlen, Amen. Sonnabend nach Catharinen 1541. Euer fürstl. Gnaden williger

Martinus Luther.

5. Ein Mensch, als Währwolf zum Tode verurtheilt.

Der Währwolf ist bekanntlich ein Geschöpf des Aberglaubens finsterer Zeiten, und bezeichnet einen Menschen — der sich in einen Wolf verwandelt hat. Die Abgeschmacktheit einer solchen Meinung ist längst allgemein anerkannt, aber es gab Zeiten, da man nicht nur Hexen und Zauberer, sondern auch Menschen, die sich in Währwölfe verwandelt

haben

haben sollten, zum schmählichsten Tode verurtheilte. Hier ein Beispiel.

Gilles Garnier, aus Lion gebürtig, ein junger Mann von guter Familie, wurde im Jahr 1573 bei dem Parlament zu Dole, in der Franche-Comté angeklagt, daß er sich in einen Währwolf verwandelt und kleine Kinder aufgefressen habe. Der Generalprokurator des Königs von Spanien, damaliger Herr dieses Landes, war Kläger, und veranlaßte, daß am 18 Januar 1574 folgendes Urtheil erfolgte:

Demnach Gilles Garnier, sowohl durch seine verfänglichen Antworten, als auch durch seine wiederholten Geständnisse überführt ist:

1) Daß er am verwichenen Michaelistage, unter der Gestalt eines Währwolfs, ein Mädchen von zehen Jahren genommen, mit eigenen Händen, die wie Pfoten ausgesehen, entkleidet hernach umgebracht, und mit seinen Zähnen zerrissen habe; daß er das Fleisch von ihren Armen und Schenkeln gefressen, den Ueberrest aber seinem Weibe, Namens Appolline, nach der Einsiedeley des heil. Bonnet, bei Armanges, gebracht;

2) Daß er im darauf folgenden November, wieder unter der Gestalt eines Währwolfs, ein anderes Mädchen geraubt, erwürgt und den Körper zerfleischet habe, in der Absicht, ihn zu fressen, welches er auch gethan haben würde, wenn er nicht durch hinzugekommene Nachbarn daran gehindert worden wäre;

3) Daß er einen andern zehenjährigen Knaben erwürgt und ihm ein Bein aus dem Körper gerissen und das Fleisch davon gefressen habe;

4) Daß er den Tag vor dem Bartholomäustage noch einen Knaben entführt, in der Absicht,

ihn zu fressen, es auch wirklich gethan haben würde, wenn man ihn nicht verhindert hätte:

So wird zur Genugthuung, gedachter Gilles Garnier, verurtheilt, daß er rücklings auf einer Schleife nach dem großen Platz dieser Stadt geschleppt, daselbst lebendig verbrannt, und sein Körper in Asche verwandelt werden soll. Ueberdem wird er auch zur Erlegung der Gerichtskosten verdammt.

Das Urtheil ist zu Sens gedruckt, worinn der Verfasser, der sich Dauge nennt, beweisen will, daß nichts so gewiß sey, als das Daseyn der Währwölfe. Er lehrt sogar die Methode, die man, um sich auf diese Art zu verwandeln, gebrauchen muß. Sie besteht darinn, daß man mit dem Teufel einen Bund mache, und sich mit einer gewissen Salbe schmiere. Der Verfasser sucht diesen Gegenstand mit Gelehrsamkeit zu behandeln; denn er sagt, daß Homer in seiner Odyssee, Virgil in seiner Aeneide und in seinen Eklogen, Lucan in seiner Pharsalia, Ovid in seinen Verwandlungen, Plinius der Naturkundiger, Pomponius Mela, Hippocrates, und selbst die Kirchenväter, als der heilige Augustin und der heil. Thomas von Aquino, nicht an der Existenz der Währwölfe zweifeln; besonders aber sind, setzt der Autor hinzu, diese Unholde — in der Franche Comté sehr gemein.

6. Komödien im sechzehenten Jahrhundert.

Von den Komödien und Fastnachtsspielen, die im 16ten Jahrhundert und früher schon auch in Deutschland hin und wieder von Bürgern gespielt wurden, hat der Annalist Crusius ein paar drolligt tragische Anekdoten aufbewahrt, die man auch in Arnolds Kirchen- und Ketzerhistorien aufbewahrt findet.

In

In dem würtembergischen Städtchen Waiblingen, spielten die Bürger eine Komödie vom jüngsten Gericht; durch Unvorsichtigkeit aber kam Feuer aus, und zwar in der Hölle selbst, so daß das Spiel beinahe, wie die Schweizer sich auszudrücken pflegen, zu gebranntem Ernst, und die Komödienhölle den Spielern, welche die Teufel vorstellten, zu einer leibhaften geworden wäre. Sie retteten sich indessen noch und entliefen, was sie konnten. Aber da das Gerüste eingefallen war, und der, Gott Vater vorstellende, der über demselben seinen Thron hatte, nicht herunter konnte, und Zeter und Mordio schrie, wohl auch dazwischen kräftig fluchte, so entstand ein groß es Gelächter, bis endlich auch jenem nach und nach wieder auf die Beine geholfen wurde.

Weniger glücklich lief ein Fastnachtspiel ab, das 1570 in der Grafschaft Hohenloh, auf dem Schlosse Waldenburg, gehalten wurde. Es kamen da der Graf von Tübingen, Georg, und Graf Eberhard von Hohenloh nebst vielen Edelleuten zusammen, sich lustig zu machen. Die Weiber hatten sich als Engel, die Männer als Teufel vermummt, und Würfel mitgebracht. Ehe man es sich versah, entzündeten sich der vermummten Teufel Kleider, die von Pech, Harz und Werg verfertiget waren, und verbrannten also drei Grafen, darunter der Wirth (Graf von Waldenburg) war, jämmerlich. Zum großen Unglück konnte kein Wasser, oder in den lecken Eimern, die man zur Hand hatte, nur dürftig ohne vielen Erfolg herbeigeschafft werden, so daß fast alles, was man brachte, ehe es an Ort und Stelle kam, verschüttet ward. Mehrere Edelleute, die mit dem Leben davon kamen, wurden elendiglich versengt. Crusius setzt treuherzig (Anal. suev. 7, 16.) hinzu: Diese Mummereyen seyen nicht aus bösem

 Herzen

Herzen geschehen. Der fromme Arnold, da er diese Geschichten in dem interessanten Kapitel: „Von dem Verderbniß der Zuhörer, sowohl der Obrigkeit als der Unterthanen," anführt, ergreift natürlich die Gelegenheit, darüber ernstlich zu eifern.

7. Das Verbot der Priesterehe.

Aus den Annalen des römischen Hofes im Mittelalter.

Mit kühner Verwegenheit suchte Pabst Gregor der Siebente, nachdem er im Jahr 1073 den römischen Stuhl bestiegen hatte, das Cölibat, oder den ehelosen Stand der Geistlichen in der ganzen Christenheit einzuführen. Sein hochfahrender Plan gieng auf nichts geringeres, als auf die Einrichtung einer Universalmonarchie, und auf die Unterjochung aller christlichen Regenten, die er im eigentlichen Sinn als seine Vasallen betrachtete. Mit diesem Plane hieng der eheloſe Stand der Geistlichen zusammen, dessen Einführung Gregorn eben darum so sehr am Herzen lag.

Der kluge Pabst urtheilte ganz richtig, daß das eheliche Leben die Geistlichen zu innig mit ihrem Vaterlande und mit dem bürgerlichen Leben verwickle. Ein ehe- und kinderloser Zustand dagegen schien ihm das wirksamste Mittel, die Geistlichen gleichsam von der Welt abzuschneiden, ihre ganze Thätigkeit auf ihr Amtsinteresse zu lenken, sie der Vorsorge des Staats weniger bedürftig, von der weltlichen Macht unabhängiger, auch behender und bereitwilliger zu machen, wenn sie von ihren geistlichen Obern verschickt würden. Außerdem konnte der ganze geistliche Staat am festesten zusammen gehalten werden, und mit ganzer Macht am gewaltigsten wirken, wenn

aller

aller Kirchenreichthum unzertheilt beisammen blieb. Durch die Verheurathungen aber wurden der Mitgenießer mehrere, die Güter wurden zersplittert und veräußert. Es war auch zu erwarten, daß die geistliche Milde viel reicher ausströmen würde, wenn ihre Geschenke nur den Kirchenpersonen zuflößen. Das Priestergeschlecht sollte also durchaus die Gestalt eines, blos durch geistliche Zeugung, aus allen andern Volksklassen, sich ewig fortpflanzenden Kriegsheers erlangen. Um aber es dahin zu bringen, untersagte Gregor ohne Ausnahme allen verehlichten Priestern alle Amtsverrichtungen, dem Volke aber, ihren Messen und Gottesdiensten beizuwohnen. Er verlangte, daß sie entweder ihre Weiber, oder ihre Aemter preis gäben, und verordnete, daß alle, welche künftig die Priesterweihe erhielten, sich durch ein unwiderrufliches Gelübde verpflichten sollten, ehelos zu bleiben.

Eine so grausame Kränkung der Menschenrechte erzeugte überall Verwirrung, Streit und Aufruhr. Vorzüglich nahm man in Deutschland, dem alten Vaterlande häuslicher Zucht und Treue, Gregors Befehl mit Abscheu und Empörung auf. Der Erzbischof von Mainz wagte ihn kaum in seinem Sprengel bekannt zu machen. Er setzte zuerst seinen Bischöfen eine halbjährige Frist, dann versammelte er eine Synode zu Erfurt, in der das Geschrey gegen ihn so laut ward, daß er die Versammlung wieder aufheben mußte; ja einige sprachen sogar heimlich davon, ob es nicht des Beispiels halber gut sey, ihn umzubringen. Dennoch hörte Gregor nicht auf, immer neue Legaten und immer drohendere Briefe zu schicken. So unaufhörlich gequält von seinen Boten, mit dem Verlust ihres Unterhalts bedroht, und von der Verachtung der Weltlichen gedrückt, bequemte sich allmäh-

allmählich einer nach dem andern zu dem grausamen Schritt, seine Familie von sich zu stossen, und in einer Zeit von noch nicht hundert Jahren war Gregors Ziel wirklich erreicht.

In England wurde das Cölibat unter dem Könige Heinrich dem Achten, durch die gewandte Vorsicht des Pabstes Paschalis, gesetzlich eingeführt. Allein auch hier fand die Vollziehung dieses empörenden Gesetzes, unter den zahlreichen Geistlichen, den lebhaftesten Widerspruch. Unter diesen Umständen sahen, im Verfolg der Zeiten, die Päbste sich beständig genöthiget, zur Aufrechthaltung des drückenden Cölibatgesetzes, von Zeit zu Zeit Legaten nach England auszufertigen; eine Praxis, die einzig dazu geeignet schien, die hohen Eingriffe und stolzen Ermächtigungen des römischen Stuhls auf alle Weise zu begründen und zu erweitern, da von dieser geistlichen Macht durchaus keine Appellation statt fand.

König Heinrich der Achte, eifersüchtig auf seine Herrscherrechte, suchte den päbstlichen Anmaßungen alle nur mögliche Hindernisse in Weg zu legen. Eine Zeitlang gelang es ihm, die Absendung eines päbstlichen Legaten zu verhindern. Endlich aber wählte der schlaue und wachsame Pabst Calixtus der Zweite eine so passende Zeit, in welcher Heinrich durch Intriguen, Angriffe und Gefahren aller Art dergestalt in die Enge getrieben war, daß dießmal der, durch so manche Verlegenheit stark gedrückte König, nachgeben, und in die Aufnahme eines Legaten willigen mußte. Dieß geschah ums Jahr 1528. Der Pabst übertrug diese wichtige Sendung dem Cardinal von Crema, und der luftige Italiäner trat ungesäumt die Reise nach England an. Sobald er in London angelangt war, berief er vor allen Dingen, unter großen Feierlichkeiten und mit

gesuch-

gesuchtem Pomp, eine Synode der Geistlichen in diese Hauptstadt. Auf dieser zahlreichen Versammlung publicirte er sogleich, unter andern Kirchengesetzen, ein erneuertes Verbot, welches die Priesterehen unter den härtesten Strafen auf das Schärfste untersagte.

Der Kardinal hielt bei dieser Gelegenheit eine noch vorhandene lateinische Rede, worinn er, außer vielen andern Gründen, mit welchen er die Unzulässigkeit der Priesterehe beweisen wollte, darzuthun sich angelegen seyn ließ: „daß es eine unverzeihliche Abscheulichkeit sey, wenn ein Priester sich erkühne, den Leib Christi mit seinen Händen zu consecriren, nachdem er eben von der Seite einer H. . e aufgestanden.“ Dieß war nemlich der seltsame Name, welchen der, für die Reinheit und Wiederherstellung kirchlicher Sitte so sehr berühmte geistliche Mann, der rechtmäßigen Frau der englischen Geistlichen ertheilte.

Der bei weitem größte Theil der Versammlung vernahm das Wort mit Befremden, Erstaunen und verbissenem Widerwillen; ein nicht kleiner aber konnte die Erbitterung nicht zurückhalten. Der allgemeine Unmuth ward indessen sehr bald in eine eben so allgemeine Zufriedenheit Aller durch ein ganz unerwartetes Ereigniß aufgelößt.

Unmittelbar in der folgenden Nacht darauf begab es sich, daß einige Londner Policeybediente von den Policeyaufsehern den Befehl erhielten, in ein verdächtig gewordenes Haus in einem gewissen Quartier der Stadt ohne Geräusch einzudringen, um den daselbst mit Gewißheit vermutheten Unordnungen und Ausschweifungen durch schnellen Arrest der ergriffenen Personen Einhalt zu thun. Sie trafen hier — den päbstlichen Legaten, Kardinal von Crema,

ma, in ganz andern Functionen, als am Tage der Clerus; er lag an der Seite einer H.. e im Bette. Nicht gering war ihr Erstaunen, nicht geringers das seinige. Gegen schnelle Erlegung einer namhaften Ranzion, die sie ihm aufbürdeten, ließen sie nun zwar den Synodalredner für dießmal seines Weges entkommen, machten aber nichts desto weniger den saubern Fund Tags darauf durch ganz London nicht ohne eine Menge ergötzlicher Nebenbemerkungen und drolligrer Lokalitäten bekannt. Durch diese nächtliche Synodalbegebenheit ward der Synodalredner so allgemein lächerlich, daß die begonnene Synode mit einem male abgebrochen ward, der Sittenprediger stillschweigend in der größten Eile das Königreich verließ, die Kirchengesetze im Punkte der Priesterehe aber nie schlechter beobachtet wurden, als nach einem so widersprechenden, und so wenig auferbaulichen Beispiele aus Rom, nach einer solchen That bei einem solchen Wort *)

8. Kuriositäten aus Predigten.

Der Bischof von Bellai predigte einst bei den Franciskanern, und brachte unter andern folgende Stelle an: „Bemerken Sie mit mir, ehrwürdige Väter, die Wunder Ihres Heiligen, die sogar die Wun-

---

*) Der englische Geschichtschreiber, Heinrich von Huntingdon, welcher dieses kirchlich-profane Geschichtchen, mitten unter sehr ernsthaften Dingen, ganz treuherzig erzählt, selbst ein englischer Geistlicher, bittet, da, wo er diesen Bericht erstattet, ungemein demüthig um Verzeihung, daß er sich solche Freiheiten gegen die Kirche erlaube; indeß, setzt er nicht weniger naiv hinzu, die Sache ist weltkundig, und darf daher von mir keineswegs verschwiegen werden.

Wunder unsers Erlösers übertreffen. Denn, Christus sättigte mit 5 Broden, und 3 Fischen, 5000 Mann, und zwar nur einmal in seinem Leben; Franciskus hingegen ernährt mit einer Elle Tuch, täglich, kraft eines fortdaurenden Wunders, mehr als 40,000 Müssiggänger."

Irgend ein Pfarrer hatte sich gewöhnt, jedesmal mit dem Glockenschlage der Uhr, die in der Kirche hieng, seinen Vortrag abzuschließen; selbst wenn es der Zusammenhang nicht zu gestatten schien, und seine viel gebrauchte Schlußformel war: „Dazu verhilf, lieber Herr Gott, Amen." Als er einst von Haman predigte, schilderte er sein Verhalten und dessen Erfolge. „Was war aber sein Lohn? rief er eben pathetisch aus: der Galgen!" Eben ertönte die Uhrglocke. Sogleich faltete der Prediger die Hände und rief: „Dazu verhilf uns, lieber Herr Gott, Amen, Amen."

Ein Kapuciner perorirte von seiner Kanzel:

Ja, glaubt mir, ihr, meine lieben Brüder,
Ein leerer Traum ist unsers Lebens Lauf!
Gesund und frisch legt ihr euch Abends nieder,
Und mausetod steht ihr am Morgen auf!

Ein Prediger verlas den Text von der Samaritanerinn, und begann darauf seinen Vortrag darüber also: „Wundert euch nicht, meine andächtigen Zuhörer, über die Länge dieses Textes, denn es spricht darinn ein Weib!"

Ein anderer Prediger hatte gegen das Laster der Trunkenheit geeifert, und schloß nun mit eifrigem Unmuthe also: „Es ist sehr schändlich, daß des Weins, dieser köstlichen Gabe Gottes, so ruchlos gemißbraucht, — daß sie nicht blos zur Stärkung des Körpers, und zur Aufheiterung des Geistes genossen wird. Ja, meine Zuhörer, nach einer genauen

Berech-

Berechnung des Weins, der jährlich auf dem Erdboden wächst, würde jeder Mensch täglich ein halbes Quart davon trinken können; aber viele Millionen der Menschen müssen seiner gänzlich entbehren, weil sich so viele Schlemmer und Trunkenbolde darinn berauschen. Wüßt' ich nur, wo der Schelm wäre, der mir täglich mein halbes Quart wegtrinkt; u.s.w.

Ein Dorfgeistlicher in Schottland predigte. Eine alte Frau des Kirchspiels, die einen Bierschank hielt, saß unter der Kanzel und schlief. Ein Nachbar stieß sie einigemale an, um sie zu wecken, aber ohne Erfolg, sie bewegte zwar die Augen, nickte aber sogleich wieder ein. Der Pfarrer bemerkte dieß alles während der Predigt, und sagte endlich: „Meine lieben Zuhörer, ihr bemüht euch umsonst, die Schläferinn da unten zu wecken. Aber gebt acht, ich werde sie sogleich munter machen" Bei diesen Worten pfiff er und rief, „Suse, ein Glas Schnaps! — Gleich, Herr! „antwortete die Alte; und erhob sich von ihrem Sitz.

Johann Cassenius, ein gerühmter Prediger des 17ten Jahrhunderts, fand in heissen Sommertagen bisweilen nöthig, seine Zuhörer durch allerlei Kunststücke aus dem Schlummer zu wecken. Einst hielt er in seinem begeisterten Vortrag plötzlich inn, wickelte sein Taschentuch zusammen, und fieng an, damit aus seinem ziemlich geräumigen Predigtstuhl zu spielen. Was geschah? Ein Zuhörer sties den andern an, und bald war die Versammlung munter. „Das konnt' ich wohl denken, sagte nun der geistliche Redner, wenn ich ein Possenspieler wäre, und euch allerlei Späßchen machte — traun, ihr würdet nicht einschlafen!"

In einer zu Fulda, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts gedruckten Leichenpredigt, bemerkt

der

der geistliche Redner sehr sinnig: „Die Seele des Verstorbenen sey, kurz vor eilf Uhr, ausgefahren, und folglich noch früh genug in dem Himmel angekommen, um an der göttlichen Tafel, noch an diesem Tage, das erste, ewige Mittagsmahl freudig zu genießen. Dieß ein Trost für euch, geliebte Hinterbliebene u. s. w.

Der Dichter Santeuil, anfangs dem Predigerberufe geweiht, wurde bei seinem ersten Versuche im Predigen von seinem Gedächtnisse verlassen. Indeß, als es zum Stocken und Hängebleiben kam, gebrach es ihm doch nicht an Besonnenheit, noch zu sagen: „Meine geliebten Zuhörer! Ich hätte euch zwar noch vieles zu sagen, allein ich weiß, es wäre vergebens — ihr würdet euch doch nicht bessern."

Doctor Bahrdt kam bei seinem ersten Kanzelauftritt in Leipzig in dieselbe Verlegenheit. Ein schweres Gewitter brach aus, als er in der Hälfte seines Vortrages stand. Auf einmal krachte ein fürchterlicher Donnerschlag. Siehe, da verließ ihn sein Gedächtniß, nicht aber die Gegenwart des Geistes. Besonnen und voll amtlicher Würde schlug er die Bibel zu, und verließ die Kanzel mit den Worten: Wenn Gott vom Himmel spricht, da muß der Mensch schweigen!"

9. Aus einer alten Siegespredigt.

Man hat eine christliche: „Danksagungspredigt, wegen des Sieges, welchen Herr Bernhard, Herzog zu Sachsen, Mittwochen den 21 Februarii alten Kalenders Anno 1638 wider den Kais. Churbeyerschen Generalfeldmarschall Duca di Savolti und Generalfeldmarschall-Lieutenant Jean de Werth bei Rheinfelden glücklich erhalten hat. Von Fabian

Schaf-

Schaffort, des löblichen Coldenbachischen Regiments zu Pferde bestallten Feldprediger. Gehalten am Sonntag Oculi im Quartier Mäle. Gedruckt im Jahr Christi 1638 in 4to."

In dieser Predigt redet der Feldprediger Schaffort seine „christliche Cavallerie und gottliebenden Soldaten" also an: „Müsset ihr oft Hunger und Kummer leiden, verzaget nicht, euer Gott, für dessen Ehr und Lehr ihr streitet, wird euch in Hungersnoth nicht verlassen, sondern einen getreuen Habacuc bescheren, der euch Getränk und Speise ins Lager, wie dem Daniel in seine Löwengrube, bringet. Wenn ihr mit euren Rossen Mangel an Wasser habet, wie des Marcus Antonius Kriegsheer, wird er euch mit einem frischen Regen erquicken. Wenn ihr gefangen vom Feind, wird er euch durch seinen Engel, wie Petro zu Jerusalem, wieder davon helfen. Wenn ihr auf der Schildwacht steht, durch seine Engel euch beschirmen; wenn ihr auf Partheien reuten müsset, euren Ausgang und Eingang behüten. Wenn ihr mit dem Feinde scharmuziret, daß da etliche zu eurer Rechten, etliche zu eurer Linken fallen, daß da eine Kugel, dort eine hergeflogen kommt, euch doch bewahren, daß euch kein Ungemach, weder zu Leib noch zu Seele widerfahre. Werdet ihr dann getroffen, daß ihr das Leben darüber müsset einbüssen, weil das Schwert heut diesen, morgen jenen im Kriege frißt, so will er seine Engel eure Seelen tragen lassen in den Schooß Abrahä und sie in seiner Gnadenhand wohl verwahren, bis er am jüngsten Tag dieselben mit dem Leib vereiniget und bringet in den Palast des ewigen Lebens, darinnen will er euch dann und allen christlichen Kriegesleuten die Krone der Gerechtigkeit aufsetzen aus Gnaden. Das ist gewiß wahr!

Darauf

Darauf lebet fröhlich, darauf streitet sicherlich, darauf kranket geduldiglich, darauf leidet Hunger und Kummer williglich; ja darauf sterbet auch einmal seliglich: nemlich Gott und sein Sohn Jesus Christus verlässet diejenigen nicht, so auf ihn trauen. Himmel und Erden müssen eher über Haufen fallen, ehe es ihm an effectu mangelt; kein Teufel, kein Tyrann wird dieß Wort aufzuheben vermögen."

Am Schluß giebt er die Nutzanwendung und empfiehlt den Truppen diejenigen Tugenden, ohne welche kein Sieg zu hoffen ist, und ob er gleich seine Zuhörer vorher ermahnet, die lieben Brüder, die unter feindlichen Fahnen dienen, tapfer zusammen zu hauen, zu stechen, zu schießen und nicht nachzugeben, so sagt er doch am Ende: sie sollten mit einander als gute Kameraden und Brüder in Fried und Einigkeit leben, und sich nicht immerdar, wie Hund und Katze raufen, balgen, schlagen. Dann es ist fein und lieblich, und gefällt auch Gott und den Menschen wohl, wenn Brüder eins sind und fein einträglich beisammen und unter einander wohnen. Sir. 25, 2.

10. Ursprung der Benennung deutscher Michel.

Viele haben ohne Zweifel den Ausdruck deutscher Michel schon öfter in ihrem Leben gehört, wahrscheinlich ist aber nur Wenigen bekannt, wer der Mann war, der zuerst mit diesem Beinamen beehrt wurde. Dieser Mann war Johann Michael Obertraut, ein wackerer Soldat, Generallieutenant im Dienste des Königs von Dänemark. Dieser kam den Spaniern und kaiserl. Völkern oft gar derb über den Nacken, und jene pflegten dann immer zu sagen, wenn sie ihren erlittenen Verlust beklagten,

klagten, oder von ihrem Schaden sprachen: das haben wir dem deutschen Michel zu danken.

„Wer hats gethan?" war die Frage, wenn damals etwas Kühnes geschehen war, und die Antwort war dann gewönlich: „Der deutsche Michel hats gethan."

Dieser Obertraut hatte eben seinen siebenten Feldzug nach Ungarn vor, als ihm ein Freund davon abrieth, mit den Worten: „Was willst du beginnen? Hast du denn noch nicht genug versucht, daß du abermals einen so gefährlichen Zug antreten willst? Nimm dich in Acht, daß du nicht etwa einmal gar ausbleibst." — „Ich will ein Schelm seyn, wenn ich ausbleibe!" antwortete Obertraut. — „So Gott will, hättest du dazu setzen sollen!" sagte jener — „Ha, lächelte der alte Degenknopf, ich weiß das schon. Mein Herr Gott läßt mich nicht zum Schelme werden."

Als er in dem harten Treffen bei Hannover 1625 schwer verwundet, in eine Kutsche gesetzt, und vor den General Tilly gebracht wurde, sagte dieser: „Euer Zustand thut mir leid! Wie seyd ihr in dieß Unglück gekommen?"

„Herr General, sagte der alte Obertraut ganz gelassen, das sind Unglücksblumen. In solchen Gärten, in welchen wir umherwandern, bricht man keine andern."

11. Triumph der Mahlerkunst.

Die Kunst des Mahlens hat zuweilen Täuschungen erzeugt, welche mit Recht bewundert werden, und welche unglaublich scheinen könnten, wenn sie nicht durch zuverlässige Zeugnisse bestätiget würden. Hier einige Beweise davon.

Don

Don Diego Velasquez de Silva, einer der größten spanischen Mahler, der 1594 aus einer angesehenen Familie zu Sevilla gebohren war, und der 1660 als königl. Hofmaler zu Madrid starb, zeichnete sich besonders durch seine große Geschicklichkeit in Nachahmung der Natur aus. Während seines Aufenthaltes in Rom mahlte er unter andern das Portrait Pabst Innocenz des Zehenten. Nachdem das Gemählde fertig war, stellte er es in einem Zimmer des päbstlichen Palastes auf. Der Kämmerer des Pabstes, der von nichts wußte, kam hinein, und da er das Portrait erblickte, glaubte er, es wäre der Pabst selbst, gieng also sogleich wieder hinaus, und sagte verschiedenen Hofleuten, die im Vorzimmer waren, sie möchten leise sprechen, weil Se. Heiligkeit im nächsten Zimmer wären. — Zu Madrid mahlte dieser Künstler 1639 das Portrait des Don Aoria Poladio Parcira, Admirals der Flotte von Neuspanien, in natürlicher Größe, und das schönste, was er je gemahlt hat, daher er auch seinen Namen darunter setzte, was er sonst niemals that. Mit diesem Bilde machte er es eben so, wie mit dem päbstlichen. Als der König Philipp der Vierte es von ungefähr zu sehen bekam, sagte er zu demselben voll Verwunderung: Ihr seyd noch immer hier? Hab' ich euch denn nicht schon vor drei Wochen abgefertiget? Warum reiset ihr nicht ab?" — Der König bemerkte seinen Irthum nicht eher, als bis er keine Antwort bekam.

Don Antonio Garcia Regnosa, ebenfalls ein spanischer Mahler, der 1623 gebohren war, und 1677 starb, mahlte einst die Susanna im Bade. Als er dieß Bild im Hofe aufgestellt hatte, um es trocken werden zu lassen, sah ein junger Sperling vom Dache das Wasser und die See, und flog ver-

schie-

schiedene male nieder, um sich im Wasser zu baden, aber seine Mühe war zur größten Verwunderung der Zuschauer vergeblich.

Unter den deutschen Künstlern seiner Zeit erwarb sich Joachim von Sandrat (geb. zu Frankfurt am Main 1606, gest. zu Nürnberg 1688) einen berühmten Namen. Von seinen Gemählden sieht man große Kompositionen in verschiedenen Kirchen und Klöstern Deutschlands, und seine deutsche Akademie der edeln Bau- Bild- und Mahlerkünste, ist noch immer ein sehr schätzbares Werk. Einst mahlte Sandrat den Pfalzgrafen Karl Gustav, nachmaligen König von Schweden in Lebensgröße zu Pferd. Er und das Pferd waren so gut getroffen, daß Karls wirkliches Pferd bei Erblickung des gemahlten zu wiehern anfieng. Der Pfalzgraf sagte daher zu denjenigen, welchen das Gemählde nicht recht gefiel: „man sieht wohl, daß mein Pferd die Kunst besser versteht, als ihr.!“

Anton de Pereda aus Valladolid konnte zwar weder lesen noch schreiben, war aber doch als Mahler hochgeehrt, und starb 1669 zu Madrid im Genuß eines weitverbreitenden Ruhmes. Seine Gattinn ein sehr eitles Geschöpf, das gern eine vornehme Dame spielen wollte, beklagte sich bei ihm, daß sie kein Kammermädchen im Vorzimmer hätte. Er sagte, sie möchte sich deshalb keine Sorge machen, und versprach sie zu befriedigen. Sobald er Muße hatte, mahlte er ihr ein Kammermädchen, auf einem Tambouret sitzend, mit einer Brille auf der Nase, mit Nähen beschäftiget, und in der Stellung, als wenn sie nach denjenigen hinsähe, welche in das Zimmer traten. Viele machten ihr ein Kompliment, und fiengen mit ihr an zu reden, bis sie endlich die Täuschung inne wurden.

Dento hatte in einem Perspectiv eine Treppe so glücklich abgebildet, daß ein Hund dadurch bewogen wurde, in vollem Lauf hinauf zu springen, und dermaßen mit dem Kopf gegen die Mauer rannte, daß er todt hinfiel.

Ein Künstler stellte in London vor einigen 20 Jahren ein Gemählde aus, das sowohl in Ansehung seines Flächenraums, als auch der Wirkung, die es auf verschiedene Zuschauer hervorbrachte, äusserst merkwürdig ist. Es stellte auf einer Fläche, die 10,000 Quadratfuß betrug, die russische Flotte in einer Gegend der Nordsee vor. Viele, die es sahen, sagt die Nachricht, wurden durch den Anblick so getäuscht, daß sie auf dem Meere zu seyn glaubten, und alle Symptome der Seekrankheit sich bei ihnen äußerten.

12. Weibertreue bei den Persern.

Ein aufmerksamer Beobachter *) erzählt ein paar Beispiele von Weibertreue bei den Persern, die uns unwahrscheinlich vorkommen würden, wenn der biedere Gewährsmann nicht zuverläßig der glaubwürdigste Reisebeschreiber wäre.

Ein

*) Adam Olearius, der Sohn eines Schneiders aus Aschersleben, wo er 1599 gebohren war. Nachdem er in Leipzig studirt und Vorlesungen gehalten hatte, ernannte ihn der Herzog von Holstein-Gottorp zu seinem Rath. Zweimal gieng er mit einer herzogl. Gesandtschaft nach Moskau und Persien, und eine schätzbare Frucht dieser Reise ist seine: Muskowitische oft begehrte Beschreibung der newen Orientalischen Reise an den König in Persien. Schleswich 1647. fol., die nachher noch öfter aufgelegt, und auch ins Französische übersetzt wurde. Olearius starb 1671; er ist auch als Dichter bekannt.

Ein Edelmann, mit Namen Fingo, hatte ein sehr schönes Weib, die der König von Persien liebte. Um seine geilen Begierden desto ungestörter zu befriedigen, trug er kein Bedenken, ihren Gemahl, unter einem nichtigen Vorwande, heimlich aus dem Wege zu räumen. Die Verlassene konnte es jetzt nicht wagen, dem Willen des Monarchen geradehin zu widersprechen; nur Gegenwart des Geistes und Gleichgültigkeit gegen den Tod mußten ihre gekränkte Ehre retten und die Beleidigungen rächen, die ihr Gatte erduldet hatte. Sie drohte, sich die Zunge abzubeißen, wenn der Despot Gewalt brauchen wollte, und bat nur um dreissig Tage Frist, um den Tod ihres Mannes nach der Sitte des Landes betrauren zu dürfen. „Dann, rief sie, von Rache begeistert, will ich alles thun, was ihr begehrt.

In eurem Hause, wenn ihr so gnädig seyd, es mir zu erlauben, will ich eine Mahlzeit bereiten lassen, und mich von aller meiner Betrübniß mit einemmale befreien. Der König gab hierzu seine Genehmigung, und nach Verfluß der dreyßig Tage wurde auf dem Lustthurm des Palastes banquetirt. Nach geendigtem Schmaus trat das heldenmüthige Weib an das Fenster und — stürzte sich in den Abgrund.

Noch weit mehr Erstaunen verdient das einzige Weib in seiner Art, auf einem Dorfe drei Meilen von Ardebil in Persien, dessen Mann, nach Olearius Erzählung, verreiset war, und die eines Tages von einem unbekannten Manne um Herberge angesprochen wurde. Sie entschuldigte sich mit der Abwesenheit ihres Mannes; allein der Unbekannte, indem er Miene zum Abgehen machte, benutzte die Gelegenheit, da das Weib nach der Küche und dem Kühstall gieng, und verbarg sich hinter die Betten, welche sie bei Tag in die Höhe auf einen Schragen

zu legen pflegte. Abends bat sie des Nachbars Tochter, bei ihr zu abendmahlen, und zugleich bei ihr zu schlafen. Das Mädchen erblickte von ohngefehr den Fremden hinter den Betten, schwieg aber, weil sie es für eine Verabredung hielt, und schlich sich mit dem Vorgeben einer wichtigen Ursache davon. Kaum war das junge und schöne Weib entkleidet, als der Kerl hervorkroch, und ihr seine Liebe erklärte. Sie hatte Fassung genug, ihn eher mit einem Abendbrod bewirthen zu wollen, das sie aus der Kammer nebenbei zu holen vorgab. Sobald sie den Fuß über die Schwelle gesetzt hatte, warf sie die Thür hinter sich zu, und wälzte einige Säcke mit Reis vor. Die Thüre zu sprengen gelang ihm nicht; er drohte ihr Kind, das in der Wiege lag, in Stücke zu zerhauen, wenn sie nicht öffnen würde; bei wiederholter Verneinung kriegte er das Kind zu packen und machte Miene es zu zerstückeln. „Nein, rief die Mutter, auch wenn ich mein Leben erkaufen könnte. „Der Barbar zerhieb das Kind in vier Theile, und untergrub in der Wuth die Thürschwelle; es gelang ihm, und Kopf und Schultern waren schon in der Kammer. Das Weib ergrief die Pflugschaar und zerschmetterte ihm den Kopf, daß das Blut wegströmte; bei diesem Anblick fiel sie ohnmächtig dahin. Die Herbeikommenden erbrachen die Thüre und fanden das ohnmächtige Weib und den todten Perser.

13. Freundschaftsbezeugungen der Kamtschadalen.

Nichts scheint lächerlicher, als die Gewohnheiten eines Kamtschadalen, wenn er einen Andern zu seinem Freunde zu machen wünscht. Erst ladet er ihn zum Essen ein. Der Wirth und Gast kleiden sich dann in einer Kammer aus, welche bis zu einem

übermäßigen Grade geheitzt wird. Während der Gast die Speisen, die ihm vorgesetzt werden, verschlingt, schürt der Andere beständig das Feuer an. Der Fremde muß sich das Uebermaaß der Hitze sowohl, als des Essens, gefallen lassen. Er übergiebt sich lieber zehnmal, als daß er nachgiebt; endlich aber muß er sich doch für überwunden erkennen, und fängt nun an zu kapituliren. Er erkauft sich einen Augenblick Frist durch ein Geschenk von Kleidern und Hunden; denn sein Wirth droht, die Kammer noch mehr zu heitzen, und ihn zum Essen zu zwingen, bis er berste. Dem Fremden steht das Recht der Wiedervergeltung frei, er traktirt auf dieselbe Weise, und erpreßt dieselben Geschenke. Nähme der Wirth die Einladung des Gasts, den er so schön bewirthete, nicht an, so würde dieser kommen, und sich in seine Hütte einquartieren, bis er die Geschenke, die er ihm auf eine so seltsame Art gegeben, zurückerhalten hätte.

Man giebt eine artige Ursache dieser tollen Gewohnheit an. Die Absicht ist nemlich, die Person, deren Freundschaft man sucht, auf die Probe zu stellen. Der Kamtschadale, welcher das Feuer und die Mahlzeit aufwendet, wünscht zu erfahren, ob der Fremde Stärke genug hat, Schmerzen mit ihm zu ertragen, und ob er großmüthig genug ist, einen Theil des Seinigen für ihn hinzugeben. Während der Gast mit seiner Mahlzeit beschäftiget ist, heitzt er daher die Hütte bis zu einem unerträglichen Grade; und, zum letzten Beweise der Standhaftigkeit und Ergebenheit des Fremden, fordert er noch mehr Kleider und Hunde. Der Wirth läßt sich in der Hütte seines neuen Freundes dieselbe Behandlung gefallen, und zeigt nun auch, mit welcher Standhaftigkeit er ihn vertheidigen kann.

So würden oft die seltsamsten Gewohnheiten uns

ganz einfach vorkommen, wenn der Philosoph sie an Ort und Stelle betrachten könnte.

14. Einführung des neuen Kalenders in Rußland.

Bis zum Jahr 1700 berechneten die Russen ihr Datum nur nach der Schöpfungsepoche. Ihr Neujahr fieng den ersten September an, und sie begiengen es mit großer Feierlichkeit. Peter der Große, der die Idee hatte, den russischen Styl dem europäischen gleichzusetzen, fand bei seinen Unterthanen viele Hindernisse, die sie ihm in Weg legten. Der weise und gütige Gott, sagten sie, hat die Welt im Herbst erschaffen, wenn die Erde mit reifen Früchten und Lebensmitteln bedeckt ist, und nicht im Winter, wie die andern Europäer glauben, zu einer Zeit, wo die Erde unter Schnee begraben liegt. Der Czar antwortete ihnen, sie sollten doch die Augen auf die Weltkarte werfen, und bedenken, daß Rußland nicht der ganze Erdboden sey, und daß die, jenseits des Aequators in gleicher Breite liegenden Länder Sommer hätten, wenn bei ihnen tiefer Winter wäre. Allein die deutlichsten Belehrungen fanden keinen Eingang, und, wie in vielen andern Fällen, mußte Peter auch hier erfahren, daß Menschen, deren Gehirn vom Aberglauben verkrüppelt ist, den handgreiflichsten Wahrheiten kein Gehör geben. Er sah wohl, daß es nicht genug sey, den Russen die Ungereimtheit ihrer Vorstellungen zu zeigen, um sein Vorhaben zu vollenden; sondern daß es nothwendig seyn würde, die Köpfe zu täuschen, und vorzüglich die Augen zu blenden, um das Gute oder Böse zu bewirken. Er ließ also auf den ersten Januar 1700 ein Jubiläum ankündigen, welches eine ganze Woche mit Abfeurung der Kanonen und Glockengeläute gefeiert

feiert werden sollte; die Häuser sollten bei Tag mit bunten Tapeten geziert, und bei Nacht erleuchtet werden. Dieß wurde allen Eigenthümern der Häuser anbefohlen. Zugleich verbot der Czar bei schwerer Strafe, sich bei der Verwaltung der Justiz und anderer Geschäfte des alten Datums zu bedienen. Demohngeachtet wurde diese Neuerung, von den Gegnern derselben, als ein heftiger Angriff auf ihre Religion angesehen.

15. Außerordentliche Körperstärke.

Als Ludwig der Vierzehnte einst in Flandern über einen sehr schlechten Weg fuhr, blieb sein Wagen so fest im Kothe stecken, daß die vorgespannten Ochsen und Pferde sich vergebens anstrengten. Einer von der Leibwache des Königs, Namens Barsabas, der es überdrüssig war, länger ein Zeuge dieser unnützen Versuche zu seyn, stieg endlich vom Pferde, hob das am tiefsten im Kothe stekende Rad in die Höhe, und gab dem Kutscher und den Postknechten ein Zeichen, worauf diese die Ochsen und Pferde antrieben, und so endlich den Wagen wieder frei machten. Der König belohnte diesen Dienst mit einer Pension, und beförderte bald darauf den starken Gardisten zum Major zu Valenciennes.

Barsabas war schon mit dieser Würde bekleidet, als ein Gascogner mit ihm Händel suchte, und ihn heraus foderte. „Gut, sagte der Major, indem er ihm die Hand reichte, schlagen Sie ein.“ Er ergrief sie, zerdrückte ihm die Knochen, und setzte ihn so außer Stand fechten zu können. Ein anderer Gascogner benutzte dieses Beispiel bei einer ähnlichen Veranlassung. Anstatt die Herausfoderung des Barsabas, der ihm die Hand reichte, anzunehmen, stieß

er

er ihm seinen Degen in den Leib, mit den Worten. „So weich ich der Unredlichkeit eines Mannes, wie Sie sind, aus.“ Zum Glücke war der Stich nicht tödtlich.

Ein andermal, da sich der Major auf einem Dorfe aufhielt, gieng er zu einem Schmied, und foderte allerhand Eisenwerk. Er zerbrach alles, was man ihm zeigte, indem es, wie er sagte, spröde und zerbrechlich sey. Der Schmied wollte daher anderes schmieden; nun nahm Barsabas aber den Ambos, und verbarg ihn unter seinem Mantel. Als der Mann sein Eisen ausschmieden wollte, wunderte er sich nicht wenig darüber, daß er seinen Ambos nicht mehr erblickte; und sein Erstaunen vermehrte sich, als er ihn unter dem Arme des Majors bemerkte. Er glaubte, er habe mit einem bösen Geiste zu thun, ergrief die Flucht, und wollte nicht eher in sein Haus zurückkehren, als bis man ihn versichert hatte, daß der geglaubte böse Geist nicht mehr da sey.

Barsabas hatte eine Schwester, die eben so stark war, als er; aber er kannte sie nicht, weil er das väterliche Haus sehr früh verlassen hatte, um sein Glück im Kriege zu versuchen, und sie erst während seiner Abreise gebohren war. Er traf sie in einer kleinen Stadt in Flandern an, wo sie eine Seilerin war. Er foderte von ihr die dicksten Seiler, welche sie hätte. Aber er zerriß sie alle, wie die dünnsten Fäden, und gab vor, sie taugten nichts. „Ich werde Ihnen stärkere geben, sagte die Seilerinn; aber werden Sie dieselbeu auch bezahlen wollen? “ — Ich will dafür geben, was Ihr fodert, antwortete er, und zeigte ihr dabei mehrere Thaler. Sie nahm dieselben und zerbrach zwei oder drei davon. „Ihre Thaler sind nicht besser als meine Seile; geben Sie mir besseres Geld.“

Der

Der Major konnte sein Erstaunen nicht zurückhalten. Er fragte die Frau um ihre Vaterstadt, ihren Namen und ihre Familie, und erfuhr nun, daß sie seine Schwester sey. Der damalige Dauphin, ein Sohn Ludwigs des Vierzehnten, wünschte auch Proben von der außerordentlichen Stärke dieses Mannes zu sehen. Dieser stellte sich daher unter sein Pferd, hob es in die Höhe, und trug es mehr als fünfzig Schritte auf seinem Rücken fort; hierauf bückte er sich, und setzte es so ruhig wieder auf die Erde nieder, als wenn es nur zwanzig Pfunde gewogen hätte.

16. Der kleine Wunderdoctor.

Schon im Anfange des achtzehenten Jahrhunderts stund in der Mark Brandenburg ein kleiner Manipulirer und Magnetisirer, à la Mesmer in großem Ansehen, bekannt unter dem Namen des Kehrbergischen Wunderkindes.

Zu Kehrberg in der Prignitz, unweit Pritzwalk, lebte ein Kind von drei und einem halben Jahre, Namens Johann Ludwig Hohenstein, das, nach der Erzählung des dummen Aberglaubens, durch das bloße Bestreichen mit seinen Händen viele Krankheiten geheilet haben soll. Sein Vater war ein Schmied, und hatte im Jahr 1730 das Unglück, daß Feuer in seinem Hause auskam, das nicht nur dieses, sondern auch verschiedene andere Häuser verzehrte. Deswegen konnten den Mann viele nicht leiden, denn allgemein verbreitet war die Meinung, er sey an dem Brandunglück selbst Schuld. Er hoffte also vielleicht sehr ängstlich auf besondere Beweise der Gnade Gottes. Als ihm daher dieses Kind gebohren wurde, gerade der siebente Sohn dieser Ehe, so dach-

ten die Eltern, schon deshalb müsse aus dem Kinde etwas ganz besonderes werden. Die Taufgäste, und der Prediger selbst, bestätigten sie in diesem Glauben. Beim Taufen reichte es die Hand etwas hervor, und schien den Prediger mit einer besondern Miene anzusehen; das mußte nothwendig auch etwas außerordentliches bedeuten. Seine Mutter hatte sich einst mit einem Beile in die Hand gehauen, und als die Wunde offen blieb, bestrich sie solche mit der Hand des Kindes; und siehe da, sie heilte bald wieder zu.

Der Ruf von der Wunderkraft des Kindes fieng schon jetzt an, sich hie und da zu verbreiten; die Bauren nannten es bereits den kleinen Feldscheerer. Eine Frau mit schlimmen Brüsten kam hin, und ließ sich auch von ihm bestreichen — und sie wurde geheilt. Eines Bürgers Tochter aus Witstock war vom Schlage gerührt, sprachlos und lahm; auch diese kam zu dem Kinde, ließ sich von ihm bestreichen, und ward völlig gesund. Ein Mann brachte seinen Sohn mit einem Fistelschaden zu dem Wunderkinde, dieser wurde auch besser, und jener bekannte treuherzig: er glaube zwar an Gott, aber auch an des Schmieds Sohn!

Das Gerücht von diesen Wunderthaten erscholl nun bald weit und breit; ja es sollen zu Pfingsten 1734 gegen dreissig tausend Menschen vornehmen und geringen Standes, aus der Nähe und Ferne zu dem Kinde gewallfahrtet seyn. Die Buckelichen so gar wollten sich von diesem Knaben wieder gerade machen lassen, und glaubten, er könne durch ein Bügeleisen alles wieder einebnen und in Ordnung bringen. Wenn einer kam, der einen Schaden am Leibe hatte, so mußte er sich entblößen, und dann bestrich der Knabe die schadhafte Stelle, oder kratzte

auch

auch wohl, wenn er verdrießlich war. Tauben, Stummen und Blinden blies er in Ohren, Mund und Augen, bestrich sie mit der Hand, oder kitzelte und schlug sie auch wohl an die Ohren. Denen, die mit Kopfschmerzen behaftet waren, zauselte er den Kopf und die Haare. Viele tranken für einerlei Gebrechen das Wasser, worinn sich dieses Kind die Hände gewaschen hatte, auch manche wuschen damit verrenkte Glieder, mit dem Staar behaftete Augen, u. dgl. Dieß Waschwasser wurde weit verfahren und verkauft. Wenn der Knabe auf der Gasse spielte, so versammelte sich bald eine Menge Menschen, die seine Hülfe verlangten; wenn er aber gerade nicht Lust zu streichen hatte, so mußte er wenigstens in zwanzig Eimer Wasser seine Hände waschen. Einige Patienten wurden bei seinem Streichen, Kitzeln und Blasen bald blaß, bald roth, manche bekamen auch Verzuckungen.

Die Eltern ließen sich solche Kuren gut bezahlen, und auch der Knabe hatte es schon sehr wohl begriffen, daß die großen Geldstücke besser wären als die kleinen, denn er sagte oft: „een brvv groot Stück will ick hebben.“ Endlich machte die Regierung dem Unfug ein Ende. Der Knabe ward in das große Waisenhaus in Berlin gebracht, wo er auch starb.

17. Abschaffung der Tortur in Schottland.

Die Tortur oder Folter, als ein Mittel, durch fürchterliche Quaalen ein Geständniß der Wahrheit zu erzwingen, ist wohl aus allen gesitteten Staaten verbannt. Schauerliche Beispiele haben gezeigt, daß öfters Unschuldige grausam mißhandelt wurden, und die Wahrheit dennoch nicht ans Licht kam. Es verflossen aber Jahrhunderte, bis die laute Stimme der

Ver-

Vernunft, der Gerechtigkeit und der Menschheit diese barbarische Gewonheit verbannte. Zur Abschaffung der Tortur in Schottland gab folgender trauriger Vorfall Veranlassung.

Zu Glasgow in Schottland hatte ein junger Mensch von guter Herkunft, durch Liebe und Beständigkeit, das Herz eines jungen Mädchens von seinem Alter gewonnen. Da verschiedene Ursachen ihm nicht erlaubten, sie öffentlich zu besuchen, so tröstete er sich wegen dieses Zwanges dadurch, daß er einen Theil der Nacht bey ihr zubrachte. Diese geheimen Zusammenkünfte waren schon viele Monate hindurch fortgesetzt worden, ohne daß selbst die Hausgenossen das geringste davon wahrgenommen hatten. Einige Nachbarn aber, welche einmal in der Nacht nahe bei dem Hause vorbeigiengen, sahen den jungen Liebhaber herauskommen, der sich mit vieler Vorsicht wegzuschleichen schien. Sie warfen auf nichts als auf die Tugend ihrer Nachbarinn Verdacht, und da sie sich um diese nicht sehr bekümmerten, so waren sie rechtschaffen genug, und schwiegen stille. Wenige Tage nachher entdeckte man aber in eben diesem Hause einen beträchtlichen Diebstahl an Silbergeschirr und anderem köstlichem Geräthe, ohne daß man einige Anzeigen gehabt hätte, wer wohl der Thäter gewesen seyn möchte. Die Nachbarn, denen daran gelegen seyn mußte, sich gegen allen etwaigen Verdacht zu sichern, faßten den Entschluß, der Obrigkeit anzuzeigen, zu welcher Zeit und auf welche Art sie den jungen Menschen hätten aus dem Hause heraus gehen sehen.

Diese Umstände schienen der Obrigkeit hinlänglich zu seyn, ihn einziehen zu lassen. Er leugnete mit Entsetzen das ihm Schuld gegebene Verbrechen; da ihn aber eine großmüthige Achtung für seine Ge-

liebte hinderte, die Ursachen zu gestehen, die ihn zu ihr geführt hätten, so erklärte er sich mit so vieler Verwirrung und so wenig Wahrscheinlichkeit, daß diese Art sich zu vertheidigen fast für eine Ueberführung angesehen wurde. Weil er unterdessen fortfuhr, seine Unschuld zu behaupten, und da seines Anklägers Aussage ihn nicht allein verdammen konnte, so erkannten die Richter auf die Tortur, um von ihm ein Geständniß herauszubringen. Diese bestund in Schottland darinn, daß der Angeklagte eine gewisse Menge Wassers verschlucken mußte, und wenn sein Leib damit angefüllt war, so legte man ihn auf die Erde, und bedeckte ihn mit einem Brette, auf welches man heftig sprang, damit er das Wasser mit der äussersten Gewalt wieder von sich geben müßte. Diese grausame Marter wiederholte man so lange, als er sich nicht für schuldig erklären wollte.

Das Gerücht von diesem Urtheil drang zu den Ohren seiner Geliebten; sie hielt sich für eben so unglücklich als denjenigen, der um ihrentwillen sich auf eine so grausame Art mißhandeln lassen wollte. Sie hatte das Herz, da Zärtlichkeit und Erkenntlichkeit sie nichts schonen hießen, zu den Richtern zu gehen, und ihnen vorzustellen, wie es unmöglich wäre, daß der Angeklagte des Verbrechens schuldig sey, weil sie seit langer Zeit, während welcher er wirklich alle Nächte bei ihr zugebracht hätte, allemal Sorge getragen habe, ihm selbst die Thür zu öffnen, ihn in ihre Kammer zu führen, und ihn darauf wieder bis auf die Gasse zu begleiten.

Dieses Bekenntniß hatte wenig Nutzen; es wurde für einen verliebten Kunstgriff angesehen, und die Tortur wurde nichts desto weniger mit aller Strenge vorgenommen. Unter diesen Umständen konnte es dem unglücklichen Gefangenen, einem jungen Manne

von

von ungefehr zwei und zwanzig Jahren, der bei dem Schmerze der Marter noch die ewige Schande der Anklage erdulden mußte, nicht schwer werden, den Tod einem traurigen und entehrten Leben vorzuziehen. Er hielt nur die erste Probe aus, und bat sich, nachdem er alles gestanden hatte, was man ihm Schuld gab, nur die einzige Gnade aus, daß man seine Hinrichtung nicht lange verzögern möchte. Weil aber in Schottland nach der eingeführten Gewohnheit die öffentlichen Hinrichtungen nur alle Vierteljahre vor sich gehen; so wurde er bis dahin in ein enges Gefängniß geschlossen, wo ihm als einem unglücklichen Opfer der Gerechtigkeit begegnet wurde.

Unterdessen fügte es sich, daß zween Räuber wegen wirklich verübter Verbrechen eingezogen wurden. Da sie nun, so wie er, zum Tode verdammt waren, so wurden sie in eben dasselbe Gefängniß geworfen. Ihre Ketten, womit sie angeschlossen waren, erlaubten ihnen zwar nicht, sich einander zu nähern, sie konnten sich aber doch mit einander unterhalten, und so erfuhren sie denn bald, weswegen der junge Mann mit ihnen einerlei Schicksal haben sollte. Sie hatten selbst den Diebstahl begangen, den man ihm aufbürdete. Sie wurden für ihn von Mitleiden eingenommen, und da das Bekenntniß noch eines Verbrechens ihr Urtheil weiter nicht ändern konnte, so wurden sie eins, ihm die Ehre und das Leben wieder zu geben, indem sie gestunden, daß sie die einzigen Schuldigen wären.

Die Beweise und die Erklärungen, die sie den Richtern gaben, hoben den Vorhang auf einmal auf. Die Unschuld des jungen Mannes wurde erkannt, und man eilte, ihm die Freiheit mit aller Genugthuung zu geben, die ihn wegen seines ausgestandenen Unglücks beruhigen konnte. Kein Trost aber

war ihm süßer, als den er von der Liebe empfieng. Seine Geliebte, die bisher untröstlich gewesen war, hatte nicht sobald die Veränderung seines Schicksals vernommen, als sie sogleich in das Gefängniß eilte. Sie überhäufte ihn mit den zärtlichsten Liebkosungen im Angesichte derjenigen, die zugegen waren. Und da sie sich ganz ihren Empfindungen überließ, so schickte sie zu ihrem Vater, und ließ ihm melden, daß sie niemals einen andern Mann nehmen würde, als den sie eben gewählt hätte.

Der Gerichtshof zu Glasgow, einer der vornehmsten in Schottland, nahm von diesem Vorfalle Gelegenheit, den Gebrauch der Tortur, als eines zur Erforschung der Wahrheit sehr trüglichen Mittels, abzustellen; und es währte auch nicht lange, so folgten alle Gerichtshöfe des Landes diesem Beispiele nach.

18. Das Lustlager bey Zeithayn.

Der prachtliebende August, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, hielt im Junius 1730 bei Zeithayn, in der Gegend von Mühlberg, mit einer Armee von 30,000 Mann ein Lustlager, das binnen vier Wochen über eine Million Gulden kostete. Das Lager hatte drei Meilen im Umfange, und war mit aller möglichen Pracht angelegt; der häufige Regen, der damals fiel, war den Truppen in ihren Uebungen sehr hinderlich. Zu den kolossalen Festen, welche damals einander gleichsam drängten, gehörte auch die offene Tafel von dreissig tausend Gästen, welche am 26 Junius gehalten ward. Für die ganze Armee ward an diesem Tage in zwei ungeheuren Linien, vor der Lagerfronte, auf lauter neuen Tischblättern gedeckt. Vor jedem Regimente hiengen an Pfählen gebratene Ochsenviertel; an andern Pfählen

len waren die Häute der geschlachteten Ochsen, mit den darauf befestigten Köpfen, ausgespannt, welches, wie ein neuerer Schriftsteller sich ausdrückt, eine recht ochsenmäßige Perspective gab. Das Desert dieser kolossalen Mahlzeit bildete ein 14 Ellen langer Kuchen, welcher, unter Direction des Oberlandbaumeisters, von einem Zimmermann, mit einem drei Ellen langen Messer, zerschnitten werden mußte. Von ganz eigener Art war der Tellerluxus, welcher bei dieser Mahlzeit getrieben wurde. Jeder Soldat erhielt nemlich einen neuen hölzernen Teller, mit eingebrannten, auf die Lagerzeit sich beziehenden Verzierungen und Innschriften. Alle diese 30,000 Teller aber mußten die militairischen Gäste nach aufgehobener Tafel, von einem Officier angeführt, auf Ein Tempo, in die Elbe werfen. Das gab für einige Minuten einen ganz eigenen Anblick, denn der Strom war wie besäet von Tellern, die nun allmählich fortschwammen. Der Einfall aber, auf solche Art in allen Elbestädten, ja wohl in den fernsten Gegenden der Erde, die Kunde von dem großen Lustlager bei Zeithayn zu verbreiten, war in der That originell, und es dürfte sich schwerlich ein ähnlicher historisch aufweisen lassen. Hier und da findet man dergleichen Teller noch in Familien, als eine Rarität, aufgehoben — ein Beweis, daß wohl nicht alle Soldaten das Tellerkommando befolgt haben mögen.

19. Gerichtliche Vorstellung des brandenburgischen Predigers Wesel an einen geheimen Rath in Berlin.

Mein Herr, der König (Dan. 3, 9.) hat uns Amtspredigern seinen gnädigen Gruß entbieten las-

sen, (Maccab. 14, 20.) und befohlen (2 Chron. 2, 18.) das baare Geld der Kirchen (2 B. d. Kön. 1, 18.) nach Berlin zu schicken, und das sind wir zu thun schuldig (Röm. 3, 19. Jac. 2, 10.); haben keine Widerrede in unserm Munde (Ps. 38, 15.), sondern ehren vielmehr den König in seinem Befehle (1 Petr. 2, 13.). Da aber zu Mauschau arme Leute (2 Maccab. 4, 47.) sind, gewiß sehr arme, (Tob. 1, 17.) und daselbst in der Kirche, wo Gottes Ehre wohnet (1. B. Mos. 49, 6.) im Gotteskasten (Luc. 21, 1.) kaum 50 Thaler (Luc. 16. 6.) liegen, und das Geld mit Mühe zusammen gestoppelt ist (2 B. d. Kön. 22, 9.); hingegen der getäfelte Boden des Hauses Gottes (1 B. d. Kön. 6, 15.) entzwei und zu Boden ist, die Mauer jämmerlich lieget (Jerem. 2, 8.), auch der Raum des Gottesackers zu enge, (Jes. 49, 20.) wo der Todten irdische Körper verweslich versenkt sind (1. Cor. 15, 40 u. 42); daher viele Leichname (Amos 8, 3.) aus ihren ehrlichen Gräbern (1 B. Mos. 23, 6.), ehe sie die Verwesung gesehen, (Ps. 16, 7. 10.) ausgegraben werden, und also immer Zank zwischen den Leuten über dem Leichnam ist (1 B. Mos. 13, 7. Ep. Judä, v. 9.): deswegen der Herr Oberamtmann (1. B. d. Kön. 4, 19.) zu Lebus mir bewilligt den guten Rath (Luc. 23, 51), den Todten einen weitern Raum zu machen (Ps. 31, 9.); der Maurer oder Steinmetz (2. B. d. Kön. 12, 2.) die Mauer schon abgemessen (Apocal. 21, 17.), wie dieser Riß und Muster zeiget (Ezech. 43, 11.), und acht Tonnen Kalk, (1. B. Mos. 11, 3. 5. B. Mos. 27, 2.) und zwanzig Thaler Arbeitslohn (Matth. 20, 8): O so bittet Priester und Gemeine des Herrn (2 B. Mos. 16, 3.) im Namen Jesu (Joh. 16, 24 u. 26.), Ew * * als des Königs heimlichen Rath (1 B. Mos. 41, 45.)

45.), in des Königs Kammer (Jud. 2, 10. 2 Sam. 23, 23.) durch Hilfe ihrer Fürbitte für uns (2 Cor. 1, 11.) anzuflehen unsern allergnädigsten Vater des Landes (1 B. Mos. 41, 42.) einen König und Fürsten, Pfleger und Säugamme der Kirche (Jes. 49, 23.), daß wir in diesem Stücke Gnade vor unserm König finden (1 Macc. 1, 24.), und schreibe ein gnädiges Fiat, es soll geschehen was du bittest (Eph, 5, 6. Esther 7, 2.). Gott, unserm ewigen Könige soll Ehre seyn dafür, und wir wollen ohne Unterlaß thun Bitte, Gebet, Fürbitte für unsern König (1 Tim. 2, 1. 2.), daß ihm Gott langes Leben verleihen möge (Dan. 3, 9.), für die Königinn (1 B. d. Kön. 10, 1.), für des Königs Söhne (Baruch 1, 11.) und die königlichen Kinder (1 B. d. Kön. 10, 2.), daß alle ihre Tage auf Erden so lange als die Tage des Himmels währen (Baruch 1, 11.): Endlich und zuletzt (Eph. 6, 10.) felicitire zum herannahenden Osterfest (Matth. 26, 2.): dann nach zweyen Tagen Ostern seyn wird (ibid.). Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sey mit dero Geist (Epist. an Philem. 21.), und mit allem im ganzen Hause (Joh. 6, 53.), als ihrem Fleisch und Blut (Ebr. 2, 14.): verharre bis ans Ende beständig (Matth. 10, 22.). Ew** treuer Fürbitter und Knecht Jesu Christi (Phil. 1, 1.) T. E. Wesel. Geschrieben Gorgas am Rüsttage (Matth. 17, 62). Anno 1723.

20. Der dicke Mann.

In Dresden war vor der Mitte des achtzehenten Jahrhunderts bei dem Operntheater ein Sänger angestellt, der wegen seiner ganz ungeheuren Dicke von allen angestaunt wurde, denen er unter die Au-

gen kam. Sein Name war Nicolini. Die Länge seines Körpers betrug nicht mehr als drei Ellen, vier und einen halben Zoll; die Dicke seines Leibes hingegen vier und eine halbe Elle, die seines Arms eine Elle $4\frac{3}{4}$ Zoll, und die seines Schenkels $1\frac{1}{2}$ Elle $1\frac{1}{2}$ Zoll. Er wog in der wichtigsten Epoche seiner Korpulenz fünf Centner und sechzig Pfund. Er brauchte vierzehen Ellen von dem breitesten Tuch, und fünf und zwanzig Ellen seiden Zeug zu einem Kleide, eilf Ellen Calmank zu einem Paar Beinkleider, $3\frac{3}{4}$ Ellen zum Hosenbunde, und eine reichliche Elle zum Latz. Ein solcher Kunde, wenn er eben so ausgezeichnet galant in seinem Anzuge sich trug als er dick war, konnte allein einen Handlungsanfänger in Aufnahme bringen, und einen Schneidermeister beständig mit Arbeit versehen. Man erzählt, daß ein kleiner Mann, der aus dem Nicolinschen Nachlaß ein Paar tuchene Hosen erstanden, sich daraus eine vollständige Kleidung habe machen lassen.

Ohne Hülfe eines Andern konnte Nicolini nicht essen. Wenn er also Suppe aß, so sah es auf den ersten Anblick nicht anders aus, als ließe er sich zum Rasiren einseifen, weil derjenige, der ihn fütterte, allemal den Teller unterm Kinn ansetzte, um nicht mit jedem Löffel den ganzen Bauch des Essens umsegeln zu müssen. Auf die Bequemlichkeiten der Sänften und Wagen mußt' er Verzicht thun. Zu keiner Thüre konnte er aus- oder eingehen, wenn nicht beide Flügel geöffnet waren, vor vielen mußte er also wieder umkehren. Am liebsten gieng er der Kühle und Sicherheit wegen in neugebaute Häuser, hütete sich vor den alten baufälligen, und besonders vor hölzernen Treppen; wenn er, wo dergleichen waren, Geschäfte hatte, so bat er die darinnen Wohnenden herunter zu kommen, und sprach mit ihnen

im Hofe. In den heißesten Sommertagen hielt er sich meistens in den Kirchen auf, wo er auch seine Bekannten sprach, und sie hin beschied. Als seine Dicke den äußersten Grad ihres Umfanges erreicht hatte, spielte er auf dem Theater, wie gewöhnlich, einen Vertrauten. Seine Rolle brachte einen Fußfall mit sich. Es wurde ihm zwar sehr sauer, auf die Kniee zu fallen, aber ganz unmöglich, wieder auf die Beine zu kommen. Da lag er seinem Gebieter zu Füßen! Vergeblich rief dieser ihm einmal über das andere zu: „Steh auf!" Er blieb liegen, nnd mußte weggeschrotet werden. So beschloß er seine schwerfällige theathralische Laufbahn, denn nie betrat er nach diesem Vorfall die Bühne wieder. Er starb zu Dresden, in einem Alter von vier und fünfzig Jahren. Sein Sarg war von ungeheurer Größe. Als er begraben werden sollte, konnte man denselben in keinen Wagen der Länge nach hineinschieben; man mußte ihn also auf einem der stärksten Frachtwagen in die Queere setzen, und so hinausfahren. Er war ein guter Gesellschafter, ein mittelmäßiger Sänger, besonders aber ein sehr guter Wirth; sein größter Aufwand waren Westenknöpfe, die er nicht schön genug finden konnte.

21. Ursprung der Processe.

Der Verfasser eines alten juristischen Buches, Heinrich Knaustinus *) findet die Regeln des Pro-

*) Er war ein Hamburger, beider Rechte Doctor und Comes palatinus, auch ein gekrönter Poet, und advocirte zu Berlin, Bremen und Erfurt von 1541 bis 1577. Der Titel seines Buches heißt: Gerichtlicher Feuerzeug, oder erstes ABC- und Lehrbüchlein aller gerichtlichen Ordnung, Proceß und Sachen. Frankfurt 1568. 8.

eesses schon im Paradiese. Man findet, sagt er, die Ladung, indem Gott Adam rufte und sprach: Adam, wo bist du? darnach kommt die gehorsame Erscheinung, indem daß Adam sich darstellet und antwortet: Herr, deine Stimme habe ich gehöret und mich gefürchtet. Folget die Klage: du hast von dem Holz gegessen, davon ich dir zu essen verboten hatte. Darnach folget die Schutzred, auch die Kriegsbefestigung affirmative: Die Frau, die du mir gegeben hast, hat mir von dem Holz dargereicht ꝛc.

22. Ursprung der Inquisition.

Der Großinquisitor des Königreichs Sicilien, Ludwig von Paramo hat in seinem Werke von dem Ursprunge und der Ausbreitung des heiligen Inquisitionsgerichtes *) beweisen, daß der Ursprung des Inquisitionswesens — im Paradiese zu suchen und zu finden sey. Seine eigenen Worte lauten also:

„Gott citirte den Adam, als er ihm zurief: Adam, wo bist du? Und das that er, um die künftigen Inquisitionstribunale zu belehren, daß die Unterlassung der Citation die Procedur null und nichtig machte. Adam erschien; Gott fieng an ihn zu befragen und richtete den Schuldigen in Geheim und durch sich selbst. Eben diese Weise befolgen die Inquisitoren, und haben sie also unmittelbar von Gott selbst erhalten. Die Kleider von Fellen, welche Gott dem Adam und der Eva gab, sind ebenfalls ohnstreitig das Muster zum San-Benito, womit die büßenden Ketzer bekleidet werden. Die Kreutze, die

*) De origine et progressu sanctae Inquisitionis Madriti, ex typographia regia. 1585. fol.

die es zieren, waren anfangs in gerader Richtung; nachher aber hat man sie schief, und wie Andreas-kreutze verfertiget, um anzuzeigen, daß die, welche sie tragen, sich vom geraden Wege des christlichen Glaubens entfernt haben. Gott jagte den Adam aus dem Paradiese, und daher die Gewohnheit der Inquisition, das Vermögen der Ketzer zu konfisciren. Ein sehr weises Gesetz; denn nach Plato und Aristoteles *) sind in dieser Welt Reichthümer ohne Tugend ihren Besitzern höchst schädlich, weil sie ihren Leidenschaften zur Nahrung, und ihren Lastern zum Werkzeuge dienen. Adam wurde auch der Herrschaft über die Thiere beraubt: es ist also klar, daß ein Ketzer alles natürliche, bürgerliche und politische Ansehen verliert; seine Kinder stehen nicht mehr unter seiner Gewalt, seine Sklaven werden frei, und seine Unterthanen des Gehorsams entlediget, den sie ihm schuldig waren u. s. w.

Die Sodomiten, Einwohner von Sodom, züchtigte Gott ebenfalls mit der Strafe, die Ketzern zukommt; nemlich mit der Einziehung ihres Vermögens, denn es stehet geschrieben, daß sie die Thüren ihrer Häuser nicht wieder finden konnten, und darauf verbrannte er sie.

Im neuen Gesetze war Jesus Christus der erste Inquisitor, und seine Verrichtungen fiengen von dem dreizehnten Tage seiner Geburt an, als er sie durch die heiligen drey Könige der Stadt Jerusalem verkündigen ließ, und hernach veranstaltete, daß der König Herodes von Würmern gefressen wurde; die Käufer aus dem Tem-

*) Hier muß der Verfasser wohl vergessen haben, daß seine Amtsbrüder diese beiden Philosophen selbst in ihre Ketzerrollen mit gesetzt haben, denn sonst hätte er sie doch schwerlich als Gewährsmänner angeführt.

Tempel jagte ꝛc. und Judäa Tyrannen Preis gab, die es zur Strafe seines Unglaubens ausplünderten ꝛc.

23. Jesuiten vor den Jesuiten.

Es gab schon eine Gesellschaft Jesu, noch ehe Ignazius von Loyola daran dachte, eine solche zu stiften. Hospintan, Prediger in Zürich, erzählt im vierten Buche seine Werks vom Ursprunge des Mönchsthums (de origine monachorum): „Im Jahr 1366 lebte zu Siena ein Edelmann, genannt Johann Kolumbinus, der mit seiner Ehefrau eine Gesellschaft gründete, genannt Jesuiten. Diese Benennung erhielt sie von dem oftmaligen Aussprechen des Namens Jesus. In diesem Orden lebten die Männer von den Frauen getrennt, obgleich beide einen Namen führten, und einer Regel unterworfen waren. Ihren Verpflichtungen gemäß, mußten sie täglich hundert und fünfzigmal das Vater Unser, und eben so oft das Ave Maria beten.

24. Merkwürdigkeiten vom Buchstaben A.

Der Buchstabe A behauptet, als der von allen am ersten und leichtesten auszusprechende, auch in dem Alphabet aller Sprachen die erste Stelle. Hiervon macht das Aethiopische eine Ausnahme, in dessen Alphabet das a die dreizehnte Stelle hat. Dieser Buchstabe hat zu vielen witzigen oder seltsamen Einfällen Veranlassung gegeben. So beginnt und schließt z. B. das Wort Alchymia damit. Dieß fanden die Freunde der Goldmacherkunst sehr tröstlich, denn sie meinten, das doppelte A deute auf Aurum und Argentum (Gold und Silber); ihre Gegner aber ver-

versicherten, es weise auf Armuth und Arzeney (für das Gehirn).

25. Sünden der Setzer und Korrectoren.

Die Braut von Messing (Messina). Der sechspfündige (stündige) Waffenstillstand. Die Decimalbrühe (brüche). Die Hochzeit (Hoheit) des deutschen Reichsadels. Die Mützensammlung (Münzsammlung). Die dänischen (donischen) Kosaken. Die Theilnehmung an den Lastern (Lasten) des Staats. Frankfurt am Wege (Mayn). Die sündliche (südliche) Halbkugel. Die mediciniſche (mediceiſche) Venus. Die philosophischen (physikalischen) Instrumente. Der regulirte (relegirte) Student. Die Mienen (Minna) von Barnhelm. Römer (Romeo) und Julie. Elende (eilende) Hülfe. Er stach sich mit einer Nudel (Nadel).

26. Das wüthende Heer.

Eine Mordgeſchichte.

Alle diejenigen, welche Gespenster und Geister zu sehen glauben, werden entweder von Andern betrogen, oder betrügen sich selbst. Sie betrügen sich selbst, indem sie sich Naturerscheinungen, welche sie sich nicht erklären können, als Geister und Gespenster und deren Wirkungen vorstellen, oder auch, durch eine erhitzte Einbildungskraft irre geführt, allenthalben, besonders, wenn auf Reisen ihr Blut durch vieles Gehen in Wallung, und ihre Imagination in Thätigkeit gebracht worden ist, geistige Wesen zu sehen glauben. Sie werden von Andern betrogen, indem diese den Aberglauben ihrer Nebenmenschen zur Erreichung ihrer, oft sehr strafbaren Absichten zu be-

benutzen suchen. Diejenigen, welche Gespenster oder Geister gesehen zu haben glauben, behaupten ihren Satz so lange als möglich, um nicht sich selbst und Andern einzugestehen, daß sie sich und Andere getäuscht haben. Den Betrüger hingegen bewegt sein eigener Vortheil, seine Betrügerei zu verheimlichen, und daraus Nutzen zu ziehen, und um nicht bei deren Entdeckung sich der verdienten Strafe auszusetzen. Welchen Vortheil haben nicht die Päbste und die Pfaffen aus dem Glauben an übernatürliche Erscheinungen gezogen? Würden wohl mehr, als zwei Millionen Menschen sich zu den so verderblichen Kreuzzügen entschlossen haben, wenn man dazu nicht geistige Erscheinungen erdichtet hätte? Der Umgang mit Wesen von einer höhern Natur schmeichelt der menschlichen Eigenliebe viel zu sehr, als daß man denselben so leicht für Erdichtung halten sollte.

Auch der Aberglaube und die Unwissenheit, welche die Naturerscheinungen sich nicht zu erklären vermögen, bestätigen diesen Glauben an Gespenster- und Geistergeschichten, welchen die Aufklärung vernichtet. Daher findet man die Gespenstergeschichten am meisten im Alterthume, und bei unaufgeklärten Völkern.

Wie der Glaube an das wüthende Heer entstanden sey, läßt sich nicht mit völliger Gewißheit bestimmen. Indessen trugen zu dessen Begründung in Deutschland ohne Zweifel die vor dem Landfrieden so häufigen Fehden und Räubereyen und der Glaube an Gespenster das meiste bey. Verkappte Räuber zu Pferde plünderten oft die Reisenden mit solcher Geschwindigkeit, daß diese wähnten, es sey ein wüthendes Heer, eine Schaar den Menschen feindseliger Geister. Die häufigen, wegen Zaubereien angestellten Untersuchungen, und die vielen Geständ-

nisse

nisse der angeblichen Zauberer bestärkten das Volk um so mehr in diesem Aberglauben, jemehr die Menschen schon von Natur das Wunderbare lieben. Besonders waren es Schlachtgefilde, wo man, um die Stunden der Mitternacht, den Schatten der Getödteten zu sehen glaube.

Auch dann noch, als der Landfriede und die auf Räubereien gesetzte Strafe des Rades, der Raubsucht Grenzen setzte, erhielt sich noch der vom Volke einmal angenommene Glaube an das wüthende Heer. Denn wie Don Quixote eine Mühle für einen Riesen ansah, so glaubten auch oft furchtsame Reisende Luftgestalten zu sehen, welche nirgends vorhanden waren. Oft war es das Geräusch der vom Winde bewegten Bäume, worauf die schüchternen Reisenden auf die Annäherung des wüthenden Heeres schlossen, öfter noch war es das Schreien und Flattern der auf Raub ausgehenden Uhu's, welches die Armen vor der Annäherung feindseliger Dämonen zittern ließ. Da sie nun gewöhnlich durch die Flucht und durch das Beten den Händen des wüthenden Heeres zu entgehen suchten, so verirrten sie sich nicht nur sehr leicht, sondern zogen sich auch bisweilen durch Fallen Schaden zu, welches sie nur noch mehr in ihrer angenommenen Meinung bestärkte. Wie nachtheilig aber diese Meinung sey, erhellet aus folgender Erzählung.

In dem Dorfe G., das nicht weit von einem dichten Walde liegt, und durch welches die Straße nach F. läuft, gieng seit vielen Jahren die Rede, daß in diesem Walde das wüthende Heer hause. Schon manchen Reisenden sollte es zu Tode geängstiget, oder doch in Gegenden von der Straße weggetrieben haben, aus denen er sich nur mit der größten Lebensgefahr retten konnte. Kein Bauer aus

dem

dem Dorfe gieng durch diesen Wald, wenn er nicht mußte. In dem Dorfe erzählte man sich manche Geschichte, wobei das wüthende Heer als Hauptperson auftrat.

Ein Leineweber Namens K., der den Jahrmarkt in F. besuchen wollte, kam gegen Abend in das Wirthshaus zu G., um sich durch Essen und Trinken zur Fortsetzung seiner Reise zu stärken. Hier hörte er nun, daß in dem Walde, welchen er noch diesen Abend passiren wollte, das wüthende Heer hause, und daß es nicht leicht jemanden ungeneckt durchreisen lasse. Man rieth ihm diese Nacht in dem Wirthshause zu bleiben, allein das konnte er nicht, da schon am folgenden Morgen der Jahrmarkt in F. begann. Die im Wirthshause anwesenden Bauren unterrichteten ihn daher, wie er sich gegen das wüthende Heer zu verhalten habe, wenn es ihn angreife. Fliehen dürfe er nicht, denn sonst würd' es ihm nachsetzen und ihn umringen; er müße vielmehr muthig darauf losgehen, Lärm machen und sich durchzuschlagen suchen. Denn wenn das wüthende Heer sehe, daß jemand viel Muth habe, und sich zu vertheidigen entschlossen sey, so lasse es am ehesten von ihm ab.

Der Leineweber K. dankte den Bauren verbindlich für die gute Belehrung. Er trank auf die Gesundheit des wüthenden Heeres, und leerte noch eine Bouteille Wein, um seinen Muth und seine Kräfte zur Vertheidigung zu stärken. Die Bauren wünschten ihm viel Glück auf die Reise.

Neu belebt setzte der Leineweber seine Reise fort, und er fühlte sich stark genug, durch das wüthende Heer sich durchzuschlagen. Mit schnellen Schritten gieng er auf den einsamen Wald zu; allein kaum war er in demselben einige Schritte vor-

wärts

wärts gegangen, so ließ ihn seine vom Weine aufgeregte Einbildungskraft das wüthende Heer sehen und hören. Auf einmal sah er sich von allen Seiten von dem wüthenden Heere umringt. Er glaubte das Blasen der Waldhörner zu hören, welches ihn noch mehr von der Gegenwart seiner Hirngeburten überzeugte; allein nun dachte er auch an den ihm gegebenen Rath. Mächtig erhob er seinen knotigten Stock, schlug um sich herum, fluchte und lärmte, um glücklich den Verfolgungen des wüthenden Heeres zu entgehen. Aber umsonst! jemehr er sich vertheidigte, desto ergrimmter drangen seine Feinde auf ihn ein. Zum Unglück kam durch den nämlichen Wald ein reisender Bürger und Schlossermeister, Namens D., der wegen einer Erbschaft in F. gewesen war, auf ihn zu. Der Leineweber, ihn für ein Glied des wüthenden Heeres haltend, gieng auf ihn zu, und schlug tapfer auf ihn los. Der Schlossermeister, der seinen Gegner für einen Strassenräuber hielt, vertheidigte sich so gut er konnte. Allein K. versetzte ihm endlich mit seinem Stocke einen solchen Schlag, daß der Unglückliche todt niederstürzte. K. glaubte daher, indem er nur immer gerade vor sich hinsah, um den Feind nicht näher kommen zu lassen, daß dieses furchtbare Mitglied des wüthenden Heeres, welches sich mit ihm herumgeschlagen habe, von seiner Tapferkeit überzeugt, verschwunden sey.

Ruhig und vergnügt über seinen Sieg setzte der Leineweber seine Reise nach F. fort, wo er noch vor zehen Uhr ankam. In dem Wirthshause, wo er einkehrte, erzählte er seine Geschichte allen noch anwesenden Gästen, die sie, nach der Verschiedenheit ihrer Einsichten, theils glaubten, theils bezweifelten. Er hingegen blieb fest von der Wahrheit

der Erscheinung des wüthenden Heeres und seines Kampfes mit demselben, aller ihm gemachten Einwendungen ungeachtet, überzeugt. Das wüthende Heer, versicherte er, habe er nicht nur gesehen und gehört, sondern er habe auch die ihm von einem Mitgliede desselben zugemessenen Schläge sehr wohl empfunden. Sie sollten nur Abends durch diesen Wald reisen, dann würden sie bald erfahren, daß er die Wahrheit rede. Allein schon am folgenden Tage fand man im Walde den Leichnam des Schlossermeisters, hob ihn gerichtlich auf, und stellte deshalb eine Untersuchung an. Die Obrigkeit in F., bei welcher diese Untersuchung anhängig war, erfuhr sehr bald durch die eingezogenen Erkundigungen, was K. im Wirthshause daselbst erzählt habe. Sie brachte ihn daher zur gefänglichen Haft, und eröffnete die Untersuchung wider denselben.

Der Verhaftete gestund zwar ein, daß er sich mit einem Mitgliede des wüthenden Heeres im Walde herumgeschlagen habe, und daß dieses auf einmal verschwunden sey; allein davon konnte er sich nur mit Mühe überzeugen, daß es ein Mensch gewesen sey, und daß er denselben ermordet habe. Der Vertheidiger desselben führte zu seiner Rechtfertigung vorzüglich an, daß er nicht die Absicht gehabt habe ein Verbrechen zu begehen, vielweniger zu morden, und daß der Glaube an das wüthende Heer, so wie die eingebildete Erscheinung desselben, nur durch die Erzählungen der Bauren in G. veranlaßt worden sey. Aberglaube sey eine Schwäche des Verstandes, welche Mitleid und Belehrung, nicht aber Strafe verdiene.

In dem Urtheile, das über den Leineweber eingeholt wurde, erkannte man ihm einjährige Zuchthausstrafe zu, weil Aberglaube und Trunkenheit

doch

doch wenigstens in so fern strafbar seyen, als sie vermieden werden könnten. Die Strafe wurde wirklich vollzogen.

27. Eine feine Betrügerey.

Ein reicher Jude zu B. Namens Moses, hatte einen Schwager in L. der ebenfalls ein beträchtliches Vermögen besaß, Namens Isaak. Isaak erhielt eines Tages einen Brief, der dem Hauptinhalte nach folgendergestalt lautete: ich habe vor einiger Zeit dem Bischofe von * * auf eine Obligation vierzigtausend Reichsthaler vorgeschossen. Da ich diese ganze Summe nicht baar vorräthig hatte, so ließ ich mir von einem hiesigen Juden Namens Schmai Moses, dreizehn tausend Thaler geben, und versprach ihm von dem Vortheil, den mir der Handel bringen würde, seinen Antheil nach Verhältniß unsers zusammen geschossenen Geldes. Nach und nach hab ich ihm auf Abschlag seiner Forderung an der Obligation achttausend Thaler zurück gegeben, so daß sein Antheil noch tausend Louisd'or betrug. Voretlichen Tagen kam er zu mir, und redete mir viel von einem vortheilhaften Handel vor, den ich schließen könnte, wenn ich ein Kapital dazu hergeben wollte. Wir nahmen Verabredung wegen des Gewinns, und da wir immer gemeinschaftlich zu handeln gewohnt gewesen sind, so gab ich ihm ohne alles Bedenken die Obligation des Bischofs, weil ich kein baares Geld hatte. Gestern aber erhielt ich zu meiner großen Bestürzung die Nachricht, daß Schmai Moses einen Bankerot gemacht und ausgetreten sey. Meine Obligation hat er mitgenommen, und ich fürchte, daß er sie entweder dem Bischof zurückgiebt, oder an einen andern für eine geringere Summe verkauft.

kauft. Eben jetzt erfahre ich indessen, daß er seinen Weg nach L. genommen hat, und da ich ihn nicht gerne gerichtlich möchte anhalten lassen, denn er weiß um alle meine Geschäfte und könnte mir vielen Schaden thun, so kannst du mir einen großen Gefallen erweisen, wenn du dir alle nur mögliche Mühe giebst, ihn in L. auszukundschaften. Damit du ihn ja nicht verfehlen kannst, so will ich dir ihn genau beschreiben. Er ist klein, mager, hat einen rothen Bart, trägt eine schwarze Perücke u. s. w. Findest du ihn, so wende alles an, die Obligation von ihm herauszu bekommen, biete ihm seine tausend Louisd'or und suche dich mit ihm wegen der Interessen zu vergleichen. Will er nicht mit Güte, so drohe ihm, daß du ihn wollest arretiren und seinen Gläubigern ausliefern lassen. Ich will deine Mühe nicht umsonst verlangen, und das ausgelegte Geld sogleich an dich, oder an deine Ordre wieder bezahlen. Vor allen Dingen gieb mir sogleich durch eine Estafette Nachricht, was du ausgerichtet. Dein Schwager ꝛc.

Die Hand, die Unterschrift, das Petschaft seines Schwagers, waren dem ehrlichen Isaak so genau bekannt, daß er sich nicht einmal die Zeit nahm, sich mit Bedenklichkeiten aufzuhalten. Er fieng sogleich seine Erkundigungen nach Schmai Moses an, und zwei Tage nach Empfang des Briefes hatte er die Freude, ihn zu entdecken.

Der Betrüger leugnete anfangs die ganze Sache; als aber Isaak ernstlicher in ihn drang, und ihm besonders mit Arrest und Auslieferung an seine Gläubiger drohte, so gab er die Obligation heraus, und nahm für seinen Antheil an derselben tausend Louisd'or an, für die Interessen bestand er indessen auf hundert Dukaten, die jener ihm desto williger bezahlte, da er eine so mißliche Sache so glücklich beendi-

endiget hatte. Ohne Verzug wurde die Obligation, eine Anweisung auf fünf tausend dreihundert Reichsthaler und eine kurze Erzählung von dem Vorgange der Sache zusammeu gepackt, und mit einer Estafette nach L. abgeschickt.

Moses erhielt das ganze Paket seines Schwagers, las, las wieder und konnte seinen Augen nicht trauen. Er rief seine Frau, ließ sie lesen, und sie las ebenfalls, was er gelesen zu haben, nicht glauben konnte. Erst waren sie beide der Meinung, der Schwager scherze, aber die Estafette, die über dreissig Thaler kostete, war für einen Scherz zu kostbar. Darauf vermutheten sie, der arme Mann müßte wahnsinnig geworden seyn, aber der Brief war ordentlich und zusammenhängend geschrieben, die Obligation war gut besiegelt und alles in der Form Rechtens. Endlich ward an Isaak geschrieben und ihm heilig versichert, daß so wenig ein Bischof von * * in der Welt sey, als der Brief, auf welchen er sich bezöge, von Moses in B. geschrieben sey. — Nach langem Hin- und Herschreiben wurde ausgemittelt, daß Schmal Moses wahrscheinlich der falsche Name eines Betrügers sey, der des Moses Hand nachgemacht, sich selbst in dem Briefe sehr genau beschrieben, und auf diese Art den schwägerlich dienstfertigen Isaak um fünf tausend dreihundert Thaler gebracht habe. Man gab sich alle Mühe, den Betrüger zu entdecken, aber vergebens, und die beiden Schwäger geriethen endlich in einen Proceß, weil Isaak den Schaden nicht, oder doch nicht allein leiden wollte.

28. Ein englischer Kriminalproceß.

Der Engländer Wall, aus einer angesehenen Familie,

Familie, war Gouverneur der Insel Goree an der Küste von Afrika. Die Umstände machten es im Jahr 1782 nöthig, daß man der Besatzung, welche aus hundert und fünfzig Leuten bestund, weit weniger Lebensmittel reichte, als sie eigentlich erhalten sollte. Indessen fügte sie sich darein, weil es ohne Ausnahme in solchen Fällen gewönlich ist, den Soldaten eine Vergütung an Geld zu geben. Auf einmal verbreitete sich die Nachricht, der Gouverneur werde nach England zurück kehren; Grund genug für die Besatzung, auf die schuldige Vergütung zuvor zu dringen.

Der Wortführer der Uebrigen in dieser Angelegenheit war der Sergeant Armstrong. Begleitet von einigen Soldaten begab er sich zum Gouverneur, und bat ihn um Bezahlung dessen, was man der Besatzung schuldig wäre. Wall schlug die Bitte nicht allein geradezu ab, sondern ließ sogar den Sergeanten, als einen Aufwiegler und Uebertreter der Subordination, auf eine Kanone binden. Negersklaven mußten herbei kommen, nnd ihn mit Stricken schlagen. Alle fünfundzwanzig Streiche wurde ein Sklave abgelöst, damit die Strafe desto fühlbarer würde. So erhielt Armstrong achthundert Hiebe. Der barbarische Gouverneur stund dabei, und ermunterte die Schwarzen, brav zuzuhauen: „Streicht ihn bis aufs Herz, rief er, schlagt ihn bis man die Leber sieht; dieß und die kränkliche Jahreszeit werden ihm schon den Garaus machen.“ Der Sergeant schmachtete nach dieser furchtbaren Exekution noch ein paar Tage und verschied.

Wall kam bald darauf nach England zurück, aber sein Verbrechen blieb daselbst nicht unbekannt, und wer davon sprach, erklärte ihn für einen Mörder. Denn wäre eine Meuterey auf der Insel angezettelt

gezettelt gewesen, warum gab er der Regierung bei seiner Ankunft in England keine Nachricht davon? oder warum hielt er denn nicht das geringste Kriegsrecht über Armstrong? Diese Betrachtungen gaben Veranlassung, daß ihm im Jahr 1784 in London der Proceß gemacht, und daß ein Preis von zwei hundert Pfund Sterling auf seinen Kopf gesetzt wurde, als er sich der gerichtlichen Untersuchung durch die Flucht entzog.

Viele Jahre lang hielt sich nun Wall, unter einem angenommenen Namen, hie und da auf dem festen Lande auf. Seine angenehme Person, seine Kenntnisse und gesellschaftlichen Tugenden verschafften ihm überall Zutritt, ob man schon sah, daß er ein äußerst gebieterischer, übermüthiger und zänkischer Mann war. Er wünschte längst nach England zurück zu kehren, da er durch seine Frau mit den ersten Familien verwandt war. Man widerrieth es ihm zwar, aber eine höhere Verfügung zog ihn gleichsam seinem Schicksal entgegen: denn obschon er sich die Hoffnung gemacht hatte, daß in einer Zeit von beinahe zwanzig Jahren die Hauptzeugen, welche wider ihn auftreten konnten, gestorben seyn würden, so lebten sie doch alle! Er lieferte sich, ohne dieß zu wissen, der Gerechtigkeit selbst in die Hände, und wurde im Jahr 1801, auf die klarsten Beweise seines Verbrechens, zum Galgen verurtheilt. Sein Rang, seine gute Figur, sein Alter von fünf und sechzig Jahren, und die Fassung, womit er sich vertheidigte, erweckte viel Interesse für ihn: doch die offenbare Grausamkeit seines Verbrechens überwog es.

Zu den erschütternden Umständen dieses peinlichen Processes gesellete sich einer, der allgemeines Aufsehen erregte. Der Major Winter war einer von den wenigen Menschen, die zu Gunsten des Gou-

verneurs Zeugniß ablegen wollten. Er wohnte in Woolwich, und kam am Morgen des Processes nach London; aber als er vor dem Gerichtshause aus dem Wagen steigen wollte, fiel er ohnmächtig zur Erde nieder, uud gab den Geist auf.

Kaum konnte man sich eines Beispiels von vielen Jahren her erinnern, da so viele und so vornehme Leute den König um Pardon angelegen hätten, als bei diesem Falle. Die Frau des Verbrechers war die Schwester eines Lord und die Nichte eines Grafen, der zugleich Lord Kammerherr beim Könige war. Aber der König sah wohl ein, wie unverdient seine Begnadigung seyn würde, auch blieb ihm die Erbitterung des Volks auf Wall nicht verborgen. Alles, was der letztere erhalten konnte, waren ein paar Tage Aufschub; deswegen schmeichelte er sich auch noch bis Mitternacht vor seiner Hinrichtung mit der Begnadigung. Da dieß aber nicht geschah, überfiel ihn Kleinmuth, und er fragte, ob die Herausbringung des Schaffots auf den Hof des Gefängnisses viel Geräusch machte? Indessen hatten die Martern der Todesangst ihn so lange des Schlafs beraubt, daß er gerade in einen tiefen Schlummer verfiel, als das Blutgerüst in den Hof geschoben wurde; und er erwachte nicht, obgleich der ganze Kerker davon erschüttert wurde, bis eine Briefkutsche vorbei rollte.

Mittlerweile hatte sich das Volk in erstaunlicher Menge versammelt, und es betrug sich sehr unruhig, da die Hinrichtung nicht zur gewönlichen Zeit vorgenommen wurde, weil man ausgesprengt hatte, Wall würde durch den Einfluß seiner Verwandten begnadiget werden. Als er endlich heraustrat, bezeugte das Volk seine große Freude durch Hussahrufen, welches den Verurtheilten gewaltig

angrief.

angrief. Es war ihm bitterer als der Tod; weder sein Alter, noch sein gewaltsames Ende konnten ihm den einzigen übrigen Trost eines kurzen Mitleidens verschaffen! Er bat, man möchte ihn nicht bei den Füssen ziehen. Als die Platform fiel, schrie das Volk aufs neue Hussah. Er kämpfte gräßlich und weit länger mit dem Tode, als man sich bei jrgend einem Gehenkten gesehen zu haben erinnerte, so daß man ihn, um die Quaal zu mindern, nach Verlauf von eilf Minuten bei den Füßen ziehen mußte. Sein Körper wurde auf ein anatomisches Theater geschickt.

29. Englische Gaunerstreiche.

In London ist nichts leichter, als daß man gegen ein Geringes, Bösewichter erkaufen kann, welche alles beeidigen, was man nur will. Dadurch kommen oft Leute, welche nicht wissen, daß man diese Buben mit ihren eigenen Fallstricken fängt, in die größte Bedrängniß. Dieß beweißt unter andern folgendes Beispiel, das sich vor einigen Jahren in der Hauptstadt Englands zutrug.

Ein bejahrter Ausländer, der sich ein kleines Vermögen erworben hatte, und nicht weit von Middlesex-Hospital in großer Eingezogenheit lebte, wurde eines Morgens herausgerufen. „Sie würden mir einen Gefallen thun, sagte ein Mann zu ihm, wenn Sie mir die Rechnung bezahlen wollten.“ — „„Ich entsinne mich nicht, Ihnen etwas schuldig zu seyn,“ antwortete der Ausländer. Der Mann nahm eine befremdende Miene an, und versicherte mit einer Betheurung, ihm sehr kostbare Möbeln auf seine Bestellung an einem bestimmten Tage ins Haus gebracht zu haben; und er wolle Zeugen stellen, die es beeidigen könnten. Der Ausländer hatte gut

 leugnen,

leugnen; der Bösewicht bestand auf seiner Schuldforderung, und gieng mit der Drohung fort, sich auf dem Wege Rechtens bezahlt zu machen.

Wenige Stunden nachher erhielt der Ausländer eine Vorladung, sich vor Gericht zu stellen. Seine Freunde versicherten ihn, daß er in großer Gefahr schwebe, und sich daher bei einem Rechtsgelehrten berathen solle. Der Attorney, dem er die Sache erzählte, sah gleich ein, mit was für Leuten es der Beklagte zu thun hätte, und fragte ihn, ob er seiner Seits durch Zeugen beweisen könne, daß er die erwähnten Sachen nicht erhalten hätte, oder daß er an dem Tage, wo sie sollten abgegeben worden seyn, gar nicht in London gewesen wäre? „Nein, sagte der Ausländer, ich kann weder das eine noch das andere erhärten.“ — „Nun, so müssen Sie die Rechnung bezahlen, sagte der Rechtsagent, so sehr Ihnen auch Unrecht geschehen mag, weil Sie weiter nichts als Ihre eigene Versicherung dagegen zu setzen haben, der Kläger aber Zeugen bringt — indessen, fuhr er nach einer Pause fort, ob mir es gleich unmöglich ist, Ihnen aus der Sache zu helfen, so will ich Ihnen doch einen andern Rechtsagenten angeben, der sich mit solchen Sachen befaßt, aber unter der Bedingung, daß Sie nicht sagen, wer Sie zu ihm geschickt hat.“

Der bezeichnete Rechtsagent war einer jener Schurken, die sich von den Schikanen und Winkelzügen nähren, wozu die englischen Gesetze schlechten Menschen alle Thüren öffnen. Er hatte kaum den Handel gehört, als er dazu lachte, und sagte: „Lassen Sie mich nur machen; Sie bezahlen mir etliche Pfund für meine Mühwaltung, und ich helfe Ihnen aus der Verlegenheit; doch müssen Si mir versprechen, wenn wir vor den Richter kommen

kein Wort zu sagen, sondern mich meinen Weg gehen zu lassen.“ Dieß wurde eingegangen, und die Partheyen erschienen im Gerichte. Der Kläger erzählte den Verlauf der Sache mit den wahrscheinlichsten Umständen, und hatte einen sehr wohlgekleideten Mann bei sich, welcher beeidigte, daß er bei Ablieferung der Waaren zugegen gewesen sey.

Es kam nun an die Gegenpartie. „Wir können nicht leugnen, hub der Rabulist an, diese Waaren erhalten zu haben.“ Hier vergaß sich der Ausländer, fuhr erstaunt auf, und wollte den Fuchs, der seine Sache führte, unterbrechen, aber dieser erinnerte ihn an die gemachte Bedingung. — „Wir haben allerdings die Sachen erhalten, fuhr er fort, aber mein Client hat ein schwaches Gedächtniß, denn sonst würde er sich auch erinnert haben, daß er die Rechnung schon bezahlt hat, gleich als die Güter ins Haus gebracht wurden; hier ist die Quittung, Kläger muß seine eigene Handschrift darinn erkennen, und ich kann hier zwey Zeugen aufführen, die zugegen waren, als das Geld bezahlt, und diese Quittung hier geschrieben wurde.“ Die ersten Schelmen sahen sich hier von noch größern überlistet, und der Kläger gestand mit vielen Entschuldigungen, daß er einen Irthum begangen habe, mußte aber, wie billig, die Kosten tragen.

30. Ein Hexenproceß.

Aus dem Jahr 1794.

Jagnika Dukloska, die Wittwe eines Hirten, achtzig Jahre alt, lebte in dem Dorfe Chersnika im Peterkauischen Districte von Südpreußen bei einer Tochter, und nährte sich meistens vom Betteln. Al-

ter,

ter, Ungestaltheit des Körpers, rothe Augen, Zudringlichkeit, welche man bei Personen dieser Klasse häufig antrifft, und ein widriges Geschrey, das sie zu Zeiten machte, gaben, nach den Vorurtheilen ihrer Gegend, ihren Nachbarn schon Anlaß genug, sie für eine Hexe zu halten. Jede Krankheit an Menschen und Vieh, jede unglückliche Begebenheit, die sich im Dorfe zutrug, ward ihrer teuflischen Mitwirkung zugeschrieben. Einer warnte den andern vor ihrer Gemeinschaft; Verachtung und Haß begleiteten die Unglückliche, wo sie nur gieng.

Einem Einwohner des Dorfs, Matthäus Przisbisz, starb seine siebenzigjährige Mutter an der Auszehrung, und bald darauf auch sein Schwager; beide sollten, oder vielmehr der böse Geist, von dem sie besessen gewesen wären, sollte kurz vor ihrem Tode, ausgerufen haben: „Die Dukloska hat mich behext!“ Auch eine Schwester des Przisbisz legte sich, und sagte, sie sey von der Dukloska behext.

Stanischewski, ein Soldat in Diensten des Erzbischofs von Gnesen, der im Dorfe auf Exekution lag, ein Mensch, der sich unter den Bauern des Orts ein so großes Ansehen verschafft hatte, daß sie auch seine Winke ohne Widersetzlichkeit befolgten, wigelte den genannten Przisbisz auf, die Hexe aus dem Dorfe zu jagen. Beide begaben sich zum Schulzen, der damit zufrieden war, daß sie fortgeschafft würde; nur sollte man sie nicht prügeln. Beide giengen darauf zu der Kranken, die ihnen zurief, sie sollten die Dukloska ja nicht in ihre Nähe kommen lassen; sie werde sonst noch mehr behext werden; die Stücke Fleisch würden ihr vom Leibe fallen, wie vom Holz die Späne. Als sie von der Kranken weggiengen, kam ihnen gerade die Dukloska im Dorfe entgegen, vermuthlich (so sagte Przisbisz nachher aus) um zu

seiner

seiner Schwester zu gehen, und ihr einen neuen Teufel einzusetzen. Er überfiel also die Alte und warf sie nieder; der Soldat trat ihr auf die Hände, und gab ihr mit einer zusammengebundenen Pferdepeitsche, wo er zutraf, auf den Hintern und Rücken wohl neunzig Hiebe; Przisbisz auch einige, mit einem zolldicken Stocke. Denn so sehr sie bat, so meinte er doch schlagen zu müssen, weil der Soldat es befahl. Die Alte gieng in ihr Häuschen; das Blut lief ihr an den Füßen herunter; der linke Arm war ihr entzwei geschlagen.

Als Przisbisz seiner Schwester den Vorfall erzählte, rief der Teufel aus ihr: „O gut, gut! haue sie tüchtig.“ Er bezeugte auch, daß er die Hexe geschlagen, gar nicht bereut zu haben, weil er beständig ansehen müssen, daß durch sie seine Schwester so krank geworden sey. Am folgenden Tage sey der Soldat dreimal zu ihm gekommen, ihn aufzufordern, die Canaille noch mehr zu schlagen, und er habe sich auch endlich bereden lassen. Unterwegs nahmen sie noch einen Einwohner mit, Namens Duza. Dieser bewafnete sich mit einer Mistgabel; der Soldat hatte wieder seine Peitsche, Przisbisz aber nichts dergleichen, weil er nur die Absicht hatte, die Hexe zu halten. Sie trafen sie im Hemde auf Stroh liegend und stöhnend an. Auf Befehl des Soldaten ward sie ganz nackend heraus geschleppt. Er selbst gab ihr dießmal etwa achtzig Schläge, und gebot ihr zum Dorfe heraus zu gehen. Da sie nicht wollte, oder nicht konnte, nahm Duza eine Egge, setzte sie darauf, und zog sie mit einigen andern zum Dorfe hinaus an eine Lehmgrube, worinn etwa drei Fuß Wasser stand. Die Egge ward umgestürzt, um zu sehen, ob sie schwimmen werde. Sie schwamm auch auf dem Bauche, rührte sich, und suchte ans Land

zu kommen. Sie bekam aber noch einige Schläge mit einer Stange, womit Jungen aus dem Dorfe, die darauf zukamen und auch mit Steinwürfen hülfreiche Hand leisteten, Sperlinge ausgenommen hatten.

Nachdem sich die Uebrigen bereits verlaufen hatten, kam Przibiß zurück, fand die Person im Wasser auf dem Bauche liegen, gab ihr mit einem Knüppel noch einige Hiebe, um zu sehen, ob sie sich noch rühren würde, aber sie war völlig todt. Gegen Abend zog er sie heraus. Der Schulze brachte den Leichnam in das Haus der Tochter, und von da mit einem um den Hals gewundenen Strohseil, in ein hinter dem Hause gegrabenes Loch, wo er verscharrt, am folgenden Tage aber wieder ausgegraben und gerichtlich untersucht wurde. Nach dem ärztlichen Bericht fanden sich an dem Körper mehrere absolute tödtliche Brust- und Kopfwunden. An der linken Seite war die vierte, fünfte und sechste Rippe so sehr zerbrochen, als wenn man sie in einem Mörser zerstossen hätte, und die Splitter davon waren bis in die Lunge gedrungen.

Dieser Mord war gleich nach der Besitznahme von Südpreußen verübt worden, als die Gerichte noch nicht gehörig organisirt waren. Die Untersuchung geschah also durch das Regimentsgericht von Alt-Schwerin, mit Zuziehung eines der polnischen Sprache vollkommen kundigen und beeidigten Dollmetschers. Der bischöfliche Soldat hatte sich gleich fortgemacht, und auf keine Weise wieder entdeckt werden können. Von den übrigen Inquisiten, die insgesammt katholischer Religion und äußerst schlecht unterrichtet waren, hatte der fast achtzigjährige Przibiß, seinen eigenen Geständnissen uud den Aussagen der Uebrigen zufolge, den größten Antheil an dem Morde. Seiner Ueberzeugung nach war die

alte

alte Bettlerinn eine Hexe; ein Wesen, das mit dem Teufel in Verbindung stand, Teufel einsetzen, Krankheiten machen, den Tod befördern, und allerlei Unglück über Menschen und Vieh bringen konnte. Seine Vorstellungen von diesen Undingen waren von ihm mit der Muttermilch eingesogen, und durch die Länge der Zeit in ihm wie versteinert worden. Die Pfaffen bringen den armen Leuten dort immer noch solche Vorstellungen bei, handeln größtentheils in ihren Predigten von Teufeleyen, und lehren, daß man sich mit den Zeichen des Kreutzes und mit einem: Gott sey mit uns! dagegen verwahren müsse. Der unglücklich verblendete Mensch ward in seinem Aberglauben theils dadurch bestärkt, daß die Kranken in der Phantasie selbst sagten, die Dukloska habe sie behext, und der Teufel rede aus ihnen, und daß der Soldat, welchen das ganze Dorf für klüger, als alle seine Bewohner hielt, dem es unbedingt glaubte und folgte, sein Gutachten dahin gab, die Hexe müsse fortgepeitscht werden, theils auch dadurch, daß man bei der Fortschleppung des Weibes auf den Schaamtheilen desselben keine Haare entdeckt hatte. Man theilte sich im Dorfe hierüber die tiefgelehrte Bemerkung mit, die Hexen gäben diese Haare dem Teufel, und dieser mache sich daraus seine Handschuhe. Als ein sehr alter Mann war Przisbisz ohnehin empfänglicher, das Widersinnigste zu glauben. Er betrachtete seine Mordthat nicht wie ein Verbrechen, sondern wie ein verdienstliches Werk.

In Hinsicht auf alle diese Umstände ward von den Richtern, denen die Untersuchung übergeben war, dahin erkannt, daß Przisbisz mit der ordentlichen Strafe des Todschlags, dem Schwerdte, verschont werden müßte, daß er aber doch nicht als ein gänzlich aller Freiheit und Ueberlegung beraubter, sondern

als

als ein solcher Uebelthäter anzusehen sey, bei dem Schwärmerey und Aberglaube die Ueberlegung fruchtlos gemacht hätte. Es ward auf zehenjährige Festungsarbeit für ihn erkannt. Von den übrigen Inquisiten ward Duza, fünfzig Jahre alt, von demselben Aberglauben angesteckt, zwar nicht des Todtschlags, aber doch einer thätlichen Theilnahme an der That schuldig befunden, und zur Festungsstrafe auf zwei Jahre verurtheilt. Der Schulze, Albrecht Züsla, dachte und handelte schon vernünftiger, als die übrigen Bauern. Wider einen aufgebrachten Haufen konnte er nichts ausrichten; er würde sich selbst einer Verbindung mit der Hexe verdächtig gemacht haben, und selbst in Gefahr gerathen seyn, von dem Pöbel gemißhandelt zu werden. Ihm wurde halbjährige Festungsarbeit zuerkannt.

31. Beitrag zum kirchlichen Patronats-Unfug.

Daß sich hie und da Patronatsherrschaften, bei Besetzung von Pfarr- und Schulämtern, manche Ungebühr, manche Demüthigung und Erniedrigung der Petenten erlauben, ist nicht unbekannt. Nicht alle Erzählungen der Art verdienen Glauben; manche mögen übertrieben oder ganz erdichtet seyn, wie es die satyrisch-launigen Schriftsteller zu thun pflegen. Buchstäblich wahr hingegen ist folgende Unterredung zwischen einem gnädigen Patronatsherrn mit seinem Schulmeister, die auf dem Zeugnisse eines glaubwürdigen Augen- und Ohrenzeugen beruht, der das Gesprochene und Gehörte unmittelbar nach vollendetem Auftritte zu Papier brachte.

In einem namhaften Kreise der sächsischen Lande war in dem Filialdorfe P—ka vor einigen Jahren der Schuldienst vakant. So gering das Einkommen

kommen dieser Stelle war, und obgleich für den Schulmeister keine Wohnung sich an dem Orte befand, der sich überdieß gefallen lassen mußte, von den Bewohnern des Dörfchens sich nach der Reihe speisen zu lassen, so fand sich doch ein Liebhaber zu derselben, der auch ohne weiters angenommen wurde. Ehe er sein Amt antrat, begab er sich im bunten Rocke, einem verarmten Schuster- oder Schneidergesellen gleichend, zu dem gnädigen Patronatsherrn, und als er vor demselben erschien, redete er ihn mit einem tiefen Bücklinge also an: „Ich halts fer meine unterthänige Schuldigkeit, mich och meinem gnädigen Herrn Patron zu empfehlen."

Edelmann. (Eben angekleidet und im Ausgehen begriffen.) Bei wähm wohnt ähr?

Schulm. (mit abermaligem, noch tieferm Bücklinge): Beim Härtel Michel, gnädiger Herr!

Edelmann. (mit definitifer Gebehrde): De Woch' über ißt ähr bei'm Bauer, Sonntags bei...

Schulm. (schnell einfallend und wiederum tief sich verneigend): Wäß es, gnädiger Herr, wäß es.

Edelm. 's sin guete Leut, de P—ker, se koch'n guet Aessen.

Schulm. (mit Beifall sprechender Miene): Ja, gnädiger Herr; ich denk, 's soll Alles rächt guet gähn.

Edelm. (jetzt sich zum Ausgehen anschickend, und dem Schulmeister die Kleiderbürste vom Ofensimse reichend): Woll'n Se mal so guet sin, un mer meinen Rock á Bisgen auskehrn?

Schulm. (greift hastig nach der Bürste; nimmt sie mit einem Kratzfuße; kehrt, ohne ein Wort zu sprechen, aus Leibeskräften an dem Rocke des gnädigen Herrn herum, und legt, nach geschehener Observanz, die Bürste demüthig wieder auf den Ofensims.)

Edelm.

Edelm. Na, Freund, ich muß ausgeh'n. Leben Se wohl; Se sin å gueter Mann.

Schulm. (sich mehreremale bückend, und unter wiederholten Bücklingen auf etwas am Rocke des gnädigen Herrn mit der Hand hindeutend.)

Edelm. (die Bemerkung verstehend und lachend einfallend): Der Rock is, hol' mich der Schnappsack, unter'm Arme zerplatzt!

Schulm. Ae Wink.

Edelm. (im Fortgehen, wo ihn der Schulmeister begleitet): Na, 's thut 'n nichts!

Edelmann und Schulmeister. Ab.

32. Eine Indianerinn, die sich freiwillig verbrennt.

Die Sitte der Hindus, daß die Weiber sich nach dem Tode ihrer Gatten verbrennen lassen, ist bekannt. Ein französischer Offizier, der sich zwanzig Jahre in Ostindien aufhielt, war gegen das Ende des achtzehenten Jahrhunderts Augenzeuge einer solchen Ceremonie, und beschrieb selbst diese Scene.

Die reitzende Vißiacodi, eine Brammininn von Monquer, einer Stadt in Bengalen am Ufer des Ganges, ein himmlisch schönes, blühendes Weib von etwa neunzehn bis zwanzig Jahren, verlor plötzlich ihren Gatten. Sie war von der Kaste der Bahons, der ersten der Verehrer des Brama, aus welcher die Priester genommen werden. Kaum erfuhr sie vom Arzte den gefahrvollen Zustand ihres Gemahls, so erklärte sie ihren Verwandten, daß sie sich mit ihm verbrennen werde. Ihr Vater bot alles auf, sie zurück zu halten; er suchte vorzüglich ihre mütterliche Zärtlichkeit für hülflose Kinder anzuregen; er berief sich auf die verbietenden Gesetze, die erst neuerlich bekannt gemacht worden waren.

Sie

Sie erwiederte aber: „Mit Geld wird die Erlaubniß wohl zu erlangen seyn. Ich liebe meine Kinder, aber ich will ihren Vater nicht überleben."

Unerschütterlich blieb die Schwärmerinn bei ihrem Entschlusse. Ihren Gemahl Dopoueramps pflegte sie bis zu seinem letzten Augenblicke mit der zärtlichsten Sorgfalt; sobald er sich dem Tode näherte, zwang sie ihren Vater, Almardo-Baben, sich zu der brittischen Magistratsperson zu begeben, um die Erlaubniß zum Verbrennen — zu erkaufen. Keine Widerrede ward angenommen, und der Wille der trostlosen Gattinn mußte vollzogen werden.

Den Sitten der Hindus gemäß ward der sterbende Dopoueramps an das Ufer des, von seinen Bewohnern vergötterten, Ganges gebracht, wo er nach den gewöhnlichen Abwaschungen starb. Mit trockenen Augen kehrte die Wittwe Vißiacodi in Begleitung ihrer Kinder nach Hause. Noch hielt sie diese in ihren Armen, als ihr Vater mit einer brennenden Lampe erschien, um die erste Probe zu bestehen. Das Verlöschen derselben dient zu einem Beweise, daß die Wittwe auf dem Entschlusse des Verbrennens beharrt. Ruhig und heiter löschte Vißiacodi die Lampe aus. Während dieser Ceremonie durften, der Verordnung gemäß, ihre Blicke niemanden begegnen. Sie verließ darauf ihre Kinder, und mischte ihre Thränen in die Thränen ihrer Verwandten. Doch bald entfernte sie sich mit Fassung, um das Abschiedsmahl für ihre Familie selbst zuzubereiten.

Sogleich nach diesem Mahle verließ sie im weissen Gewande, der Farbe der Trauer, und mit allem ihrem hochzeitlichen Schmucke behangen, das Haus, ihre Kinder an der Hand, und von ihnen und ihres Gatten Mutter begleitet. Nach ihrem

heitern

heitern Blicke und ihrer ruhigen Haltung hätte man glauben sollen, sie wandle zu einem Feste. Sie selbst eröffnete den Zug; vor ihr her gieng ein Trupp Musikanten, und auf sie folgte eine zahlreiche Begleitung von Verwandten und Zuschauern. Nachdem sie an dem Rande des Ufers angelangt war, heftete sie ihren Blick auf den Holzstoß und den Leichnam ihres Gatten. Sie umarmte dann zum letztenmale ihre Kinder mit Innigkeit, und gab ein Zeichen, sie zu entfernen. Darauf stieg sie ans Ufer hinab, nahte sich dem Holzstoße, umgieng ihn dreimal, und warf Blumen darauf. Dann stieg sie mit den beiden Müttern zur letzten Reinigung in den Ganges. Sie zog ihr weißes Gewand ab, und bedeckte sich mit einem grauen seidenen Schleier. Augenblicklich entfernten sich die beiden Mütter; die leiseste Berührung würde sie nun verunreiniget haben. Während der Abwaschung opferte sie der Sonne Reis und Blumen, von denen sie drei Hände voll in den Fluß warf. Den Rest legte sie um den Holzstoß ihres Gemahls, um seine Wohlthätigkeit zu ehren. Dann stieg sie wieder in den Ganges, und hielt ein kurzes Gebet. Sie warf nun ihren Verwandten und Freunden von ferne ihren Schmuck zu; ihr Amulet gab sie ihrer Mutter, um es ihrer Tochter zuzustellen. Sie zerbrach dann ihre Halskette, an der das Ehepfand hieng, und warf es, der Sitte gemäß, in den Ganges.

Vißiacodi nahm nun Leimen, mischte ihn mit Sand (zum Zeichen der Nichtigkeit des irdischen Daseyns,) und bestrich sich damit Stirn und Brust. Während dem betete sie laut, schöpfte dreimal Wasser in der hohlen Hand, und goß es aus, trank es aber eben so oft, zum Zeichen der drei höchsten Eigenschaften der Gottheit. Dann stieg sie aus dem

Flusse,

Flusse, nahte sich einer Fackel, zur zweiten Probe, und verbrannte sich das erste Gelenk des Fingers der rechten Hand. Diese schmerzhafte Operation, während der niemand sich ihr nahen durfte, hielt die reitzende Vißiacodi mit bewundernswerthem Heroismus aus.

Als alle diese Vorbereitungen zu Ende waren, stieg sie endlich auf den Holzstoß. Hier rief sie zum erstenmale ihren Gatten bei seinem Namen, zum Zeichen, daß nun alle Abstufung zwischen ihnen gehoben seye, denn nie darf ein indisches Weib den Namen ihres Gatten aussprechen. Sie warf sich an die linke Seite der Leiche, hob seinen Kopf und legte ihn auf ihren rechten Arm, als ob ihr Gatte noch lebte. Mit der linken Hand ergrief sie dann die Fackel, und entzündete den Holzstoß selbst. Um den Brand zu beschleunigen, warfen die Anwesenden nun Oel und aromatisches Harz in die Flammen, und einige Männer legten lange Bambusröhre über den Leib und den Hals des unglücklichen Schlachtopfers. Dieß währte über zwey Stunden, und während dieses langen Zeitraums entschlüpfte der Armen keine Klage; ihre Züge veränderten sich nicht. Ihre inmer gleich heiteren Blicke wendeten sich einigemal nach der Gegend, wo ihre Kinder stunden. Diese allein schienen sie noch zu interessiren. Die Musik ertönte von neuem — und der Erzähler verließ nun eine Scene, die ihn nach seiner Versicherung so heftig angrief, daß er einige Tage krank lag.

33. Die Kartenspieler.

Aufmerksame Reisende wollen bemerkt haben, daß nirgend mehr leidenschaftliche Liebe zum Kartenspiel angetroffen werde, als in Schweden, besonders

unter

unter den höhern Ständen dieses Reichs. In allen Ländern stöst man auf Menschen, für welche diese Erholung nur allzuviel Anziehendes hat, in Schweden aber scheine sie alle Seelenkräfte zu fesseln, versichert ein reisender Engländer, und erzählt unter andern folgendes.

Ein Herr von großem Range mußte länger als gewönlich auf sein Essen warten, und da er gar keine Anstalten dazu sah, so gieng er hinunter, um die Bedienten zur Rede zu setzen und zu fragen, was an dieser Verzögerung Schuld sey? Er fand sein Gesinde, das es hierinn der Herrschaft nachthat, ganz im Kartenspiele vertieft. Man entschuldigte sich beim Herrn damit, daß das Spiel gerade jetzt den interessantesten Punkt erreicht habe, und der Kellermeister, der am meisten darauf stehen hatte, nahm sich die Freiheit, die Lage des Spiels Sr. Excellenz auseinander zu setzen, welche wirklich nicht umhin konnte, seine Gründe statthaft zu finden. Gleichwohl, da der Herr mit seinem Essen nicht warten wollte, bis das Spiel entschieden seyn würde, so schickte er den Kellner fort, die Tafel zu decken, während er sich selbst an den Tisch zu den andern Bedienten setzte, und das Beste des Abwesenden beim Spiele in Acht nahm.

34. Französischer Preß- und Bücherzwang.

Die Aengstlichkeit der französischen Policeybehörden, die Napoleon in den deutschen Departements anstellte, und denen besonders aufgegeben war, über gefährliche Bücher ein wachsames Auge zu halten, gieng zuweilen bis ins Lächerliche.

Einem Buchhändler, der eine Anzahl Exemplare der neuesten Auflage von Vossens Louise verschrei-

schreiben wollte, wurde es nicht erlaubt. Die Policey meinte nemlich, diese Louise sey die verewigte Königinn von Preußen gewesen, die den Franzosen, als eine Feindinn von Frankreich, verhaßt war.

Dem Doctor Treviranus, einem Naturforscher, wurde eine zeitlang die Erlaubniß verweigert, eine Schrift über die innere Organisation der Blattlaus drucken zu lassen, weil man vermuthete, daß hinter dem Worte Organisation etwas Politisches verborgen sey, worauf angespielt werde; und als er die Policey darüber beruhigt hatte, mußte doch der Titel verändert, und statt Organisation, das wenger verdächtige Wort Bau gesetzt werden.

35. Uebertritt des jetzigen Königs von Schweden zur lutherischen Kirche.

Die schwedischen Reichsstände wählten am 21 August 1810 den Fürsten von Ponte Corvo (Bernadotte) zum Kronprinzen und Thronfolger ihres kinderlosen Königes Karls des Dreizehenten. Der Fürst von Ponte Corvo brachte die öffentliche Meinung eines sehr gebildeten und rechtlichen Mannes, und eines ausgezeichneten Feldherrn mit nach Schweden, wohin er im October 1810 abreisete. Nach den Reichsgesetzen und der neuen Konstitution mußte er von der katholischen zur evangelischen Kirche übergehen. Dieß geschah zu Helsingör, in Gegenwart des Erzbischofs Lindblom. Als dieser dem Prinzen das Glaubensbekenntniß vorlegte, sagte der erstere: „Herr Erzbischof! Von meiner frühesten Jugend an bin ich in dem Glauben der Reformirten unterrichtet. Da die Begebenheiten der letzten 20 Jahre die französischen Heere nach Deutschland führten, fand ich Gelegenheit, die Ausleger der protes-

stantischen Lehre näher kennen zu lernen. Durch Gespräche mit denselben hab' ich mich überzeugt, daß Jesu Christi Lehre in dem Glaubensbekenntniß, was die protestantischen Fürsten Deutschlands dem Kaiser Karl dem Fünften zu Augsburg überreichten, enthalten sey. Alle Untersuchungen, die ich seitdem angestellt habe, bestärken mich in dem Gedanken, daß diese Lehre die rechte und wahre ist. Es geschieht also sowohl aus eigener Ueberzeugung, als aus Geneigtheit, mit dem schwedischen Volke in Verbindung zu treten, daß ich Ihnen erkläre und versichere, daß ich von heute an mich zur reinen evangelischen Lehre öffentlich bekenne, nachdem ich ihr schon lange im Herzen gehuldiget habe."

Der Prinz übergab hierauf dem Erzbischof folgende Versicherung: „Ich erkläre und versichere hiemit, daß ich erkenne, glaube und bekenne, so wie ich stets bekennen und behaupten will, die reine evangelische Lehre, so wie sie in der unveränderten, auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 übergebenen Konfession, die auf der Kirchenversammlung zu Upsala 1593 angenommen ward, enthalten ist; daß ich mißbillige und verwerfe alle die Religionssätze und Gebräuche, die gegen die evangelische Lehre streiten, und daß ich, was den öffentlichen Gottesdienst betrifft, stets die Anordnungen und Gebräuche der lutherischen Kirche, so wie dieselben im Königreiche Schweden und den zu selbigem gehörenden Landen gelten, zur Richtschnur nehmen will. Zum mehrern Beweis habe ich das mit eigener Hand unterschrieben, und mit meinem Insiegel bekräftiget. Gegeben zu Helsingör am 19ten Tage des Octobermonats im Jahr 1810."

36. Aufschrift an öffentlichen Gebäuden und Privathäusern.

Die Aufschriften, welche man hie und da an öffentlichen Gebäuden und Privatwohnungen lieset, sind zuweilen von der Art, daß sie auch dem Ernsthaften ein Lächeln abnöthigen, oder die Geschmacklosigkeit und die Einfalt ihrer Verfertiger beurkunden. Von beiden einige Beispiele.

Zu Linz steht an der Dreifaltigkeitskirche die Aufschrift: O sancta Trinitas, ora pro nobis! O heilige Dreieinigkeit, bitt für uns! (Man möchte wohl fragen: bei wem? —)

Im nördlichen Irland findet sich, am Ufer eines Flusses, ein behauener Stein mit der Aufschrift: „Jeder Reisende wird hiemit gebeten, diesen Weg nicht zu passiren, wenn dieser Stein unter Wasser gesetzt ist."

Einst wünschten die Bewohner eines katholischen Dorfes ihr veraltetes hölzernes Crucifix am Wege erneuert, und verglichen sich deshalb mit einem Mahler. Er versprach ein neues, und sie bewilligten ihm an Zahlungsstatt eine Kuh samt ihrem Kalbe, wünschten aber zugleich, daß dieser Milde bei der Aufschrift gedacht werden möchte. Daher lautet diese also:

Für'n Kalb und für' ne Kuh
Han wir'n Herrn Christum nu.

Ein Werkmeister errichtete einen Grabstein mit der Aufschrift des Alters des Verstorbenen: 89. Indeß fanden die Freunde des Verstorbenen, daß er ein Jahr älter geworden, und baten den Fertiger, noch ein Jahr beizufügen. Er that es gerne und buchstäblich; und nun trägt der Grabstein die Zahl 891!

 Ueber

Ueber den Eingang eines neuen Todtenackers sollte, nach Vorschrift des Ortsgeistlichen, die Inschrift gesetzt werden: Saat zur Ewigkeit. Der Stadtwerkmeister, dem die Ausführung übertragen war, schrieb nun auf das Portal: Saat zur Ewigkeit, gemacht von Meister Birkholz.

In der englischen Grafschaft Esser, auf der Straße nach Colchester, führen Fußpfade von der Landstraße ab. Dort steht eine Säule mit der Aufschrift: Dieser Fußpfad führt nach Colchester, dieser führt nirgends hin; wer indeß nicht lesen kann, thut besser, wenn er auf der Landstraße bleibt.

Ein Verfertiger musikalischer Instrumente gab seinem Hause den Aushängeschild: „Musikalischer, blasender hölzerner Instrumentmacher N. N." — Ein Tuchmacher: „Meister Knoll, grober Tuchfabrikant." — Ein Fleischhauer, Ochs genannt: „Zum Metzchermeister" (darunter ist ein großer, buntgefleckter Ochs gemahlt). — Ein Schuster: „Meister Müller macht Kinder und Mannsschuhe." —

Ein Leichenbitter zu Nürnberg:

Achilles war ein stattlicher Ritter,
Allhier wohnt der Leichenbitter.

Ein Garkoch ebendaselbst:

Was helfen uns die guten Werken?
Hier mästet man Säue und Ferken.

Ein Fischhändler in Basel:

Alexander war ein großer Held.
Hier verkauft man die besten Fische von der Welt.

Auf dem Schilde eines Augengläser-Verfertigers war zu lesen: „Optischer Kunstfabrikant." Eines Drechslers: „Drekßler-Meister." Eines Verkäufers getrockneten Obstes: „Dürrer Obsthändler." Eines Kaufmanns: „Extra feine, drei- und vierdrähtige

dräthtige baumwollene Strumpffabrik." Eines andern Kaufmanns: „N. N. Langer Warenhändler." Eines Pferdeverleihers zu Marburg: „Hier sind Pferde zu haben 504." (Die Zahl war die Hausnummer).

In Ostfriesland soll sich einst eine Schulanstalt befunden haben, mit einem Schilde an der Hausthüre, auf dem zu lesen war:

Allhier erzieht man die Jugend
Zu jeder Wissenschaft und Tugend;
Auch bearbeitet man unartigen Kindern
Den widerspenstigen Hintern,
Und ziehet daraus zur Noth
Sein tägliches kärgliches Brod.

Achte Abtheilung.

Anekdoten.

1. Sonderbare Lebensrettung.

Rudolph von Habsburg, nachher Kaiser der Deutschen, hatte an einem Züricher, Jakob Müller, einem wackern Reutersmann, einen Feind, der ihm in seinen Fehden oft großen Schaden und Verlust zufügte. Im Jahr 1279 begab es sich, daß Rudolph einst von ungefähr diesen Müller allein auf dem freien Felde erblickte. Sogleich gab er seinem Pferde die Sporen, und sprengte auf ihn zu, willens ihn zu durchrennen. Müller merkte, in welcher Gefahr er sich befand, zog die Hosen herab und setzte sich unter einen Baum als einer, der seine Nothdurft verrichtet, denn er konnte dem Grafen nicht entrinnen. Als nun Rudolph auf ihn zugejagt kam, ihn zu durchstechen, erhob er bittend die Hände, faltete sie, und flehte um Gottes und Christi willen, ihn nicht eher zu durchstechen, bis er aufgestanden sey und seine Hosen wieder zugenestelt habe. Das versprach ihm Rudolph.

Da fieng Müller listig an und sagte: „So schwöre ich bei Gott und allen Heiligen, daß ich diese Hosen nimmermehr hinaufziehen und nesteln will.

will. Deshalb werdet Ihr mir auch das Leben nicht rauben, wie ich Euer ritterliches Wort habe."

Rudolph fieng an sich zu besinnen, was zu thun sey, und als er ein wenig nachgedacht hatte, sprach er: „Ich schenke dir dein Leben und verzeihe dir alles das, was du mir als Feind gethan hast." Darüber wurde Müller sehr froh und sprach: „So will ich denn aufhören Euer Feind zu seyn, und wenn Ihr mich in Eure Dienste nehmen wollt, so will ich Euch treulich dienen bis in den Tod." Dieses Anerbieten nahm Rudolph, der Müllern als einen wackern Gesellen kannte, an, und nahm ihn als Reuter in seine Dienste.

Müller hielt Wort, diente Rudolphen treu, mit großer Mannkraft und rettete ihm einst sogar in einer Schlacht das Leben. Diese treuen Dienste verkannte Rudolph nicht, schlug Müllern endlich gar zum Ritter, und begabte ihn mit Ehrenämtern und Gütern.

2. Sonderbare Bestrafung ehelicher Untreue.

Der König von Polen, Boleslaus der Zweite, der im eilften Jahrhundert regierte, hatte schon mehrere Jahre hindurch seine adelichen Unterthanen ausserhalb Landes im Kriege mit Rußland beschäftiget. Auf einmal erhielten letztere die unselige Nachricht, daß ihren Weibern zu Hause in ihrem Strohwittwenstande die Zeit zu lang geworden wäre, und sie sich alle ohne Ausnahme neue Männer, und zwar größtentheils aus der Anzahl der Knechte, gewählt hätten. Die Unordnung in diesem Stücke war so durchgängig eingerissen, daß es unter allen adelichen Frauen nur eine einzige gab, die sich aus Furcht, daß sie durch das herrschende Beispiel endlich auch

angesteckt

angesteckt werden möchte, auf dem Glockenthurm einer Kirche verborgen hielt.

Die Edelleute wurden durch die Nachricht von ihrer zu Hause geschehenen Entehrung so erbittert, daß sie, trotz aller wiederholten Verbote des regierenden Herrn, von der Armee weggiengen, um ihrer Rachgier Luft zu machen. Es entfielen jedoch vielen von ihnen die Waffen, sobald sie die treulosen Weiber ansichtig wurden, die, so strafbar sie auch waren, gleichwohl in ihren Augen vielleicht nur desto reitzender geworden seyn mochten. Die Weiber vergossen Thränen, und bald erfolgte eine völlige Aussöhnung.

Boleslaus war nicht so zur Nachsicht geneigt als die Ehemänner; denn weil er sich gezwungen gesehen gesehen hatte, dieses fatalen Handels wegen, früher, als seine Absicht gewesen war, nach seinen Staaten zurück zu kehren, so kam er auch mit einem eisernen Scepter nach Hause, und rächte sich an diesen untreuen Weibern wegen der Desertion ihrer Männer von der Armee. Er ließ ihnen die unglücklichen Früchte ihrer ehebrecherischen Lebensart aus den Armen reissen, um sie auf dem freien Felde auszusetzen, und befahl ihnen statt derselben künftig junge Hunde zu säugen, und sich ausser dem Hause nicht sehen zu lassen, ohne einen Hund an den Brüsten zu haben. Man will behaupten, daß dieser Befehl zur Entstehung der Mode, Schoshunde zu tragen, die Veranlassung gegeben habe.

3. Aufstand wegen der Kellerhälse.

Im Mittelalter suchten es die minder mächtigen Reichsstädte immer den reichern nachzuthun. Als daher im dreizehenten Jahrhunderte in den letztern

der

der Sinn für schöne Baukunst und bequemere Wohnung allgemeiner zu werden anfieng, fiel es im Jahr 1261 auch dem Rathe zu Schwäbischhall auf einmal ein, seine Stadt zu verschönern. Man machte den Anfang durch eine Verordnung, nach welcher die alten Kellerhälse an den Häusern, welche die Straßen sehr verengten und die Aussicht sperrten, abgebrochen, und die Eingänge zu den Kellern innerhalb der Häuser angelegt werden sollten.

Unglücklicherweise stund aber die Bürgerschaft nicht auf der nämlichen Stufe des Geschmacks wie der Magistrat. Sie zog die Bequemlichkeit und hergebrachte Gewohnheit der Schönheit weit vor, und widersetzte sich daher durchgängig der neuen Einrichtung. Als der Rath diese mit Gewalt durchsetzen wollte, kam es zu einem Aufstande, wobei die Bürger so hitzig zu Werke giengen, daß sich der Rath in ein festes Haus, der steinerne Hof genannt, flüchten mußte, wo er so lange blieb, bis auswärtige Hülfe kam, die ihm aber dennoch unter keiner andern Bedingung die Freiheit verschaffen konnte, als daß er den Bürgern feierlich versprach, sie im Besitze ihrer Kellerhälse zu lassen.

4. Bigotte Verblendung.

Georg, Herzog zu Sachsen, war Luthers und seiner Lehre abgesagter Feind. Alles, was von Luthern kam, war ihm höchst zuwider. Luther hatte ein Buch über die Frage geschrieben: „Ob Kriegsleute auch im seligen Stande seyn können?“ — Dieß Buch wurde dem Herzog ohne Titel und Vorrede gezeigt, er las es und es erhielt seinen Beifall. Um den berühmten Mahler Lucas Cranach, einen Freund Luthers, der eben damals für den Her-

zog zu Dresden arbeitete, zu überzeugen, daß es auch noch außer Luther Männer gebe, welche erbauliche Bücher schreiben könnten, gab er ihm diese Schrift zu lesen. Cranach zeigte dem Herzog ein vollständiges Exemplar, welchem Luthers Name und Vorrede vorgedruckt war, und bewies ihm dadurch, daß dieser selbst der Verfasser der gepriesenen Schrift sey. Ist's doch Schade, rief der Herzog endlich aus, daß ein solcher heilloser Mönch so ein gutes Büchlein hat machen können."

5. Kluge Replik.

Der Kurfürst Johann von Sachsen, ein muthiger Bekenner der evangelischen Lehre, hatte die Buchstaben V. D. M. I. A. (Verbum domini manet in aeternum, Gottes Wort bleibet in Ewigkeit) auf die Aermeln der Livreen seiner Diener nähen lassen. Auf dem Reichstage zu Augsburg spöttelten die Papisten darüber sehr bitter und der Erzbischof zu Salzburg, Matthäus Lang, machte die Bemerkung: „das Wort Gottes bleibt im Aermel" — „Ew. Liebden verstehen es unrecht, versetzte der Kurfürst Johann, es heißt: „Verbum diaboli manet in Episcopis." (Des Teufels Wort bleibet in den Bischöfen).

6. Ein Fürst, der gern Wahrheit hört.

Zu der Zahl solcher Fürsten gehörte Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen. Er konnte sehr viel vertragen, und zürnte keineswegs, wenn ihm unangenehme Wahrheiten gesagt wurden, besonders von Predigern. Luther sagte öffentlich, „Er habe an keinen großen Herrn jemals schärfer geschrieben, als an Friedrichen, und dieser sey doch nie darüber unwillig geworden."

Einst

Einst hatte dieser Kurfürst einem Mönch, Bruder Matthesen, den er gerne predigen hörte, einen Pelz versprochen. Da aber des Fürsten Rentmeister mit dem Auszahlen der Unkosten für den Pelz saumselig war, mahnte der Mönch den Kurfürsten dreimal öffentlich auf der Kanzel um den versprochenen Pelz, und der Fürst wurde nicht unwillig darüber.

Einst predigte ein Dominikaner vor ihm und sagte: „Bei den großen Herrn geb' es Prediger, die oft nur den Hasen bis auf den Kopf streiften, weil sich dieselben nicht gern strafen ließen." Diesem Wahrheitsprediger schenkte der Kurfürst einen schönen Rock.

7. Luthers Feinde.

Der bekannte schmähsüchtige Gegner Luthers, Johann Cochläus, der 1552 als Dechant zu Frankfurt am Main starb, trieb seine abgeschmackte Bosheit so weit, zu behaupten, Luther habe nicht allein stets mit dem Teufel verkehrt, sondern er sey auch sogar vom Teufel gezeugt worden. Der französische Jesuit Maimbourg, sonst nichts weniger als lobenswerth, hatte doch so viel Ehrgefühl, der unsinnigen Lüge zu widersprechen. Luther erlaubte sich, den Doctor Cochläus Kochlöffel zu nennen. Ein anderer katholischer Schriftsteller, ein gewisser Raimund, welcher de originibus et progressu haereseos schrieb, verfälschte Luthers Geburtstag, indem er ihn auf den 22sten October verlegte, aus keinem andern Grunde, als weil nach der Meinung einiger Astrologen, der nichtswürdigste Mensch an diesem Tage gebohren werden müßte. Er hatte folglich ganz andere Absichten als Bonaparte, da dieser seinen eigenen Geburtstag verfälschte.

8. Praktische Antwort.

Der Kurfürst von Sachsen, Christian, fragte einst den Professor Taubmann: was seine Studenten auf der Universität Wittenberg machten? —— Taubmann, statt zu antworten, steht von der Tafel auf, geht, mit dem Degen bramarbasirend, hinunter, haut in die Steine, gräbt damit etliche aus, und wirft damit dem Kurfürsten die Fenster ein, mit dem tumultuarischen Rufen: „Herunter, du Pennal, du Spulwurm, u. s. w.“ Der Kurfürst, mehr als zufrieden mit seiner Erklärung, ließ ihn wieder herauf zur Tafel bescheiden.

9. Der Falschmünzer.

Karl der Neunte, König von Frankreich, wußte falsches Geld so künstlich zu prägen, daß er sogar Kenner täuschte. „Es ist ein wahres Glück, äußerte sich darüber der Kardinal von L., daß er sich selbst begnadigen kann.“

10. Sonderbare Begriffe von Ehre.

Als sich Kaiser Karl der Fünfte in Paris befand, wollte ihn der König mit allem fetiren und vergnügen lassen, was ihm selbst Vergnügen machte, und traf deshalb die gehörigen Verfügungen, dem Kaiser die Umarmungsfreuden einer schönen Dame von Stande zu gönnen. Als das dem Kaiser ein Kavalier zu verstehen gab, und ihn in das Zimmer der harrenden Dame führen wollte, antwortete ihm der Monarch: „Dergleichen Dinge muß man einem Kaiser, der hier nichts zu thun hat, als für seine gute Aufnahme sich dankbar zu bezeugen, nicht anbieten;

bieten; denn es würde gar nicht wohl stehen, wenn ich in Frankreich, wo ich so viele Ehre genieße, dieselbe Andern nehmen wollte."

Als ihm der Kavallier zu verstehen gab: Fürsten benähmen durch so etwas den Familien keine Ehre, sondern sie erhöheten dieselbe durch dergleichen Artigkeiten der Natur vielmehr; sagte der Kaiser: „Es mag wahr seyn! Wenn nemlich alle Leute einen solchen Begriff von Ehre haben, wie ihr!"

II. Charakteristik der Nationen.

Kaiser Karl der Fünfte schilderte einst die Charaktere einiger europäischen Nationen auf folgende Weise: „Die Franzosen, sagt er, scheinen närrisch zu seyn, und sind klug. Die Spanier scheinen klug zu seyn, und sind Narren. Die Italiäner scheinen klug zu seyn, und sind es wirklich. Die Deutschen scheinen nicht klug zu seyn, und sind es auch wirklich nicht." — Hat dieser Kaiser den Deutschen wohl nicht Unrecht gethan?

Der Philosoph Kant hingegen charakterisirt diese Nationen auf folgende Art: „die Franzosen sind höflich, lebhaft, leichtsinnig, veränderlich und freiheitsschwindelnd. Die Engländer sind beharrlich, wohlthätig, gewinnsüchtig, stolz und ungesellig. Die Spanier sind mäßig, stolz, religiös, gravitätisch, unwissend, grausam und faul. Die Italiäner sind frohsinnig, fest, affectvoll und meuchelmörderisch. Die Deutschen endlich sind häuslich, ehrlich, beständig, phlegmatisch, fleißig, bescheiden, ausdauernd, gastfrei, gelehrt, nachahmend und titelsüchtig." Das Fehlerhafte in den Volkscharakteren schildert Kant sehr lakonisch also: „Frankreich ist das Modenland; England ist das Land der Launen; Spanien das Ah-

nenland

nenland; Italien das Prachtland; Deutschland das Titelland."

Luther sagt endlich von allen Nationen: „Wer unter denselben vor zwanzig Jahren nicht schön wird, vor dreißig nicht stark wird, vor vierzig Jahren nicht klug wird, und vor fünfzig Jahren nicht reich wird, der wird es wohl nimmermehr werden."

12. Popularität König Heinrichs des Vierten.

Der Herzog von Savoyen fragte einst König Heiurich den Vierten von Frankreich, wie viel Einkünfte er habe? „Das weiß ich nicht, erwiederte Heinrich. Ich rechne nicht mit meinen Unterthanen, und da ich ihre Liebe mir erworben, so glauben sie, daß alle ihre Güter mir gehören, und ich denke, daß ihnen alles gehört, was ich habe."

Die Stände des Reichs waren versammelt. „Ich habe euch zu mir gerufen, sprach Heinrich, um euren Rath zu hören. Es fällt mir nicht ein, mich für unfehlbar zu halten. Sagt mit meine Fehler, und ich werde mich nicht schämen, unter meiner Familie mich zu belehren."

13. Logau.

Friedrich von Logau, der berühmte deutsche Epigrammatist, war aus einem sehr alten schlesischen Geschlechte entsprungen, und lebte zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Schlesien ward damals zum öftern mit Lieferungen und Einquartierungen hart mitgenommen; indessen tröstete man sich von einer Zeit zur andern mit günstigeren Nachrichten. Die Schweden und Franzosen verheerten damals Deutschland. Bald kam nun die Nachricht, man habe die

Schweden

Schweden auf's Haupt geschlagen; man tröstete sich auch eine Weile damit, doch bald hörte man wieder von Vorschritten der nemlichen Schweden, die man noch vor Kurzem für vernichtet gehalten hatte. Ein anderes mal hatte man, dem Gerüchte zufolge, die Franzosen auf's Haupt geschlagen; aber es währte nicht lange, so erschienen sie wieder. Logau hatte auf seinen Gütern sehr viel von den durchziehenden Truppen leiden müßen; im Unmuth darüber machte er folgendes Epigramm:

Man hat den Feind auf's Haupt geschlagen;
Doch Fuß hat Haupt davon getragen,
Man schlag' ihn, rath ich, auf den Fuß,
Damit er liegen bleiben muß.

14. Was nicht die Gelehrten für Einfälle haben!

Im dreissigjährigen Kriege traf einen gewissen kaiserlichen Obristen Fahrenbach das Geschick, wegen eines ziemlich erwiesenen Briefwechsels mit Gustav Adolph, zum Tode verurtheilt zu werden. Er war ein guter Ingenieur, die damals selten waren. Theils darum, theils in Folge kräftiger Fürbitten, wurde das Urtheil zurück genommen. Inzwischen ihm half das nichts. In dem Augenblick der Hinrichtung ergreift ihn die Verzweiflung. Er springt vom Schaffot herab, reißt einem der umstehenden Soldaten die Partisane aus der Hand, und tödtet vier andere, bevor man ihn, den Wüthenden, in Stücken haut. In dem Augenblicke kommt, aber freilich zu spät, der Gnadenbrief an. „Darum nun, — so giebt ein Geschichtschreiber damaliger Zeit *) seinen

*) Riccio de bellis germanicis. Lib. X. Venet. 1648. 4to.

seinen wohlgemeinten Rath, indem er dieß erzählt, — darum, hochgeneigter Leser, sollte dich das Mißgeschick treffen, zum Galgen verurtheilt zu werden, so gehe langsam, denke auf Ausflüchte, suche Aufschub. Wer weiß, ob nicht noch im letzten Augenblicke Gnade kommt."

15. Die besonnene Antwort.

Doctor John Langhorne, ein geistreicher Theolog und Dichter, fand sich einst in einem geselligen Kreise von dem Liebreitz einer jungen, schönen Lady angezogen. Lange und ernst betrachtete er sie; so lange, so ernst und aufmerksam, daß sie errörhete und sichtbar verlegen wurde. „Zürnen Sie nicht, junge Lady, daß mein Blick so ernst und anhaltend auf Ihren schönen Zügen haftete; Sie dürfen es fürwahr nicht für Bewunderung oder Liebe halten. Im Gegentheil, ich dachte nur, wie häßlich einst der Tod dieß bezaubernde Antlitz entstellen würde."

Der Lady Verlegenheit wuchs; allein sie hatte Gegenwart des Geistes genug, zu erwiedern: „Es thut mir innig leid, Sir, daß Ihre Gedanken über meine Gesichtszüge eine so ernste und unfeine Wendung nehmen. Uebrigens muß ich Ihnen hierbei Glück wünschen, daß in Ihrem Angesicht der Tod selbst keine bedeutende Veränderung zu bewirken im Stande seyn wird."

16. Der Weg zum Throne.

In den unruhevollen Zeiten König Karls des Ersten von England kam ein Landmädchen nach London, um Dienste zu suchen. Sie konnte nicht unterkommen, und mußte zufrieden seyn, daß sie ein

Brauer

Brauer zum Biertragen aus dem Brauhause annahm. Das Mädchen war schön, und der Brauer wurde desto eher zum Mitleid bewogen. Er beobachtete sie genau, und fand, daß ihre Aufführung ohne Tadel war. Dieß bewog ihn, sie zu heurathen. Er starb bald, und verließ sie als junge Wittwe mit einem sehr beträchtlichen Vermögen. Sie gab das Brauen auf, und zog sich zurück. Allein es ereigneten sich etliche Schwierigkeiten in der Anordnung ihrer Geldangelegenheiten; sie mußte sich nach einem geschickten Rechtsgelehrten umsehen. Man empfahl ihr den Herrn Hyde, einen damals sehr berühmten Sachwalter. Da dieser Mann, der nachherige große Graf von Clarendon, sah, daß der schönen Wittwe Vermögen sehr ansehnlich war, so bot er ihr sein Herz und seine Hand. Er fand Gehör. Die Frucht dieser Ehe war nur Eine Tochter, Gemahlinn des Königs Jakob des Zweiten, und Mutter der Marie und Anne, Königinn von England. So seltsam dieser Glückswechsel auch scheinen kann, so ist doch keine historische Thatsache besser beglaubigt.

17. Ein seltenes Manifest.

Johann Palaprat, Privatsecretair des Herrn von Vendome, Großpriors von Frankreich, war ein strenger Wahrheitsfreund, und ein guter Dichter seiner Zeit. Besonders fanden einige seiner Theaterstücke vielen Beifall, und behaupteten sich noch lange nach seinem Tode auf der Bühne. Wenn aber auch seine Poesien in gänzliche Vergessenheit gerathen, so verdient doch folgender Zug seiner Wahrheitsliebe und seiner gesunden Denkungsart der Vergessenheit entzogen zu werden.

Eines Tages kam Palaprat zu einem seiner Freunde, und reichte ihm ein verschlossenes Papier: „Nehmen Sie das zu sich, sagte er, und versprechen Sie mir, daß Sie, wenn ich einmal ein groſses Glück machen sollte, es öffnen und den Inhalt bekannt machen wollen.“ Der Freund versprach es; aber der Fall trat nicht ein. Palaprat starb 1721 zu Paris, in einem Alter von 72 Jahren, als Vendome's Secretair. Der Freund öffnete nunmehr das ihm vertraute Papier, welches ein Manifest enthielt, das also begann:

„Ich möchte der Lächerlichkeit zuvorkommen, in die so viele Leute verfallen, wenn sie ein groſses Glück machen. Es wird einem dann gar zu leicht der Kopf verrückt, und man behauptet Dinge, über die man bei völlig gesunder Vernunft selbst gelacht haben würde. Darum schrieb ich zur Vorsicht dieß Manifest, als eine vorbauende Widerlegung dessen, was ich etwa behaupten könnte, wenn eine schleunige Verwechslung meiner Glücksumstände auch mich zum Narren machen sollte. Kund und zu wissen sey demnach: Wann ich einmal reich würde, und dann mein Geschlecht von dem Grafen von Toulouse herleitete, so lüge ich. Wenn ich prächtige Beschreibungen von den Aemtern und Gütern mache, die meine Familie besessen hat, so lüge ich. Wenn ich das Gespräch auf die adeliche Erziehung leite, die mir meine Eltern gegeben haben; wenn ich von meinem Gouverneur, von Summen rede, die mir zu kleinen Ergötzlichkeiten gegeben sind, so glaube man kein Wort davon. Wenn ich vorgebe, daſs ich groſse Summen verwendet, und aus meinem Beutel dem Herrn von Vendome gedient habe, so ist das lauter Unwahrheit. Ich hatte keine fünfzig Thaler im Vermögen, als ich sein Secretair ward.“

Der

Der gute Palaprat hatte, wie gesagt, das Manifest nicht nöthig. Das Glück, das er fürchtete, mied ihn; dagegen blieb aber auch gesunde Vernunft seine unzertrennliche Gefährtinn.

18. Thomasius und sein Nachbar.

Professor Thomasius in Halle wohnte in einer ziemlich engen Gasse, einem Schneidermeister gegenüber, der ein leidenschaftlicher Liebhaber von Singvögeln war. Vor seinem Fenster hiengen wohl zwanzig Käfige, in welchen Zeisige, Finken und Lerchen ihre Stimmen fleißig übten. Thomasius, den dieses Koncert in seinen Arbeiten störte, ersuchte seinen Nachbar auf das höflichste, seine Kapelle abzuschaffen, oder sie wenigstens nur innerhalb seiner vier Wände singen zu lassen. Er bekam aber eine verneinende Antwort, und die musikalische Akademie ward sogar von Zeit zu Zeit durch neue Mitglieder vermehrt. Das ärgerte den Professor, und reitzte ihn zu einer listigen Rache. Er ließ den größten Ziegenbock, den er habhaft werden konnte, in einem besonders für ihn gezimmerten Gitter, täglich vor seinem Fenster aufstellen. Ungewohnt, so hoch und so enge zu hausen, meckerte der Bock sehr verdrießlich. Der Schneider hörte die ihm verhaßte Stimme, sprang von seinem Werktisch auf, machte einen langen Hals, und erblickte mit Schrecken den gehörnten Langbart gegenüber. Alt und jung blieb auf der Gasse stehen, und sah lachend und spottend bald zum Bock, bald zum Schneider hinauf. Dieser verkroch sich vor Schaam, rief aber Frau und Kinder zusammen, und befahl ihnen dringend, die Vogelbauer so schnell als möglich vor den Fenstern

 hinweg

hinweg zu nehmen. Es geschah, und mit den letztern verschwand auch der Bock.

19. Edle Freimüthigkeit.

Ein Hofprediger an einem kleinen Hofe, ein Mann von anerkannten Gaben und dem edelsten Charakter, züchtigte eines Sonntags recht derbe die Laster, welche an seinem Hofe im Schwange giengen. Als er Mittags zur Tafel kam, sagte der Fürst lächelnd zu ihm: „Herr Hofprediger, heute gaben Sie uns wieder einmal etwas Tüchtiges auf den Pelz!" — „Das bedaure ich recht sehr, Ew. Durchlaucht, entgegnete der unerschrockene Mann, daß es blos auf den Pelz kam; denn meine Absicht war, es sollte auf's Herz kommen."

20. Beitrag zu einer neuen Sammlung von Musterbriefen.

Der Staatssecretair König Philipps des Zweiten von Spanien, Anton Perez, ein Mann, der nothwendig den Ton des Hofes zu seiner Zeit (Ende des sechzehenten Jahrhunderts) kennen mußte, schrieb an eine englische Dame, der er Handschuhe von Hundeleder zu schicken versprochen hatte, folgenden Brief:

„Es kränkt mich sehr, daß ich nicht gleich damit dienen kann; ich habe daher einstweilen ein Stück von meiner eigenen Haut, und zwar von dem zartesten Theile meines Leibes abgenommen. So viel vermag die Liebe und das Verlangen zu dienen, daß man seiner Dame zu gefallen, sich die Haut abzieht und Handschuhe aus sich macht. — Die Handschuhe sind von einem Hunde, ob sie gleich

von mir sind! Ich halte mich für einen Hund, und Sie, Madame, müssen mich, in Rücksicht auf Treue und Dienstbeflissenheit gegen Sie, dafür halten. Ich bin

Ew. Gnaden
geschundener Hund
Anton Perez.

21. Der Staatsmann.

Baron Höpken, ehemaliger Präsident des Kammerkollegiums zu Stockholm, ein alter, schlauer Staatsmann, mußte einem fremden Minister in einer etwas schwierigen Angelegenheit, auf dessen eingereichtes Memorial eine Antwort zustellen. Der fremde Minister nahm sie mit nach Hause, las sie aufmerksam durch, beschwerte sich aber, daß er sie nicht verstehe, ob er gleich schon drei Tage darüber studirt hätte. „Wundern Sie sich nicht, versetzte der Baron mit schlauem Lächeln; ich bekenne, daß ich volle acht Tage darüber studirt habe, sie so abzufassen, daß Sie sie nicht verstehen sollen.“

22. Das Werk der Hand.

Der bekannte ehemalige Gelehrte Menage, unterhielt sich einst mit der schönen und berühmten Frau von Sevigne'. Im Unterhaltungseifer hatte er ihre Hand ergriffen, und hielt sie lange Zeit fest. Als er sie endlich wieder fahren ließ, sagte jemand zu ihm: „Herr Menage, das ist das schönste Werk, das je aus ihrer Hand gekommen ist.“

23. Eine unerwartete Abfertigung.

Der Dichter Pope war von Person klein, un-

ansenlich und verwachsen. Einst war er mit Swift, Arbuthnot und andern an einem öffentlichen Orte, wo der Zufall wollte, daß sie eine Handschrift des Aristophanes zu entziffern suchten. Als sie sämtlich bei einer Stelle einen Anstoß fanden, bat ein daneben sitzender Offizier, einen Blick in die Handschrift thun zu dürfen. „Gebt sie dem Herrn hin, gebt sie hin!“ rief Pope spöttisch. Der Offizier uahm das Heft, beschaute die in Frage stehende Stelle, und sagte: „Es fehlt hier ein Fragzeichen.“ Pope, voll Aerger über diese Zurechtweisung von einem Menschen in Militäruniform, entgegnete bitter: „Möchten Sie wohl die Gnade haben, zu sagen, wie ein Fragzeichen aussieht?“ — „Gerne, versetzte der Militair; es ist ein winziges, krummgebogenes Ding, welches Fragen macht.“

24. Zwey Wortspiele.

Der Universitätsrector zu Leipzig wird stiftungsmäßig jährlich zweimal am Georgen- und Gallustage gewählt. Am letztern gedachte es einst der Professor Gottsched zu werden. Allein nicht er, sondern der berühmte Professor der Medicin, Ludwig, wurde gewählt. Da ließ sich ein Wortspieler also vernehmen: „Dem Philosophen ward der Gallustag zur Galle, dem Medikus ein Gallatag.“

Der bekannte Superintendent, D. Romanus Teller in Leipzig, einer der geschicktesten und beliebtesten Kanzelredner seiner Zeit, hatte unter allen Ständen zahlreiche Gönner, Verehrer und Freunde. Auch der nachmalige Landesadministrator, Prinz Xaver von Sachsen, war einer derselben. Als dieser ihn einst besuchte, fragte er den Herrn Doctor, ob er auch Familie habe? „O es müßte eine schlech-

re Wirthschaft seyn, antwortete er, in der man nicht wenigstens ein halbes Dutzend Tellerchen fände!“ Und nun stellte er seinem durchlauchtigsten Gast seine sechs Kinder vor, unter denen der große orthodoxe Fritz (Dr Johann Friedrich Teller) und der kleine heterodoxe Abraham (nachmaliger Probst in Berlin), auch waren.

25. Seltsames militairisches Avancement.

Ein junger Offizier von der englischen Garde, und aus einer sehr guten Familie, hatte seit langer Zeit vergebens bei dem Herzoge von Marlborough um eine Kompagnie angehalten. Eines Tages war er mit der Gemahlinn des Herzogs in Gesellschaft, und da er eben nahe bei ihr stand, entfuhr ihr unversehens ein Wind. Der Offizier machte sogleich zu den Umstehenden sehr viele Entschuldigungen, besonders gegen die Herzoginn, und jedermann glaubte, die Unhöflichkeit sey von ihm gekommen. Der Herzoginn gefiel diese Politesse so ausnehmend wohl, und die Gegenwart des Geistes, womit sie der Offizier aus der Verlegenheit gezogen hatte, machte ihr Herz so dankbar gegen ihn, daß sie, die wohl wußte, wie oft er ihren Gemahl schon vergebens um eine Beförderung gebeten hatte, nicht eher ruhte, bis er ihm die verlangte Kompagnie gab. Sie machte sich das Vergnügen, ihm selbst das Patent zu überreichen, indem sie sagte: „Herr Hauptmann, es ist doch kein Wind so schlimm, der nicht einem oder dem andern etwas Gutes zuwehete.“

26. Ein Witzfunke von Dreyer.

Johann Matthias Dreyer, der mit dem Titel

tel eines holsteinischen Secretairs zu Hamburg lebte, und daselbst 1769 starb, war als Dichter und noch mehr als witziger Kopf und angenehmer Gesellschafter sehr bekannt und beliebt. Einst waren einige Berliner Kaufleute zum Besuche nach Hamburg gekommen, und da sie viel von Dreyer's witzigen Einfällen gehört hatten, so bekamen sie große Lust, den Mann kennen zu lernen. Sie baten ihn also auf den Nachmittag und Abend zu sich. Er kam; da er aber merkte, daß die Herren ihn zum Lustigmacher brauchen wollten, so war er stumm, oder wenigstens im höchsten Grade einsylbig. Jene mußten sich in Gedult fassen, und erwarten, ob etwa der Wein Wirkung auf ihren Gast thun, und ihn gesprächiger machen würde. Er saß aber noch immer sehr ernsthaft da, daher sagten sie ihm endlich ihren Wunsch mit dürren Worten. Er erfüllte ihn aber nicht eher, als bei Tische, und das auf eine Art, die ihnen gewiß nicht lieb gewesen seyn wird. Es wurde ein Stück Rindfleisch nebst den Markbeinen aufgetragen. Sie ließen sich das Mark besonders wohl schmecken. Als Dreyer dieß bemerkte, so stieß er auf einmal einen tiefen Seufzer aus. Man fragte ihn: was ihn dazu veranlasse? — „Ach, sagte er, ist es nicht ein Jammer, wenn man so sehen muß, wie heut zu Tage die Kinder den Eltern das Mark aus den Knochen saugen?“

27. Die Leipziger Stadtsoldaten.

Die preußische Armee, welche, nach dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges, Sachsen einnehmen sollte, marschirte in verschiedenen Abtheilungen. Ein Trupp gieng über Naumburg an der Saale, der andere über Merseburg, der dritte über Groß-

kugel

kugel ꝛc. Bei Hänischen, unweit Skeuditz, begegnete ein Bauersmann der Armee; er hatte Getreide nach Leipzig gefahren. Der Prinz Heinrich von Preußen fragte denselben: ob Leipzig mit Garnison besetzt sey?

Bauer. Ei ja wohl, in allen Thoren sind welche, in den innersten und äußersten Thoren.

Prinz. Wie stark mag die Garnison seyn?

Bauer. Ja, das kann ich nicht sagen, aber das weiß ich, daß in jedem Thore zwey Mann stehen.

Prinz. Wie heißt das Regiment?

Bauer. Wir nennen solche, wie sie die Studenten getauft haben: Stadtmösen.

Der Bauer fuhr mit seinem Wagen davon, und in zwey Stunden waren die Preußen in Leipzig. Als die preußischen Husaren zum Hallischen Thore hinein gesprengt kamen, erkühnte sich eine sogenannte Stadtmöse (des Leipziger Raths Garnisoner oder der Bürger Miethlinge), den Schlag zuzuziehen. Der preußische Husar dagegen versetzte ihm einen flachen Säbelhieb über den Rücken. „Das ist dumm und wider alle Kriegsmanier, schrie der Stadtsoldat; ich weiß Raison!“ Nicht faul war der preußische Husar, ritt an den Kriegskameraden heran, gab ihm ein paar derbe Maulschellen — und der Garnisoner lief davon; der Schlagbaum schnellte auf, und die Preußen rückten ein. Der Garnisoner gieng natürlich seiner Obrigkeit zu, um bei derselben sich zu beschweren. Wo anders sollte er solche finden, als auf dem Rathhause? aber kein Knecht dieses Raths ließ sich sehen, ungeachtet der ganze Rath versammelt war. Preußische Soldaten hatten das Rathhaus schon besetzt, und die arme Stadtmöse sah, daß seiner Principalen Regiment in fünf Minuten das Ende erreicht hatte. Indem

er

er sich durchs Rathhaus durch nach dem Naschmarkt schlich, begegnete ihm der Prinz Heinrich, der gerade nach dem Rathhause gieng. Der Garnisoner klagte seine Noth, und erzählte alles treulich, und bat um Hülfe, da seine Principale ihm nicht helfen konnten *). Heinrich antwortete: „Warum hat er nicht geschossen?“ — „Ja, Ihro königliche Hoheit, ich hatte nicht geladen,“ erwiederte der Stadtsoldat. — „So ist's seine Schuld, versetzte Heinrich, und ich kann ihm weiter nicht helfen.“

28. Der Edelmann und sein Barbier.

Ein Edelmann, der sich eine Viertelstunde von Troppau auf seinem Schlosse im preußischen Schlesien aufhielt, ließ aus Mangel eines Barbiers immer einen von Troppau zu sich kommen. Die Kommunikation zwischen dem österreichischen und preußischen Schlesien wurde einmal bei Lebensstrafe verboten; aber der Troppauer Barbier glaubte, daß sein Geschäft zu unwichtig sey, um nicht eine Ausnahme zu verdienen. Am bestimmten Tage also gieng er wieder hinüber, aber der Edelmann, voll Schrecken ihn zu sehen, schaffte ihn sogleich wieder zurück, mit dem Bedeuten, er solle ihn an der Grenze erwarten. Der Barbier gieng, der Edelmann kam, kniete an der Grenze nieder, und ließ sich von dem Barbier, der wenigstens immer Einen Fuß auf dem kaiserlichen Gebiet haben mußte,

*) Der Rath war aufgelöst, das Amt hatte nichts mehr zu befehlen; die Stadtsoldaten durften die Bürger nicht mehr exequiren; preußische Füßeliere hatten die Wachen, und Leute von der Stadt mußten caviren.

te, den Bart abnehmen. Seit dieser Zeit kamen sie am Barbiertage immer an der Grenze zusammen, wo denn die Manipulation auf die beschriebene Weise vorgenommen wurde.

29. Kirchliche Fürbitte.

König Friedrich der Zweite von Preußen befahl, bald nach dem Antritte seiner Regierung, daß man in den Kirchengebeten alle Titulaturen, deren man sich in weltlichen Angelegenheiten und Schriften bedient, weglassen, und schlechtweg beten sollte: Wir empfehlen dir auch, o Gott, unsern König, deinen Knecht.

Für einen Patricier in einer damaligen Reichsstadt wurde jedesmal in der Kirche so gebetet: Wir empfehlen dir auch, o Gott, den Hochwohlgebohrnen und Hochweisen Herrn Herrn, N. N. von N., von A. auf B. u. C.; und nun wurden alle Würden und Aemter, die er bekleidete, der Länge nach angeführt. — Einsmals unterließ der Geistliche, diese vorgeschriebene Gebetsformel abzulesen, und sagte bloß: Wir empfehlen dir auch, o Gott, den theuren und bestverdienten Pfleger dieser Kirche. Am folgenden Tage gieng der Patricier zornig aufs Rathhaus, und stieß unter andern heraus: Man werde endlich nicht wissen, ob man für einen Schuster und Schneider, oder für einen Mann Seinesgleichen bete.

30. Der kluge Amtmann.

König Friedrich der Zweyte von Preußen kehrte während einer der jährlichen Musterungen, die er zu halten pflegte, bei einem Ammtmann, Namens Hahn,

ein

ein. Diese Musterungen dauerten in der Regel drei Tage, und er ließ seinem Wirthe jedesmal dafür hundert Dukaten zahlen. Als er seinem Kassier einst bei der Abreise befahl, dem Amtmann Hahn dieß Geld zu geben, äußerte ersterer: „Ich befürchte, Ew. Majestät, daß dem Amtmann dieß nicht einmal lieb seyn wird, denn er ist ein reicher Mann und macht sich eine Ehre daraus, daß Ew. Majestät bei ihm haben wohnen wollen.“

Der König schwieg, verlangte aber, eben als er im Begriff stand, in den Wagen zu steigen, den Amtmann zu sprechen. Hahn erschien. Friedrich fragte ihn: Ich danke ihm für sein Quartier; ich mag ihm nichts dafür anbieten, denn ich höre, daß er Vermögen haben soll. Ist das wahr?

Amtmann. Ja, Ew. Majestät.

König. Wie ist er dazu gekommen?

Amtmann. Dadurch, daß ich immer Einen Groschen theurer eingekauft, und Einen Groschen wohlfeiler verkauft habe.“

König. Das ist ein unzeitiger Scherz. Er sieht, daß ich im Begriff bin, abzureisen, ich habe nicht Zeit mit ihm zu spassen. Sag' er mir kurz und ernsthaft die Wahrheit.

Amtmann. Wie könnt' ich mich unterstehen, mit Ew. Majestät scherzen zu wollen! Es ist die reine lautere Wahrheit, was ich Ew. Majestät gesagt habe. Wann das Getreide wohlfeil war, hab' ich immer den Scheffel mit Einem Groschen theurer bezahlt, als der Preis war, und es aufgeschüttet, und wenn es im Preise stieg, es immer wieder einen Groschen wohlfeiler losgeschlagen, als andere, dadurch hab' ich mir einen hübschen Thaler Geld ehrlich erworben.

König. Er ist ein braver Mann! Ich will ihn in den Adelstand erheben.

Der Ammtman lehnte dieß ab, aber dessen ohnerachtet erhielt er bald darauf das Adelsdiplom.

31. Der Kaiser Joseph und sein Reisegefährte.

Auf einer seiner Reisen traf einst Kaiser Joseph der Zweite eine umgeworfene Postkutsche an. Der Fremde, dem sie gehörte, schien in großer Verlegenheit zu seyn; deswegen bot ihm der Kaiser einen Platz in seinem Wagen an, den der Fremde auch dankbar annahm, um so mehr, da beide einen Weg zu machen hatten. Sie kannten sich bis jetzt gegenseitig nicht, aber die Güte des Kaisers machte den Fremden zutraulich, und er sagte zum Kaiser: „Rathen Sie einmal, was ich heute zu Mittag gegessen habe?

Kaiser. Hühnerfrikassee?

Reisender. Nein.

Kaiser. Einen Hammelbraten?

Reisender. Nein.

Kaiser. Einen Eierkuchen?

Reisender. Nein.

Endlich rieth der Kaiser das Rechte. „Sie haben es getroffen," sagte der Mann, indem er ihn dabei zutraulich aufs Bein schlug. Der Kaiser sagte: „Wir kennen uns noch nicht: ich will Ihnen auch etwas zu rathen geben. Wer bin ich?"

Reis. Vielleicht Soldat.

Kais. Es kann seyn, aber man ist doch auch sonst etwas.

Reis. Zum General sind Sie zu jung; Sie sind vielleicht Oberst?

Kais. Nein.

Reis. Major?
Kais. Nein.
Reis. Kommandant?
Kais. Nein.
Reis. Nun, zum Teufel, wer sind Sie denn? Doch nicht gar der Kaiser?

„Getroffen! sagte Joseph, und schlug zugleich seinen Gast auf das Bein. Der erschrockene Fremde wollte auf die Knie sinken, wollte aussteigen. ——— „Nicht doch, sagte der Kaiser, ich wußte wer ich war, als ich Sie in den Wagen nahm, und bekümmerte mich nicht darum, wer Sie waren; es hat sich nichts verändert; lassen Sie uns nur fortfahren!“

32. Ehrfurchtsbezeugungen gegen die Kaiserinn Katharina II.

Der Kaiserinn Katharina der Zweiten wurden einmal an Einem Tage und zu gleicher Zeit ein Abgeordneter aus Frankreich, ein persischer Gesandter, kalmückische Deputirte und ein alter Russe vorgestellt, den die Kaiserinn zum Ritter erhoben hatte. Der Franzose küßte ihr die Hand mit aller französischen Artigkeit und Gewandtheit; der Perser mit orientalischen Geberden; die Kalmücken warfen sich der Länge nach vor ihr auf die Erde, und der alte Russe kniete vor ihr nieder, und hob die Augen zum Himmel auf.

33. Die spanischen Mönche und der Dieb.

Im Jahr 1779 war ein Reisender Augenzeuge von folgender schröcklichen Begebenheit, die sich zu Barcellona in Spanien zutrug.

Einige Carmeliter-Barfüßermönche hatten in ihrem

ihrem Kloster einen Menschen gegriffen, der so eben etwas aus ihrer Kirche gestohlen hatte. Sie fragten ihn, ob er lieber der weltlichen Obrigkeit zur Bestrafung ausgeliefert seyn, oder sich, statt dessen, einer klösterlichen Züchtigung unterwerfen wollte? Der arme Schelm wählte zu seinem Unglück das letztere, vermuthlich weil er meinte, dabei glimpflicher wegzukommen. Allein er erfuhr bald, daß er sich schröcklich betrogen hatte. Die heiligen Klosterleute banden ihn auf einen Tisch, und geißelten ihn mit ihren ledernen Riemen, an welche große eiserne Schnallen befestiget waren, vom Nacken an bis auf die Fußsohlen so schröcklich, daß er unter dem entsetzlichsten Brüllen ohnmachtig wurde. Damit war aber die Rachsucht der Unmenschen keineswegs befriediget. Sie hörten nur auf, um den Gemarterten wieder etwas Kräfte schöpfen zu lassen, und als die Ohnmacht vorüber war, gaben sie ihm zu trinken. Dann fieng das Peitschen von neuem an, bis die eisernen Schnallen dem Unglücklichen das Fleisch stückweise von den Knochen gerissen hatten, und in diesem jammervollen Zustande warfen sie ihn vor die Klosterthüre hinaus. Er konnte kaum in das gegenüberstehende Hospital gebracht werden, wo er nach fünf Stunden starb.

Das Volk fühlte die Abscheulichkeit dieser That tief, die Regierung hingegen bekümmerte sich gar nicht darum. Das Mißvergnügen unter dem großen Haufen in der Stadt war so groß, daß der Almosenpfleger des Ordens, welcher sich unterstanden hatte, zu behaupten, es sey besser gewesen, daß seine Ordensbrüder den Elenden zu Tode gepeitscht, als daß ihn die Obrigkeit hätte hängen lassen, vom Volk würde zerrissen worden seyn, wenn ihn die Obrigkeit nicht noch gerettet hätte.

34. Die Folter.

In einer gewissen Stadt wurde einst die Kasse auf dem Rathhause bestohlen, ohne daß man an den Schlössern oder sonst irgendwo eine Verletzung wahrnehmen konnte. Nur an einer Thür fand man den Schlüssel stecken. Der Verdacht fiel sogleich auf den Schlosser, welcher damals in einem obrigkeitlichen Amte stund, und die Schlüssel des Rathhauses in Verwahrung hatte. Es wurde sein Haus durchsucht, und es fehlte gerade der Schlüssel zu erwähnter Thür. Der Schlosser wurde sogleich in Verwahrung gebracht, er leugnete, wurde auf die Folter gebracht, und gestand das Verbrechen.

Eine kurze Zeit nach seiner Hinrichtung kam ein Brief aus Ungarn an besagten Stadtmagistrat, in welchem demselben zu allenfalls nöthiger Wissenschaft eröffnet wurde, daß ein Schlossergeselle wegen verschiedener Diebstähle hingerichtet worden sey, welcher unter andern auch die Aussage gethan hätte, daß er in Deutschland und in besagter Stadt gearbeitet, seinem Herrn in der Stille die in einem verschlossenen Schranke befindlichen Schlüssel zum Rathhause und zu dortiger Kasse mittelst eines Dietrichs entwendet, und Nachtszeit sich in das Rathhaus geschlichen, das Geld genommen und bald darauf Ursache gesucht habe, seinem Herrn die Arbeit aufzukünden.

Der Magistrat erschrack, wie leicht zu vermuthen, über diese Nachricht, bedauerte den unglücklichen Unschuldigen mit unnützem Mitleid, und stiftete zu Wiedererlangung seiner ungerecht verletzten Ehre, ein immer brennendes Licht auf dem Kirchhofe.

35. Der Autor und sein Verleger.

Ein gewisser Doctor Franke in Halle legte einen Buchhandel an, und verlegte unter andern des Kanzlers Ludewig Opuscula miscella und die Bibliotheca Uffenbachiana. Die Bücher fanden aber wenig Absatz und Franke machte Bankerott. Der Kanzler Ludewig wollte ihm als einem Betrüger den Proceß machen lassen; ja er sagte sogar einmal zu dem Buchhändler Fritsch in Leipzig, er wolle Franken im Bildniß an den Galgen hängen lassen. Fritsch erwiderte, wenn dieß geschehen sollte, so möchte doch der Herr Kanzler an das eine Bein seine Opuscula und an das andere die Bibliotheca Uffenbachiana binden lassen.

36. Die Collecte.

Als der große Methodistenapostel Whitefield einmal in Neuengland predigte, sollte nach der Kirche an den Thüren eine Collecte gesammelt werden. Ein englischer Matrose, der in der Kirche war, sah zur bestimmten Zeit etliche Leute Teller nehmen und damit an die Kirchthüren treten. Er ergrief auch einen Teller, aber alles hineingeworfene Geld steckte er ganz bedächtig in seine Hosen. Whitefield hörte es, und bedeutete ihn, daß das Geld zu Almosen bestimmt wäre, weshalb er nicht anstehen sollte es herauszugeben. „Daraus wird nichts, hob der Matrose an, die Leute haben mir das Geld gegeben, und ich will es auch behalten.“ — „Der Teufel wird euch holen, rief der Prediger, wenn ihr es nicht zurückgebt.“ — „Mich soll der Teufel holen, wenn ich es zurückgebe,“ erwiederte Jack und machte sich davon.

37. Der Pabst und der Officier.

Als Rom, nach Murats Niederlage, von Oesterreichern wimmelte, ließ sich unter andern auch ein böhmischer Lieutenant, der nur seiner Muttersprache mächtig war, dem Pabste vorstellen. Dieser klopfte ihm, mit den Worten: bravo guerriere! (braver Krieger) auf die Schulter. Der treuherzige Böhme faßte hierauf schnell die Hand seiner Heiligkeit, schüttelte sie derb und entgegnete: bravo Papa! bravo Papa! worüber der letztere herzlich lachen mußte. Damit hatte die Audienz ein Ende.

38. Die Doctorwürde.

Es war bekanntlich bis auf unsere Zeiten auf manchen Universitäten eine ziemlich leichte Sache, die Würde eines Doctors zu erlangen, und die Kapacität des Kandidaten kam dabei oft gar wenig in Betrachtung. Dieß war z. B. der Fall auf der Universität Harderwyck, wo man ohne vorhergehende Prüfung Doctor der Rechte werden konnte.

Einem paar Edelleute; die durch diese Stadt reisten, fiel es ein, sich auch zu Doctoren machen zu lassen. Sie schickten daher zum Dekan der Fakultät, und baten sich zwey Diplome aus. Da derselbe aber abwesend war, so ließ seine Frau sagen, morgen sollte das Diplom ausgefertiget werden. Es geschah, und die neuen Doctoren erhielten gegen die Gebühr ihre Diplome. Nun kam ihnen aber der Gedanke ein, sich über die Fakultät lustig zu machen. Sie schickten daher wieder hin, und ließen fragen: ob sie nicht auch ein paar Diplome für ihre Reitpferde empfangen könnten? Das gehe nicht an, ließ die Gattinn des Dekans sagen, Esel mache

mache man zwar hier zu Doctoren, aber keine Pferde.

39. Die Amnestie.

Als die Revolution in Frankreich ausgebrochen war, beschloßen die Bauern eines Dorfes in Quercy, sich an ihrem Gutsherrn für die Bedrückungen zu rächen, über die sie zu klagen allerdings Ursache hatten. Die Gährung war groß, und auf dem Punkte auszubrechen. Da trat der Pfarrer auf die Kanzel und sprach: „Meine Freunde, der Tag der Freiheit und der Rache ist angebrochen. Der Besitzer dieses Dorfs ist bisher euer Tyrann gewesen; er muß also bestraft werden. Bei einem so gerechten Vorhaben kann ich meine Gemeinde nicht verlassen; erlaubet mir also, euer Anführer zu seyn, und schwöret alle, meinem Beispiele zu folgen.“ Die Bauern schwuren, und der Pfarrer fuhr fort: „Ich schwöre, ihm zu verzeihen!“ Dem Befehl ihres Seelenhirten, und dem geleisteten Eide getreu, ließen die Bauern ihrem Gutsherrn Verzeihung widerfahren.

In einem andern Dorfe giengen die Bauern mit Pechfackeln nach dem Schlosse ihres Herrn, trafen ihn aber unterwegs an, indem er selbst eine Fackel in der Hand hatte. „Wo wollt ihr hin?“ fragte er sie. — „Wir wollen euer Schloß anzünden,“ war die Antwort. — „Das ist ganz recht, erwiederte der Edelmann, denn ich bin eben auch im Begriff, euer Dorf in Brand zu stecken.“ Diese Antwort besänftigte die Bauern, und das Schloß wie das Dorf blieb von den Flammen verschont.

40. Der reisende Prinz.

Der Sohn eines reichen Kaufmanns aus Oet-

 tingen,

tingen, mit Namen Prinz, reisete von seiner Vaterstadt nach Erlangen, um dort zu studieren. Auf dieser Reise kam er durch die ehemalige freie Reichsstadt ***. Am Thore mußte der Wagen halten. Der Offizier der Stadtmiliz trat an den Wagen mit einer Schreibtafel und einer Bleifeder in den Händen und fragte: Wer sind Sie? — „Prinz von Oettingen," war die Antwort. — Wo denken Sie zu logiren? — „Im weißen Schwan." — Gehen weiter? — „Ja, nach Erlangen."

Der Wagen fuhr weiter. Den Tag darauf las man in dem Intelligenzblatt der Stadt: „Gestern trafen Se. Durchlaucht, der Prinz von Oettingen hier ein, geruhten im weißen Schwan abzutreten, und haben nach eingenommenem Mittagsmahl Höchstihre Reise nach Erlangen fortgesetzt."

Wer kann dafür stehen, daß nicht viele Zeitungsartikel eben so authentisch sind, als diese Nachricht?

41. Tod des Generals Morand.

Ein uralter Kosak mit schneeweißem Barte sprengte, bei der Einnahme von Lüneburg, um Ostern 1813, mit hoher, blinkender Lanze, durch die Gassen der Stadt, Feinde suchend und lustig Gefecht. Plötzlich erblickte der kampflustige Morgenländer einen jüngern Landsmann, mit einem französischen Staabsoffizier im Handgemenge. Es war der kommandirende General Morand selbst, der zu Fuß mit dem Säbel in der Faust, sich gegen die todbringende Lanze des kühnen Fremdlings vertheidigte. Augenblicklich zügelte der Alte vom Ural sein wildes Roß, sah dem ungleichen Kampfe eine Weile zu, schwang sich von seinem Pferde, und bat den jüngern Landsmann, ihm das Gefecht zu überlassen.

Morand

Morand bemühte sich vergebens, durch einen kräftigen Hieb mit seiner guten Klinge, die eiserne Spitze der Lanze vom Schafte zu trennen. Der Alte vom Ural zog Anfangs spielend einige täuschende Finten durch die Lüfte, versetzte aber bald dem feindlichen General mit nervigter Faust, den tödtlichen Stoß in die Brust, woran Morand einige Tage nachher im Mecklenburgischen starb. Der eisgraue Kosak hieng des Franzmanns kostbaren Ehrensäbel, mit goldenem Gefäße und reich mit Diamanten besetzt, nachläßig an seine rechte Hüfte; denn ein köstliches Schwerdt von Damask, im letzten Türkenkriege einem stolzen Muselmanne abgenommen, wich jenem nicht von seiner Linken.

42. Die Macht des Gewissens.

Auf dem furchtbaren Rückzuge der Franzosen aus Rußland, kam ein Soldat, der schon seit mehrern Tagen keinen Bissen genossen, in die von ihren Bewohnern verlassene Hütte eines armen Landmanns. Erschöpft sank der Franzose nieder, raffte jedoch seine letzten Kräfte noch einmal zusammen, durchsuchte die ganze dürftige Wohnung nach Lebensmitteln, fand aber nur — ein schlummerndes Kind in einer ärmlichen Wiege. Da gab der wüthende Hunger ihm den gräßlichen Gedanken ein, das unschuldige Würmchen zu morden, um sein eigenes elendes Leben zu fristen. Der schröckliche Gedanke ward rasch ausgeführt, das unglückliche Kind am Feuer gebraten, und von dem entmenschten Unholde mit dem scheußlichsten Heißhunger verzehrt.

Der Unmensch langte glücklich in Deutschland an, doch sein Gewissen ließ ihm keine Ruhe. Wachend und träumend stand das kleine Wesen ihm

vor Augen, wie es die zarten Aermchen lächelnd nach ihm ausstreckte, doch bald mit blutendem Halse hingestreckt vor ihm da lag. Er klagte seinem Hauptmann die Angst seiner Seele, doch vergebens suchte ihn dieser zu beruhigen. Der unglückliche Franzose hatte sich eines Morgens, bei Havelberg, in die Havel gestürzt.

43. Strenger Befehl.

An der piemontesischen Grenze erklärten die Mauthbeamten, bald nach der Wiedereinsetzung des Königs von Sardinien, daß sie den strengsten Befehl hätten, alle Bücher, Kupferstiche und Papiere der Reisenden in Beschlag zu nehmen, und selbige zur Prüfung an gewisse Jesuiten nach Genua zu senden, von wo ihnen die passierlichen, auf ihre Kosten, in die Heimath nachgeschickt werden sollten. In der Vollmacht, welche sie dazu anwies, waren die Beamten, für den Fall der Vernachlässigung des Befehls, mit der Kassation, einer Geldstrafe von 500 Thalern und halbjährigem Gefängniß bedroht, weshalb sie denn selbst den Geistlichen das Brevier wegnahmen. Ja, die Schulknaben, welche über den Fluß nach der Schule giengen, mußten jedesmal die Zollstätte umschleichen, weil sie ausserdem um ihre ABC-Bücher, oder um den Cornel und Phädri Fabeln gekommen seyn würden.

44. Die Ausrufer.

Als Napoleon von Elba nach Paris zurückgekommen war, wurden in der ersten Zeit regelmässig drei zahlreiche Versammlungen vor dem Palast der Thuillerien veranstaltet, die schreien mußten:

„Es lebe der Kaiser!“ Die erste Versammlung solcher Schreier, welche um eilf Uhr des Morgens sich einfand, bestand aus Offizieren, die auf halben Sold gesetzt waren. Diese schrieen gratis. Die zweite fand um drei Uhr Nachmittags statt, zu einer Zeit, wo die meisten Menschen in dem Garten der Thuillerien sind; die dritte am Abend. Zu den beiden letzten Spiegelfechtereyen bediente man sich des niedrigsten Pöbels. Dessen Kehlen waren die kräftigsten, aber sie verursachten der Polizey auch große Kosten. Jeder Schauspieler bei diesem Possenspiele, der einen Franken erhalten hatte, um seine Rolle um drei Uhr zu spielen, forderte oft das dreifache für die Vorstellung am Abend, um die Kehle anfeuchten und die Lunge stärken zu können. Da diese Possenspiele zur bestimmten Stunde und immer von den nemlichen Schauspielern aufgeführt wurden, so gab man ihnen den Namen: Ausrufer.

45. Der Friedenssaal.

Als der Kaiser Alexander von Rußland im Jahr 1814 die Thuillerien in Paris besuchte, zeigte man ihm den Friedenssaal. Lächeld fragte der Monarch: „Wozu mag Napoleon wohl diesen Saal gebraucht haben?“

46. Preßzwang.

Napoleon hatte bekanntlich ein wachsames Auge über alle Druckschriften, und suchte alles zu unterdrücken, was seiner Despotie auch nur von ferne nachtheilig werden konnte. Als das berühmte Werk der Frau von Stael über Deutschland in Paris gedruckt wurde, entspann sich zwischen Napoleon und dem

dem Generaldirektor der Druckereien folgende Unterredung:

Napoleon. Was giebt es neues in Ihrem Departement?

Director. Kleinigkeiten, und das neue Werk der Frau von Stael.

Napoleon. Was sagt sie von mir?

Director. Nichts, Sire, durchaus nichts, ich habe alle sechs Bände durchgelesen.

Napoleon. Eine Zeitgenossinn von dem Rufe der Frau von Stael, die nicht offenbar gut von ihrem Gebieter redet, denkt im Stillen schlecht von ihm; unterdrücken Sie das Buch.

Das Werk ward zerstampft, und die Verfasserinn mußte das Honorar von 20,000 Franken und die Druckkosten von 6000 Franken ersetzen.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK

90027

Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel, / Migne, Jacques Paul / Montfaucon, Bernard de

Denkwürdigkeiten aus der Menschen-, Völker- und Sittengeschichte alter und neuer Zeit zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung für alle Stände

Bd.: 2

Ulm (1820)

H.misc. 18 q-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10737492-6